

GOVERNMENT OF INDIA

ARCHAEOLOGICAL SURVEY OF INDIA

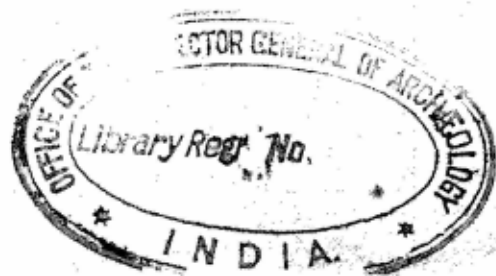
CENTRAL
ARCHAEOLOGICAL
LIBRARY

ACCESSION NO. 39848

CALL No. 294-5 / Bati

D.G.A. 79

29.
20/7/08





Darstellung

der

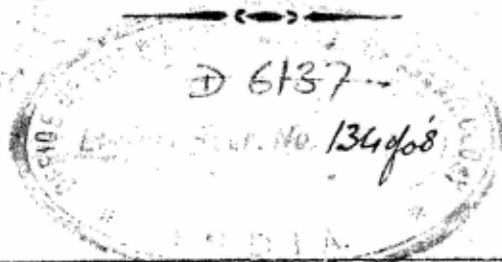
Brahmanisch-Indischen

Götterlehre,

Religionsgebräuche und bürgerlichen Verfassung.

35848

Nach dem lateinischen Werke des Vater Paullinus
a St. Bartholomaeo bearbeitet.



Mit dreissig Kupfertafeln.

G o t h a,
bey Carl Wilhelm Ettinger
1 7 9 7.

GENERAL ARCHAEOLOGICAL
LIBRARY, NEW YORK II.

Acc. No.

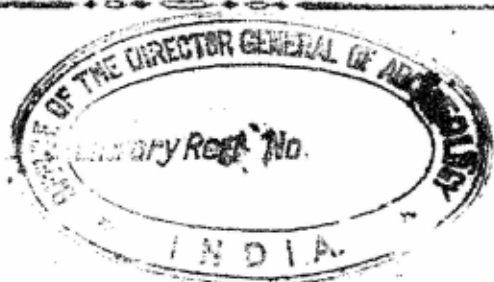
3904.0

Date.

21.5.63

Call No.

294.5/Bar.



VORBERICHT

des deutschen Bearbeiters.

Der Werth einer genauern Bekanntschaft mit der Welt und ihren Bewohnern ist entschieden, und jeder Beytrag dazu schätzbar, wenn er mit Wahrheitsliebe ausgeführt ist. Oft aber hält es überaus schwer, gegründete Nachrichten dieser Art einzuziehen, und sich bey dem besten Willen nicht hinter das Licht führen zu lassen. Eher als sonst wo, kann dieser Fall bey den Nachforschungen über die Brahmanen eintreten, weil die Geheimhaltung ihrer Lehren und Grundsätze so vorzüglich strenge beobachtet wird. Verlaufene Brahmanen sind mehrentheils Unwissende, deren Genossen keinen reellen

Verrath von ihnen zu fürchten haben, und, wie sich mit vieler Wahrscheinlichkeit folgern läßt, Nichtswürdige, die sich noch weniger ein Gewissen daraus machen werden, unsern Europäern bare Lügen aufzuheften, als sie Anstand nahmen, ihre Caste, und mit derselben alles zu verlassen, was man sonst von Jugend auf, als heilig und ehrwürdig hat verehren gelernt.

Diese Zweifel gelten, einem grossen Theile nach, gegen dasjenige, was uns Reisende und Gelehrte bisher von dem Wesentlichen des Brahmanenthums erzählt haben, und vielleicht liessen diese Zweifel sich noch weiter treiben, wenn ihnen gleich ein oder das andre Mahl die Benutzung brahmanischer Originalschriften entgegen zu stehen scheint. Doch, wir wollen unsern Scepticism nicht bis zum Undanke treiben, sondern ihn blofs darum bemerkbar machen, damit man sorgfamer in der Prüfung, nicht sogleich alles annehme, was sich erst künftig als mehr oder minder wahr bestätigen kann. Bis dahin aber jede Nachricht zur Seite legen, hiesse sehr verkehrt gehandelt, indem wir uns dadurch den geradesten Weg abschneiden würden, auf welchem wir allein mit der Zeit zu gegründeten Resultaten zu gelangen im Stande sind.

In soferne ist also das *Werk*, welches ich itzt dem Publikum in einer deutschen Bearbeitung übergebe, keineswegs unnütz oder überflüssig, sondern um so schätzbarer, je reichhaltiger es an interessanten Notizen ist, und je kenntnißvoller es bearbeitet zu seyn scheint. Um dies im Voraus, so viel als möglich ist, zu belegen, wird es hier am rechten Orte seyn, meine Leser, nach Anleitung der Vorrede zu dem Originale, mit dem Verfasser dieses Werkes, und mit seinem Verfahren bey demselben, einigermaßen bekannt zu machen. Nachher werde ich Gelegenheit finden, von meiner gegenwärtigen Bearbeitung, so viel als nöthig ist, zu sagen.

Der Verfasser, Pater Paullinus a S. Bartholomaeo, hielt sich längere Zeit auf der malabarischen Küste als Missionär auf. Dieses Amt verschafte ihm Gelegenheit genug, einen Theil Indiens und seiner Bewohner näher kennen zu lernen. Um aber auch im Stande zu seyn, diese Gelegenheiten gehörig zu benutzen, suchte er sich vor allen Dingen eine genauere Kenntniß der malabarischen Landessprache zu erwerben, und als er diese nun erlangt hatte, bemerkte er alles Wissenswürdige, was er selbst sah, oder erfuhr, in seinem Tagebuche, verglich dieses gegen einander, liefs sich von

kundigen Leuten, was ihm noch dunkel war, aufhellen, und that alles, was in seinen Kräften stand, um hinter die Wahrheit zu kommen.

Da er indessen bald gewahr wurde, daß es ohne Kenntniß des Sanscrit*), oder der heiligen Sprache nicht möglich sey, öftern Irrthümern auszuweichen, so wählte er sich die besten Lehrer, welche er in seiner Gegend vorfand, schafte sich die vorzüglichsten Werke an, und brachte es durch den Umgang mit den erstern, so wie durch das Studium der letztern, bald dahin, daß er nicht nur das brahmanische Wörterbuch *A m a r a s i n h a* — welches, beyläufig gesagt, diesem seinem Werke zum Grunde liegt — ohne Fehl übersetzen konnte, sondern er las nun auch einige epische Gedichte, war im Stande, sich in handschriftliche Werke einzustudiren, und übertrug die in der heiligen Sprache abgefaßten Schriften, in die gewöhnliche Landessprache.

*) Man schreibt diesen Namen auch Sanscrit und Sanfrit. Zu merken aber ist, daß die Sylbe Sam oder San ohngefähr mit dem Laute des spanischen *ã*o, oder mit Hülfe eines Nasentones muß ausgesprochen werden.

Wie weit des Verfassers Kenntnisse in der heiligen Sprache der Brahmanen gehen, hat er in seiner zu Rom im Jahre 1790 erschienenen Sprachlehre des Samscrid bewiesen. Was sich mit diesen Kenntnissen aber bewirken lasse, dies wollte er durch das gegenwärtige Werk darthun, welches gleichfalls zu Rom, aber ein Jahr später als jene Sprachlehre, unter folgendem Titel erschien: *Systema brahmanicum, liturgicum, mythologicum, ciuile ex monumentis indicis Musei Borgiani Velitris, dissertationibus historico-criticis illustravit FR. PAULLINUS a ST. BARTHOLOMAEO, Carmelita discalceatus, Malabaricae missionarius, academiae Volscorum Veliter-nae socius.* 4. 326 Seiten.

Bey diesem Werke legte der Verfasser, wie schon der Titel besagt, die indischen Zeichnungen und Erztgebilde zum Grunde, welche sich im Museum des um die Wissenschaften überaus verdienten Cardinal Borgia zu Veletri befinden, und bey Gelegenheit der Erläuterung dieser Denkmähler, bringt er denn alles bey, was er für die nähere Kenntniß des Brahmanenthums, sowohl in Indien selbst mit der grössesten Sorgfalt gesammelt, als was er für eben diesen Gegenstand aus dem ge-

schätzten Wörterbuche *Amarasinha* geschöpft hatte. Zugleich bediente er sich der handschriftlichen Nachrichten anderer Missionäre, die er mit seinen eignen Bemerkungen verglich, und mehrerer indischer Werke. So viel von dem Verfasser, der Entstehung und Bearbeitung des Originals gegenwärtiger Schrift.

Meine erste Absicht bey der deutschen Einkleidung dieses Werkes gieng dahin, es zu der Grundlage einer für bloße Dilettanten genießbaren Darstellung des Brahmanenthums zu machen, in der ich nach einem bestimmten Faden, und mit Auswahl, alles an ~~einander reihen~~ wollte, was wir bis itzt etwa sicheres davon wissen. Aber so leicht dieses Unternehmen dem auch scheinen mag, der nie selbst etwas ähnliches erprobte, so viele Schwierigkeiten hat es doch, die nichts destoweniger wohl noch würden zu überwinden gewesen seyn, wenn bey den vielen und großen Lücken, welche alle bisher über diesen Gegenstand erschienene Werke, noch immer in ihm übrig gelassen haben, es nicht beynahe ganz unmöglich gewesen wäre, einen gewissen systematischen Ueberblick über ihn zu geben. Zu dem sind ja die Akten, auch nur dem dringendsten Erfordernisse gemäß, noch lange nicht geschlossen,

geschlossen, und daher war auch diese Schrift nur als ein Beytrag zu ihnen anzusehen. Als einen solchen behandelte ich sie denn auch, und nach diesem Gesichtspunkte änderte ich nun, wie natürlich, die Art und Weise der Bearbeitung selbst ab, doch suchte ich das Werk, so viel es, seiner einmaligen Anlage nach, und bey meinen andern mannigfachen Arbeiten möglich war, den etwanigen Wünschen der Dilettanten nicht minder, als den Anforderungen des gelehrten Forschers anzupassen.

Durch eine bloße Uebersetzung, die ihrem Originale Schritt vor Schritt folgen muß, wär' es mir unmöglich geworden, diesen Endzweck zu erreichen, da das lateinische Werk ganz im italiänischen Geschmacke abgefaßt ist, das heißt, mit ausführlichen Citaten alter Autoren, oft nicht zur Sache gehörigen Auswüchsen, und derben Ausfüllen gegen Andersdenkende überladen ist. Hätte ich hier nicht manches weglassen und mildern wollen, so würde Langeweile den Dilettanten bald von der weiter Lektüre abgeschreckt, und der Gelehrte sie nur mit fühlbarer Abmattung beendigt ha-

ben*). Demohngeachtet will und kann ich es meinen Lesern nicht bergen, daß dieses Werk noch um einen Bogen etwa kürzer hätte ausfallen können, wenn ich gleich anfänglich denselben Plan in der Bearbeitung befolgt wäre, welchen ich bey der letzten größern Hälfte beobachtet habe. Aber ich war zu schüchtern etwas wegzulassen, wovon ich glauben durfte, daß einer meiner Leser es brauchen könnte, bis ich endlich gewahr ward, daß dagegen, wenn ich so fortführe, der größere Theil der Leser, übel berathen seyn würde.

*) Was würde es z. B. wohl gefrommt haben, wenn ich folgende Perioden auch meinen deutschen Lesern zum Besten gegeben hätte? *Eximius iste Germaniae pseudapostolus* (DE PAW, qui materialismum asiaticis gentibus commendatum habere vellet, cum nihil credat, neque post mortem aliquid sperandum habet. Mirum itaque non est, quod ipse subinde criminetur, et mordeat, dum praeconceptis suis praeiudiciis philosophicis, et turgidae suae mentis opinionibus oppositum aliquid apud alios reperit. De animae immortalitate multa tradit Plato in Phaedone, in libris de republica, Menone, Gorgia, aliisque dialogis. Pindarus vero ait: Vis summa leti corpora destruit, superest imago viva ut aevi. Und dazu das Citat aus Juvenal. Lib. I. sat. 2. v. 23. Loripedem rectus derideat, Aethiopem albus. Dies sey eine Probe von vielen.

Was nun die Darlegung der Wor'e betrifft, so folgte ich auch darin dem Original nichts weniger als strenge, doch versuhr ich dabey immer mit beständiger Rücksicht auf Deutlichmachung des Sinnes, dessen richtige Auffassung durch des Verfassers schlechte Latinität, und durch seine Nachlässigkeit im Vortrage, nicht selten erschweret wird. Ueberflüssige Umschreibungen, unnöthige Wiederholungen, und peinliche Genauigkeiten in einzelnen Wörtern, wie in ganzen Sätzen, übergieng ich gleichfalls, was aber allein den Gelehrten interessieren konnte, das suchte ich, so viel es sich thun liefs, aus dem Texte in die Anmerkungen überzutragen.

Ob es mir bey einer solchen Behandlung gelungen ist, dieses Werk dem deutschen Publikum in einer schicklichern Einkleidung zu übergeben, darf ich nicht entscheiden, so sehr ich es auch wünsche. Hätte ich mich, was nun so ganz und gar nicht der Fall war, dieser Arbeit mit wenigerer Unterbrechung widmen können, dann freylich dürfte ich mir mit dem Beyfalle meiner Leser vielleicht sicherer schmeicheln. Das Unternehmen selbst

bedarf meiner Empfehlung wohl nicht bey, der Seltenheit des Originals unter uns, und den Lobsprüchen, die dasselbe auch schon in Deutschland, wo es irgend bekannt ward, erhalten hat.

Demohngeachtet giebt es so manchen Uebelstand des Originals, den ich wohl einsah, aber auch in meiner Bearbeitung nicht ganz wegwischen konnte, wenn ich nicht manches zur Sache gehörige mit übergehen wollte. Dahin gehören z. B. manche Unbestimmtheiten und scheinbare Widersprüche, die ich zwar hin und wieder in den Anmerkungen bezeichnet habe, zu deren Lösung sich aber, ihrer Dunkelheiten wegen, gemeinhin wenig thun liefs. Ferner die schon von Jones in den Gang gebrachte, und von unserm Verfasser bey nahe noch weiter getriebene Vergleichung der indischen und griechisch - römischen Mythologie, nebst den offenbaren Unrichtigkeiten in der Darstellung der letztern. Ja endlich, das mannigfach fremdartige, was mit unterläuft, und die Nachträge zu dem einen Artikel, in dem darauf folgenden. Aber wie gesagt, dies hätte sich nur durch eine gänzliche Umschmelzung des Werkes

heben lassen, zu der ich anfänglich nicht Muth genug hatte, und die dadurch nachher ganz un- ausführbar geworden war. Meine eignen Bemerkungen habe ich häufig, aus sehr begreiflichen Ursachen, unterdrückt. Nur im Vorbeygehen sey es mir itzt erlaubt, da der Lingamdienst so vieles im Bildlichen gegen sich hat, auf die Idee von einer sonstigen allmählichen Producirung aller Dinge, welche endlich nachliefs, so dafs itzt nichts neues mehr erzeugt wird, hinzudeuten. Diese Idee scheint dem Lingam im Joni zum Grunde zu liegen. Man denke an Osiris und Kronos. Dafs übrigens die indischen Nahmen von dem Verfasser italiänisch nachgebildet sind, und dafs man daher bey ihnen die italiänische Aussprache anwenden müsse, die ich aus guten Gründen nicht in unsre Sprache übertragen wollte, wird jeder wohl ohne mein Erinnern bemerken.

Uebrigens ist der Verfasser dieses Werkes reich an kühnen Vermuthungen, besonders im Felde der Etymologie; aber viele dieser Conjecturen und Muthmassungen werden schwerlich den Beyfall unter uns finden, welchen der Verfasser sich vielleicht

von seinen Landsleuten versprechen durfte*). Dem-
ohngeachtet glaubte ich, mir auch hier nicht
immer die Freyheit des Wegscheidens zugestehen
zu dürfen.

*) Z. B. wenn der Verfasser die Nahmen Titan und Sa-
ran, von *deitjā* oder *ditjā* aus dem Samscrid her-
leitet.

INHALTS-VERZEICHNIS

Der Götterdienst.

<i>Jagam</i> , oder das der Sonne und den übrigen Planeten gewöhnlich dargebrachte Opfer. Hier gehört Kupfertafel 1.	Seite	1
<i>Homam</i> , oder das Feueropfer. Kupfertaf. 2.	—	12
Das Opfer <i>Tukam</i> , und die anderweitigen Menschenopfer. Kupfertaf. 3.	—	18
<i>Pidrujagnam</i> , oder das Opfer für die Hingefchiedenen.	—	24
<i>Bhudajagna</i> , das Opfer für die bösen Genien. Kupfertaf. 4.	—	34
Opfer und Verehrung des <i>Lingam</i> . Kupfertaf. 5.	—	41
Sühnungen, Waschungen, Gebethe, Wallfahrten Taf. 6.	—	51
<i>Gñanamádjam</i> , oder die Einweihung zum Leben der Weisen.	—	64
<i>Ciaduráshrama</i> , oder von den vier vorzüglichsten brahmanischen Instituten, insbesondre von den Samanen. Taf. 7.	—	70
<i>Sambhavam</i> , oder die Entstehungsgeschichte der Welt und der Dinge bey den Indiern.	—	82

Die Götterlehre.

<i>Brahma</i> . Taf. 8.	—	94
<i>Vishnu</i> . Taf. 9.	—	99
<i>Shiva</i> . Taf. 10.	—	108
<i>Sarasvadi</i> . Taf. 11.	—	113
<i>Laekshmi</i> . Taf. 12.	—	115
<i>Párvadi</i> oder <i>Bhavani</i> . Taf. 13. 14.	—	118
<i>Trimurti</i> , oder die indische Dreyeinigkeit. Taf. 15.	—	124
Von der Kupfertafel 16 s. die kürzern Zusätze im Anhang.		

<i>Shrirāma.</i> Taf. 17. 18.	S. 127
<i>Krshna.</i> Taf. 19.	— 135
<i>Budha.</i> Taf. 20.	— 143
<i>Die zehente irdische Erscheinung Vishnu's.</i> Taf. 21.	— 150
<i>Gaenavadi oder Ganésa.</i> Taf. 22.	— 154
<i>Jama.</i> Taf. 23.	— 160
<i>Indra.</i> Taf. 24.	— 164
<i>Kāmadéva.</i> Taf. 25.	— 169
<i>Subramānnja.</i> Taf. 26.	— 174
<i>Vom Thierdienste.</i> Taf. 27.	— 179

Die bürgerliche Verfassung.

<i>Nalevarnnam, oder die vier brahmanische Kasten.</i> Taf. 28.	— 187
<i>Kshetria, von der Regierung und dem Kriegsdienste.</i> Taf. 29.	— 196
<i>Vajshjer, von dem Ackerbaue.</i> Taf. 30.	— 205
<i>Von dem Gebrauche des gemünzten Geldes in Indien.</i>	— 215
<i>Bemerkungen über die indischen Münzen im Museum des Cardinals Borgia zu Veletri.</i> Taf. 31.	— 221
<i>Shudra, oder von den mechanischen Künsten.</i> Taf. 32.	— 230

DAS OPFER JAGAM,

*welches der Sonne und den übrigen Planeten
dargebracht zu werden pflegt.*

Die Sonne erhält, dem Wörterbuche *Amarasieha* zufolge, im Brahmanischen mehrere Benennungen. So heißt sie z. B. *Surya*, ein Nahme, den viele Indische Könige führten. *Fimala Dermafurida* ist daher der verdorbne Nahme des Königes von Candy auf der Insel Ceylan; denn da er aus der heiligen *Samscritsprache* entlehnt ist, wie sich dies sowohl aus dem genannten Wörterbuche, als auch aus der oben angeführten Benennung der Sonne ergibt: so müßte er eigentlich *Vimala Dharma Suryada* geschrieben werden, da er denn eine Sonne von vorzüglicher Kraft oder Eigenschaft bezeichnet *). Aus diesem Nahmen des Königs nun leuchtet hinreichend ein, daß die heilige *Samscritsprache* auf jener Insel im Gebrauch war, und noch itzt bey religiösen Verrichtungen gewöhnlich ist. *Bhagavadam*, ein heiliges Indisches Werk, leitet die Abstammung der ersten Könige Indiens von der Sonne und dem Monde her **).

Ein andrer Nahme der Sonne ist *Dvadasahadma*, d. h. die Seele der zwölf Zeichen des Thier-

*) Im siebenten Theil der *India orientalis* Frft. 1606. Tab. X. findet man richtige Abbildungen verschiedner Völker, Könige, Cäremonien u. s. w. durch die Georg Spielbergs und Caspar Balbus Seereisen erläutert werden.

**) *S. Sidharúbam seu grammatica Samscritamica. Romae 1790. p. 160. 161.*

kreifes. Auch finden noch folgende acht Benennungen von ihr Statt: Ahāstara, d. i. der heftige Tag; Prabhagara, die leuchtende, Licht heraufführende; Taranni, das Gestirn; Grehabadi, der Herr und Gemahl der Sterne; Mitra, Sonne und Freund. Bey diesem letztern Nahmen ist zu bemerken, daß sich ursprünglich nach der Samscridsprache kein H in ihm befinde, und daß demnach Mithra, wie die Persier und Griechen es schrieben, eine Verfälschung ist *). Auch ist der Tadel sehr grundlos, welchen Thomas Hyde dafür hat erfahren müssen, daß er dem Worte Mithra die Bedeutung Freund gab. Diese Bedeutung hat es offenbar, wie das in der Samscrid- und Malabarischen Sprache abgefaßte Wörterbuch des, der Sache völlig kundigen, Johann Ernst Hanxleden beweiset **).

Die achte Benennung der Sonne ist Hamfa, d. i. ein Schwan. Eben dieser Nahme wird in dem Buche Ciandrodayam einem Indischen Könige beygelegt. Auch Ibn Ahmed, ein Betrüger, der aus Persien gebürtig war, und in einem Dorfe, nahe bey Cahira lebte, hieß Hamfé ***). Es scheint daher, daß dieser Nahme vielleicht aus Indien zu den Persern und andern Nationen übergieng. Dies können die Brahmanen wenigstens mit vielem Rechte behaupten, so lange es nicht ausgemacht ist, daß die beygebrachten Nahmen, auch in der Persischen und Coptischen Sprache ursprünglich und eigenthümlich sind.

*) Mitra, das einige fälschlich Misra nennen, ist auch der Nahme vieler Brahmanen, von dem gleichfalls Mitridates abzuleiten ist.

**) Dies Wörterbuch befindet sich No. IX. unter den Handschriften in der Bibliothek der Congregation *de propaganda fide*, und führt den Titel: *Vocabulario da lingua Malavar*.

***) S. ADLERI *Museum Cusicum Borgianum Velitris. Romae 1782. T. I. p. 109.*

Der neunte Name der Sonne ist Aditya, durch welchen sie als das erste erschaffene, oder vom Urbeginn an daseyende Wesen charakterisirt wird. Von ihm sind gleichfalls viele Indische Könige benennt, z. B. Vikramaditya, die außerordentliche, oder heftige Sonne, von welchem Könige auch eine gewisse Zeitrechnung oder Aera ihren Namen erhalten hat *). Zehentens heißt sie schlechtweg Mārtānda, d. i. die Sonne. Diesen Namen führte der Vorfahr des itzigen Königes von Travancor: er hieß nämlich Vīra Mārtānda, oder die starke Sonne. Die Sonne hat im Brahmanischen noch mehrere Beynamen, die ihre verschiedenen Kräfte und Eigenschaften darlegen, deren Erwähnung indessen hier überflüssig ist. Uebrigens sind alle Namen der Sonne sowohl, als des Mondes in der heiligen Schriftsprache der Brahmanen männlichen Geschlechts, worüber man ausführlicher das genannte Wörterbuch Amaraśiṣa in dem Abschnitte nachsehen kann, der die Ueberschrift Sṛggavargam hat **).

Daß die Brahmanen die Sonne und den Mond verehren, scheinen wenig englische und französische Reisende bemerkt zu haben, ob wohl die mehresten unter ihnen mit vieler Redseligkeit behaupten, sie hätten die Lehrsätze der Brahmanen genau inne, und trügen sie aufs beste und bestimmteste vor. Was Plutarch sehr richtig an einem Orte ***) von der allmählichen Entstehung der Götter- und Götterverehrung sagt, dies wird im Verfolg des gegenwärtigen Werks, in Bezug auf die Brahmanen, aufs vollkommenste bestätigt werden. Macrobius †) nennt

*) S. die *Asiatic researches* p. 286.

**) Vergl. auch des Verf. *Grammat. Sanscrdam.* p. 118.

***) *De placitis philosophor. Lib. I. Paris* 1572.

†) In *Somnium Scipionis cap. 2* 19. 20. *Saturnal. Lib. I. c. 17. 18. 19.* und an andern Stellen. Vergl. auch den Lactanz in seinem Buche der *divinarum institutionum*.

die Sonne, ganz in der Idee der Alten, „ein Gott höchst-ähnliches Wesen, eine Quelle des himmlischen Lichts, einen Leiter, Regierer und eine Intelligenz der Welt, das Herz des Himmels, die Mäsigung der Welt, die Urheberin der irdischen Fruchtbarkeit, das Haupt und die Befruchterin der Welt, das Auge Jupiters, die Urheberin des Lebens aller Dinge, die Ursache der Fäulniß, den Urstoff des Feuers.“ Darin, daß die Sonne, unter verschiedner Gestalt und Form, eben so auch von den Aegyptiern, Chaldäern, Perfern und Scythen verehrt und angebetet wurde, stimmt Clemens von Alexandrien, Curtius, Strabo, ja selbst die heilige Schrift (*) mit Macrobius überein.

Wenn die Brahmanen der Sonne und den übrigen Planeten ein Opfer darzubringen beschließen, das Yágam heißt, und ihr erstes und vorzüglichstes Opfer ist, so bereiten sie sich auf folgende Art zu demselben zu **): Hundert vorzüglich sachkundige Brahmanen, werden abgeschickt um auf einem offenen und geräumigen Felde einen schicklichen Platz auszuwählen, auf dem das Opfer verrichtet werden kann. Ist dieser ausgemittelt, so begrenzen sie ihn von vier Seiten, weihen die Erde unter vielen Gebeten ein, und vertreiben sorgfältig die bösen Genien durch das Reinigungswasser, welches Tirtam heißt, durch Besprengung, oder durch einen Zweig des Baumes Máva, der sonst auch gewöhnlich Mangueira genannt wird, ein Symbol der Fruchtbarkeit und zugleich der Göttin Lekshmi, d. i. der Erde, geweiht ist. Kurz, sie exorcifiren den Ort, und reinigen ihn ganz nach der Art, wie

*) 4. B. d. Könige 23. 4.

**) Auch hat davon gehandelt der Capuciner Pater Norbert, Missionär auf Pondichery, in einem handschriftlichen Werke, und zwar in demjenigen Paragraphen desselben, welcher die Ueberschrift führt: *De initiatione Brahmanum*. Gleichfalls der Pater Johannes in einem Manuscript das den Titel hat: *Noticia dos erros, que tem os gentios de Concho da India*.

sie ihnen in dem Gesetze, von Verrichtung des Opfers Yagam, welches den Nahmen Yagiurvédam führt, vorgeschrieben ist. Dieses Gesetz sowohl, als überhaupt die Werke, welche von den Opfern handeln, sollen, der Behauptung mehrerer Indischen Missionarien und vieler andern Schriftsteller zufolge, in einigen Vorschriften mit denen übereinkommen, welche im dritten und vierten der Bücher Moses gegeben sind, und so könnten sie vielleicht Nachahmung oder verderbte Uebertragung dieser letztern seyn.

Ist jener Ort nun eingeweiht, so wird eine Hütte oder ein Zelt errichtet, das mit gewebter Leinwand, oder Laub und Zweigen von Palmen umdeckt wird, und wenigstens geräumig genug seyn muß, um hundert Brahmanische Lehrer in sich fassen zu können, die besonders zur Verrichtung des Opfers gewählt werden. Um diese stehen aber noch eine Menge andrer Brahmanen her, welche mit ihnen die Gebete verrichten, und deren Zahl sich zuweilen auf zweytausend beläuft. Ja, als im April des Jahrs 1787 der König von Cravancor das Opfer Yagam auf einer blühenden Wiese bey dem Flusse Feira d'Alva verrichten ließ, waren viertausend Brahmanen dabey zugegen. Um jene Hütte ferner, sind für die Amtsverrichtenden Brahmanen, mehrere Wohnungen angelegt, doch so, daß ein viereckiger Zwischenraum übrig bleibt, und nun in der Mitte von allen die eigentliche Opferhütte steht. In dieser selbst aber befindet sich eine viereckigte heilige Feuerstelle, welche Kunda heißt, und aus deren Mitte eine hölzerne Säule hervorragt. Auf dem obern Theile derselben ist ein Strick befestigt, der von beyden Seiten herab hängt, und von dem daher einige behaupten, es zeige die Freyheit an, welche der Mann habe, zwey Frauen zu heurathen; andre hingegen sagen, es bezeichne die beyden Theile des Gesetzes, nämlich Védāngam und Védāsāram, d. h. die Form und das Wesen des Gesetzes, die Säule selbst aber, welche Yúbam heißt, sey ein Bild der Festigkeit des Gesetzes. Bey dieser pflegten sonst die Brahmanischen Frauen, auch wohl die Männer derselben, ihrem

Guru, oder höchsten Lehrer, ein Bekenntnifs ihrer Vergehungen abzulegen, doch ist dies itzt auſſer Gewohnheit gekommen.

An der heiligen Feuerſtelle, und um die Säule umher, werden neuerley Arten von Holz, welche den neun Planeten — denn ſo viele nehmen ſie an — heilig ſind, zuſammengetragen. Eben ſo viele Holzarten haben die Opfernden in den Händen, welche ſie, nachdem ſie dieſelben angezündet haben, auf die Feuerſtelle werfen, da ſie denn durch Hinzuthuung der Butter die Lebhaftigkeit und Gröſſe des Feuers rege zu machen und zu unterhalten ſuchen. Zuvor aber, wenn jener Holzhaufe zuſammengetragen iſt, wird durch das ſchnelle Aneinanderreiben zweyer Stücke Holz vom Baume Araſu, ein Feuer erzeugt, und mit demſelben jener Holzhaufe angezündet. Wenn dies verrichtet iſt, ſo wird auf der Küſte von Coromandel von einem Hirten, auf der Malabarischen Küſte aber von einem angeſehenen kriegeriſchen Nayre, ein Bock oder Widder, der ohne Fehl ſeyn muſs, in den Kreis der Opfernden, und vor den Altar geführt *). Alsdenn werden über dem Thiere viele Gebete verrichtet, ja ſogar mehrere Worte heimlich in die Ohren deſſelben geſtüſtert, und mit der Hand ihm der Schlund zugeedrückt. Iſt es nun auf dieſe Art geſtorben, ſo wird ſein Leib geöffnet, und die Leber herausgezogen. Dieſe wäſchet man denn in lauer Milch, beſtreicht ſie mit friſcher Butter, und ſetzt ſie weg, nachdem ſie zuerſt an der Sonne, dann aber über dem Feuer gebraten iſt. Mittlerweile wird der Bock ſelbſt geopfert, und der üble Geruch, indem er verbrennt, dadurch gemindert, daſs man Weihrauch, Muſcatennuſs und rothes Sandelholz zugleich ins Feuer wirft, wobey denn viele und innige Gebete an den Gott Mitra, Brahma, und

*) Die Indier ſchlachten das Opferthier nicht, ſondern tödten es durch Verhinderung des Odemholens, damit nichts mangelhaftes, ſondern etwas vollkommnes der Gottheit dargebracht werde. *Strabo* B. 15.

die übrigen Gottheiten gerichtet werden. Ist das Brandopfer nun auf diese Art verzehrt, so werden die Stückchen der übriggebliebenen Bockleber, nebst kleinen Broden von geknetenem Roggenmehl an die umherstehenden Brahmanen ausgetheilt, welche dieselben zu der nämlichen Zeit, wie der oberste Opferpriester niederschlucken und aufessen müssen.

Der Vorsteher des Opfers, oder der große Lehrer, welcher Yágiamán heisst, muß etwas von diesem heiligen Opferfeuer zu sich nehmen, nach Hause bringen, und es dort sein ganzes Leben hindurch bewahren und unterhalten, damit es nicht verlösche. Daher halten die Indier auch diejenigen Priester, welche, wenn gleich nur einmahl, dieses öffentliche und feyerliche Opfer verrichtet haben, dennoch sehr hoch, und sehen sie für große Lehrer und vorzügliche Priester an. Wenn diese sterben, so werden sie auf einem Holzstosse verbrannt, der durch einen Funken von diesem heiligen Feuer in Flammen gesetzt wird, damit sie auf diese Art gereinigt und entündigt, von der Strafe der Seelenwanderung frey seyn, und den Ruhm des Gottes Brahma erlangen mögen.

Dies ist auch die Ursache, warum die alten Gymnosophisten sich lebendig ins Feuer stürzten, um ihren Körper in demselben verbrennen zu lassen. Nach Strabo im 15ten Buche, befand sich auf dem Denkmahle eines Indischen Gesandten, der an den Kaiser August nach Rom abgeschickt, aber von den Beschwerden der Reise so mitgenommen war, daß er zu Athen starb und verbrannt wurde, folgende Inschrift: „Hier liegt Larmaochagas (vielleicht sollte es Dharmociaguen heißen) ein Indier aus Bargosa, (Baroch) der sich nach der väterlichen Gewohnheit der Indier unsterblich machte.“ Eben diesem Geschick unterzog sich der Brahmane, Calanus, welchen Alexander der Große aus Indien nach Persien geführt hatte, mit männlicher Standhaftigkeit. Von ihm kann man den Plutarch, in seiner Biographie Alexanders nachsehen, und den Porphyrius im vierten Buche von der Enthaltbarkeit,

wo folgende Worte eine besondere Aufmerksamkeit verdienen: „Die Brahmanen benehmen sich in Rückficht des Todes so, wie wenn sie ihr Leben, blofs als einen der Natur nothwendig zu leistenden Dienst, wider Willen ertragen, und daher eilen, die Seelen von den Körpern zu trennen. Für so gewifs und bestimmt also halten sie ein Leben der Seele nach dem Tode.“ Es ist daher läppisch und falsch, wenn einige den Brahmanen den Materialismus, Spinocismus oder Atheismus haben aufbürden wollen. Oder sollte wohl jemand lebendig ins Feuer springen, um seinen Körper zu vernichten, wenn er nicht die Hoffnung hegte, ein größeres Gut zu erlangen?

* Ob das Opfer Yágam mit irgend einem ägyptischen, oder dem israelitischen Widderopfer verglichen werden dürfe, lasse ich dahin gestellt seyn. In einigen Indischen Tempeln wird die Sonne auf einem Wagen und Viergespann dargestellt *). Bey dieser, und andern Abbildungen, vorzüglich bey denjenigen, welche auf Triumphwägen, in welchen zur Zeit eines öffentlichen Aufzugs, die Götterbildnisse pflegen geführt zu werden, dargestellt sind, hält die Sonne, oder Súra, als Urheberin der irdischen Fruchbarkeit, eine Lotusblume in der Hand. Diese nämlich ist, das erste Erzeugniß der Sonne und des Wassers, der erste Sprößling der Wärme und der Feuchtigkeit, und als solcher das Symbol der Fruchtbarkeit. Unter denjenigen Gottheiten des alten Tempels auf der Elefanten-Insel, welche Niebuhr **) beschrieben, und in Kupferstichen beygefügt hat, befindet sich auch eine Darstellung der Indischen Dreyeinigkeit, nämlich des Brahma, Viſchnu und Shiva, welche einige Hamfá,
d. i.

*) *S. Asiatick researches or Transactions of the Society instituted in Bengal. Volume the first. p. 262. Calcutta 1788. Ins deutsche übersetzt von Fink und Kleuker. Riga 1795.*

*) *Reisebeschreibung nach Arabien. Bd. II. Taf. 6. Kopenhagen, 1778.*

d. i. Schwäne oder Gänse unter sich hat. Aus diesem Attribut scheint es als gewiß angenommen werden zu können, daß eine jener drey Figuren symbolisch die Sonne darstelle *).

Der Mond heist bey den Brahmanen Ciandra oder Soma, und ist männlichen Geschlechts. Man bringt ihm Opfer von Kräutern, welche zerstoßen werden, und deren Saft die Opfernden alsdenn trinken. Der, welcher als Oberopferer diese Darbringung verrichtet, heist Somabadi, und das Opfer selbst Somayagam. Die Kräuter werden durch kurze Ausdrücke, die sich mit Hum anfangen, und mit Om enden, und deren Bedeutung diese ist: „Willst du? ich will, es geschehe. Amen!“ eingeweiht **). Daß die Perser auch von diesem Opfer Kenntniß gehabt haben, ersieht man aus Plutarchs Beschreibung des der Mitra dargebrachten Opfers in seinem Buche über die Isis. Zugleich aber wird man bey ihm auch gewahr, auf welche sonderbare Art dies alles von den Griechen umgebildet und verunstaltet wurde.

Von dem Nahmen des Mondes Ciandra, oder wie einige fälschlich schreiben, Chandra oder Shandra, haben gleichfalls viele Indische Könige Benennungen erhalten, daher sie als zwey besondre Linien unterschieden werden, in deren einer sich nämlich nach Angabe des ersten Verses im Gedichte Bhágavadam, die von der Sonne, in der andern aber die von dem Monde abstammenden Könige befinden.

*) Von der Mitra und ihren Opfern bey den Persern, wie bey andern Völkern, sehe man CALMET *Diff. de Moloch Deo Ammonitarum*. DE PAW *Recherches philosophiques sur les Chinois*. Vol. I. p. 315. PLUTARCH. *de Iside*. Q. CVRTIVS *Lib. III. c. 3.* und das *Alphabet. Tibet.* p. 81.

**) Ueber die Wörterchen Hum und Om, s. m. in des Verfass. *Diff. in linguam samserdamicam*.

Dafs die Indier die Tage der Woche von der Sonne, vom Monde, und von andern Planeten benennen, hat schon der Pater Beschi*) und neuerlich der Abt Laurentius Hervas**) bemerkt. Wie aber die Sonne, der Mond, und die übrigen Planeten in der heiligen Schriftsprache, dem Samscrid nämlich, mehrere Nahmen und Epithete haben, was wir vorhin bey dem aus dem Wörterbuche Amarasia beygebrachten Nahmen der Sonne sahen, eben so bezeichnen die Indier auch mit diesen mancherley Nahmen und Benennungen jene Planeten, obwohl sie alle eine und dieselbe dem Subject eigenthümliche Bedeutung haben. So bezeichnete Aaditya und Surya die Sonne, daher die Tamuler Aaditya Kilami, oder Vháyarakilami, d. i. Tag der Sonne, sagen. Auf gleiche Weise weichen mehr oder minder die Ceylaner, Indostaner, Maraster, Canariner, Talinganer, Carnatenfer, Bengaler und Nepalenfer von einander ab, obwohl alle Benennungen jener Völker überall aus einer und derselben, nämlich aus der heiligen Samscrid - Schriftsprache, herkommen, daher bey ihnen der Mond Tin, Soma, oder Ciandra genannt wird, woraus nachher Tinguelafzicia und Somavaram entsteht, welches eins wie das andre, den Tag des Mondes (Montag) anzeigt.

Der Mars heifst Ciova, Mangalen, oder der gute und glückliche; der Merkur Budha, Budhin, Bodh, Budho, welches einen Geist, Verstand, oder eine Intelligenz, d. i. den herrschenden Genius des Planeten bezeichnet. Jupiter heifst Brahaspadi, gewöhnlich Vyafha. Die Venus, welche männlichen Geschlechts ist, heifst bald

*) *Grammatica latino-tamulica, Trangambariae typis Missionis Danicae. 1739. p. 159.*

**) *Aritmetica delle nazioni e divisione del tempo fra gli orientali; opera dell' Abate Don Lorenzo Hervas. In Cesena. 1786. p. 188.* wo die Tage der Woche in mehrern Indischen Sprachen, obwohl nicht ohne Fehler, beygebracht sind.

Shucra, bald Ushena, bald Velly. Der Saturn endlich bestimmt unter den Nahmen Ciani, Shani, Manda, Pangu, Gauri und Kâla, den letzten Tag der Woche. Zu diesen kann man noch zween andre Planeten, Râhu und Kédu, zählen, von welchen die Brahmanen, dem Pater Hanxleden zufolge im allgemeinen Index zu seinem Sanscrit - Malabarisch - Portugisischen Wörterbuche, behaupten, daß sie bloß zur Zeit einer Verfinsterung sichtbar sind. Daher es ein Irrthum von Sonnerat ist, wenn er sagt, daß jene beyden Brahmanischen Planeten unter großer Bär feyen *). Diesen neun Planeten also bringen die Brahmanen das Opfer Yâgam, und verbrennen zu ihrer Ehre neuerley verschiedene Holzarten.

*) S. seine Reisen Th. I. S. 220. der Octav-Ausgabe.

H O M A M

das Feueropfer.

Das Feuer, dem das Opfer Homam dargebracht wird, heist Aghni, odernach französischer Aussprache, Aguni. Im Abschnitte Brahmavargam des Wörterbuchs Amara-sieha, ferner im Buche Sambhavam, und an andern Stellen, wird dieser Gottheit, welche ein Genius ist, eine Frau zugeschrieben, welche Aghnay oder Svähä heist. Das Opfer Homam, oder das Feueropfer, wird an den angezogenen Stellen der genannten Bücher, seines Vorzugs wegen, auch Devayagna, oder das göttliche Opfer genannt, welches deutlich genug beweiset, welch eine große Gottheit das Feuer bey den Indiern ist, und wie hoch dieses Feueropfer geachtet wird. Auch wird keine schwierige, vorzügliche, heilige und bedeutende Handlung ohne vorhergegangne Verrichtung dieses Opfers unternommen. Wenn die Knaben zum ersten Mahl in die Schule gehen, müssen sie dieser Gottheit opfern. Wird eine Braut für den Sohn gewählt, so bringen die Aeltern zuvor dem Feuer ein Opfer. Wenn der in das Haus ihres neuvermählten Gatten geführten Braut, das Tály, oder Verheurathungszeichen angehängt wird, muß sie und ihr Bräutigam diesem Gotte opfern. Lactanz behauptet etwas ähnliches von den Alten im allgemeinen *).

*) *De origine erroris, sect. 21. A veteribus institutum est, ut sacramento ignis et aquae nuptiarum fœdera sanciantur, quod foetus animalium calore et humore corporentur, atque animentur ad vitam.*

Von diesem Indischen Opfer reden verschiedentlich die Schriftsteller, wie z. B. Sonnerat *), der Pater Norbert, der Pater Johannes von Brito **), und die Verfasser der obenangeführten Asiatischen Untersuchungen ***), wo sie das feyerlichere Opfer dieser Art beschreiben. Wird es weniger feyerlich begangen, so ist auch zur Verrichtung desselben ein Brahmane hinreichend, nur muß er ohne Fehl seyn, seinen Körper gebadet, und sich weiß angekleidet haben. Dieser beginnt das Werk, indem er auf einer kleinen Bank, welche Pidam genannt wird, sitzt, und Gebete (Slogam) oder gewisse Verse her sagt. Vor ihm muß eine Handglocke, eine liegend brennende Fackel, und ein Gefäß mit aufgelöster Butter, oder bey Ermangelung deren, mit Cocosöl, stehen. Ringsumher liegen große Blätter der Indischen, Banana genannten, Feige, auf welche um die heilige Feuerstätte her die Materie zum Opfer gelegt und vertheilt wird. Diese Materie aber besteht aus sogenanntem sinefischen Adlerholz, das, wenn es ja zu haben ist, sehr geschätzt wird, ferner aus rothem Sandelholz, Kampherholz, Muscatennuß, Bdellium, Wacholderkörnern, Zuckerrohr, Datteln, Basilicum, Reis, aus dem Mark der Bäume Hala, Vepa und andrer, wie auch aus der Rinde, den Blüthen und Blättern dieser Bäume. In Benutzung dieser Dinge zum Opfer weichen die Brahmanen von einander ab, so wie die Schriftsteller in Erwähnung derselben, denn bald halten sie dies, bald jenes für nothwendiger und erforderlicher. Sind nun diese Dinge zum Opfer auf dem Heerde, oder in der viereckigten Grube zurecht gelegt: so werden sie mit einer Fackel angezündet. Wenn sie Feuer gefasst haben, wird mit einer Glocke ein Zeichen gegeben, und Butter zum schnellern Auflodern des Feuers, dazu gelegt. Hat das Holz nun stärkere Flamme gefasst: so werden Blumen, Reis oder andere verzehrbare Dinge, nach dem Gutdünken dessen, der das Opfer verrich-

*) In seinen Reisen Th. I. der Quartausgabe.

**) S. die vorhin angeführten Werke dieser beyden Männer.

***) *On the Trial by ordeal among the Hindus.* p. 400. 401.

ten läßt, dazu geschüttet, und heimliche Gebete, welche Mandram heißen, von dem Brahmanischen Opferpriester hergesagt. Fast alle diese Gebete beginnen in ihren einzelnen Abtheilungen mit dem Worte Hum, und endigen sich mit Om. Doch giebt es auch mehrere Reden, die im Anfange das Wörtchen Om, am Ende aber Svaha haben, z. B. Om Kfhira gopalaje svaha, d. h. Om, es geschehe, Milch werde hervorgebracht, o Hirtengott, svaha. Dies Gebet wird hergesagt, wenn für eine der es an Milch zur Nahrung ihres Kindes fehlt, der Gott Krfhna, als Hirte der Kühe angerufen wird, jenen Mangel zu heben. In diesem Gebete, ist, wie gesagt, Svaha das letzte Wort, und dieses übersetzt Goverdhan Caul in seinen Anmerkungen zur Indischen Litteratur *) durch: es möge. Ich glaube indessen in meiner Dissertation über die Sanscritsprache, deutlich erwiesen zu haben, daß schon das Wörtchen Om, so viel sey, als: ach, daß es geschehe, es möge! u. s. w. Daraus würde nun folgen, daß ein und derselbe Ausruf des Wunsches, in diesen Gebeten zweifach stehe, was nicht wahrscheinlich ist. Mir scheint svaha daher eher die gewöhnliche Zusammenziehung zu seyn von sváhá, welches eine Göttin, nämlich die Gemahlin des Feuers bezeichnet, die alsdenn besonders durch diese Gebete angerufen wird, wenn man durch ein Opfer des Feuers, ihres Gemahls, etwas von irgend einem Gotte erfleht. Die Brahmanen verehren, wie die Perser und Tibetaner, das Feuer, doch nicht wie diese, allein daher, weil es mächtiger ist als die übrigen Elemente, sondern vorzüglich fürchten und verehren sie's, weil sie sich unter der Gestalt desselben, den Ishvara, Shiva oder Herrn und größesten Indischen Gott, den Rächer, Richter und Vernichter aller Dinge, welcher ihnen Shastava heißt, vorstellen, so daß man von den Brahmanen als wahr und

*) S. Abhandlungen über die Geschichte und Alterthümer der Künste, Wissenschaften u. s. w. Asiens, von Sir William Jones und andern Mitgliedern der Gesellschaft zu Calcutta, aus dem Engl. von Kleuker 1795. Bd. I. p. 275 u. f.

gewiß behaupten kann; daß sie unter dem Symbol des Feuers den wahren Gott verehren. Auch fehlt es ihnen nicht an andern Gründen zur Anbetung des Feuers *). „Bey den Indiern, sagt Plutarch **), kämpfen die Menschen und ihre Männer liebenden Frauen um das Feuer. Die Siegerin im Kampfe wird von den übrigen Frauen glücklich gepriesen und in Lobgesängen erhoben, weil sie zugleich mit ihrem verstorbnen Gatten verbrannt wird. Auch ist keiner der Weisen dieses Landes einer Verehrung werth gehalten, wenn er nicht lebend, und bey vollen Kräften der Seele wie des Körpers, jene von diesem durchs Feuer absondert, und so nach Hinwegwaschung seiner Sterblichkeit, rein von den Schlacken seiner irdischen Natur, hinscheidet.“ Wenn diese Sitte je statt fand, und unter den Brahmanen allgemein war, so ist sie doch itzt in Bezug auf das männliche Geschlecht nicht mehr üblich. Unter den verwittweten Frauen in Bengalen und an wenigen andern Orten Indiens indessen, ist diese Sitte noch herrschend, und Sonnerat ***)) hat zwey Kupfer geliefert, auf deren einem eine Wittwe vorgestellt ist, die dem Scheiterhaufen entgegenleitet, um sich sogleich mit dem Körper ihres Mannes verbrennen zu lassen. Die andre Kupferplatte stellt Indier dar, welche über glühende Kohlen hinwandeln. Hierher gehört auch das zwey und zwanzigste Blatt der Abbildungen zur Spilbergischen Seereise, auf welchem sich die Zeichnung des Begräbnisses der Könige und Priester zu Pegu befindet.

Die Brahmanen behaupten unter andern, im Buche Prabanciafrshti, daß die Welt durch Feuer werde vernichtet werden; eine Behauptung, die auch bey den Malabaren gäng und gäbe ist, wie der Pater Ildelfons berichtet †).

*) S. den Plato heym Clemens von Alexandrien, und diesen selbst *stromat. Lib. 5. §. 235. Diog. Laert. Lib. 9. p. 244.*

**) *An vitiositas etc.*

***)) *Voyage aux Indes orientales et à la Chine. à Paris 1782. 4. T. I.*

†) In seiner unter den Handschriften der Bibliothek der *Congregatio de propaganda fide*, No. 20. befindlichen Schrift: *De creatione mundi ex systemate Brahmanico*, Cap. 3. 4.

Wenn diese Abends eine Leuchte in ihr Schlafzimmer oder Vorgemach tragen, so begrüßen und verehren sie das Licht derselben, indem sie beyde Hände bis an die Stirne erheben. Die Frauen aber schütten, wenn sie gegen die Nacht das Feuer verwahren und auf dem Heerde bedecken, wenige Reiskörner in dasselbe, und opfern der Göttin Lekshmi, der Bona dea oder der Ceres, damit diese die Feldfrüchte vor einem Brande schützen möge. Eine angezündete Lampe pflegt sogar auch am Tage, und um Mittag, vor neuverehelichten Leuten vorausgetragen zu werden, aber vorzüglich vor der Braut her, wenn sie ins Haus ihres Bräutigams geführt wird, welches ich oft mit eignen Augen angesehen, und wobey ich bemerkt habe, daß dies nicht so leicht ohne gewisse Mysterien verrichtet ward. Auch befindet sich im Museum des Cardinal Borgia zu Velitri, ein an eben diesem Orte aufgefundenes, in seiner Art einziges und seltnes Denkmal der alten Göttin der Oefen *).

Niebuhr erzählt **), daß zu Surata eine Gerberfamilie lebe, welche von sich rühmt, daß sie zweyhundert Jahre hindurch ohne Unterlaß, ein heiliges Feuer aufbewahrt habe und verehere ***). Q. Curtius sagt an einer Stelle, wo er vom Feuer bey den Persern handelt †): „Darius rief die Sonne, die Mithra (nach dem Sanscrit Mitra, wie wir gesehen haben) und das heilige und ewige Feuer an, daß diese

*) *Facta Dea est Fornax, laeti fornace coloni
Orant ut fruges temperet illa suas.*

OVID. FASTOR. p. 525.

**) In seiner Reisebeschreibung Bd. 2.

***)) Vergl. *Iusti Lipsii excurs. I. in Taciti annales*, und den *Tit. Liv.* über das Feuer der Vesta, und die Geschäfte der vestalischen Jungfrauen bey den Römern.

†) *De rebus gestis Alexandri Magni Lib. 4. Cap. 10.*

diese ihnen eine des angeerbten Ruhmes, und des Andenkens ihrer Vorfahren würdige Tapferkeit einhauchen möchten." Hier find aus Unkunde der Sprache, die Sonne und Mitra verschieden genannt, und zwey Benennungen für eine und dieselbe Sache beygebracht, so, dafs man glauben sollte, es seyen hier zwey verschiedne Gottheiten aufgeführt. Eine Abbildung der persischen Gottheit Mitra, wie sie auf einem Stiere, dem Symbol der Erde, sitzt, nebst folgender Inschrift: *Nama Sebesis* dem unbefiegten Sonnengotte Mitra, befindet sich in der Villa Pinciana der Familie Borghese. Fast eben so reitet auch der Indische Gott Shiva auf einem Stiere.

DAS OPFER TUKAM, *und andre Menschenopfer.*

Die ersten Opfer, welche die Menschen der Gottheit darbrachten, als Beweis ihrer Verehrung und Anerkennung derselben, und als Mittel sich ihr Wohlwollen zu erwerben, bestanden in Feldfrüchten *). Die Indier haben noch bis auf den heutigen Tag diese Art der Opfer besonders beybehalten, und ihre gewöhnlichen, fast möchte ich sagen, täglichen Opfer, bestehen aus Reis, Cocosnüssen, Butter, Oel, Banana Feigen, Blumen und Baumfrüchten. Da dieses Volk von sanfter Gemüthsart, und der Seelenwanderung zugethan ist: so hat es einen Abscheu vor dem Blute, und aus sicherer Quelle hab' ich's erfahren, daß viele Brahmanen deshalb nicht gerne dem Opfer Jagam beywohnen, weil zu demselben ein schuldloser Bock hingewürgt wird, und diejenigen, welche gegenwärtig sind, gezwungen werden, einen Theil der Leber dieses Thieres aufzueffen. Aus eben dieser Ursache bitten auch die Opferpriester aufs angelegentlichste ihren Gott Brahma, und beschwören ihn, bevor der Bock hingewürgt wird, daß er ihnen die Tödtung dieses Thieres nicht als ein Vergehen zurechnen möge, indem sie dieselbe bloß in der Absicht verrichteten, um dem Gesetze Gnüge zu leisten.

*) §. 1. B. Mos. Cap. 2.

Wie indessen bey andern, und vielen Nationen, sey's zur Abwendung eines groſſen Uebels, oder zur Befänftigung erzürnter Gottheiten und böſer Genien, welchen ſie jenes Uebel zuſchrieben, allmählig blutige Opfer Sitte wurden: ſo kam es auch in Indien ſpäterhin nach und nach auf, dem Gotte Shiva oder dem Feuer einen Stier zum Opfer zu ſchlachten. Wie alt indessen dieſes erſte mit einer Blutvergieſung verbundene Opfer ſey, erhellet daraus, daſs in dem Buche Judhiſhtira dieſes einzigen Opfers mit folgenden Worten Erwähnung geſchieht: Vba hrda paſhu Rudra, d. h. Rudra (der auch Shiva heiſſt) dem ein Stier dargebracht iſt *). Dieſem blutigen Opfer folgte die Abſchlachtung der Häne, die heut zu Tage in Indien üblich iſt, und die Stelle andrer blutigen Opfer vertritt.

Viele erzählen, daſs der Göttin Bhāgavadi oder Gāṅgadevi, welche, nach ihrer Art den Gottesdienſt aller Völker zu verunſtalten, vielleicht die Diana Taurica der Griechen iſt, in Indien Menſchen geopfert ſeyen; auch erzählt dies der vor vielen andern in der Verfaſſung Indiens erfahrene Roger **). So mag denn das itzt im ſüdlichen Indien ſo genannte Opfer Tukam, wahrſcheinlich ein Ueberbleiſſel jenes Menſchenopfers ſeyn. Es wird aber nach keiner Vorſchrift der Brahmanen verrichtet, obwohl dieſe ihm beyzuwohnen pflegen, ſondern bloß aus tumultuariſcher Devotion eines mit glühender Einbildungskraft begabten, und hartnäckig an ſeinen alten Gewohnheiten hängenden Volkes.

Wenn im Monate März der Feſttag der Göttin Bhāgavadi eintritt: ſo werden vor den Thüren ihres Tempels, nicht von den Brahmanen, ſondern von den Nayren, und

*) Vergl. Rogers offene Thüre zu dem verborgenen Heidenthum Nürnberg, 1663. So kommen denn die Perſer, Indier und die abgöttiſchen Iſraeliten in Opferung eines Stiers für die Sonne, oder Mitra, überein.

**) Am angeführten Ort.

von Leuten aus andern niedrigeren Ständen, mehrere Häne geschlachtet, und indem noch das Blut dampfet, hoch in die Luft geworfen, damit das herabträufelnde und überall versprühte Blut, die Erde und die Tempelpfosten besprengen möge. Hierauf diengt man für Geld irgend einen der Gottheit ergebenen Menschen, damit er sich einen eisernen Hacken durch den Rücken schieben, und so in freyer Luft schwebend, mit einem Degen in der Hand, an einer tragbaren Maschine aufhängen lasse. Indem er nun so hängend dem umherstehenden, und in ungeheurer Menge versammelten Volke, das Ende seines Leidens verkündigt, wird er unter Glockenklang in der nämlichen Stellung drey Mahl um den ganzen Tempel getragen, wobey das Volk ihm Beyfall zuruft, ihn glücklich preist, und sich selbst in glühenden, aber tumultuarischen Gebeten, seiner Göttin Bhágavadi empfiehlt. Nach Beendigung dieser dreymahligen Kreistragung, wird der Mensch herabgelassen, der Haken wird herausgenommen, die Wunden werden ausgewaschen, das Blut ausgetrocknet, und nun erhält er, entweder von den Vorstehern des Tempels, oder andern Gottergebenen Leuten seine Belohnung. Aus Spielbergs Seereisen *) erhellet, daß zu seiner Zeit eben dieses Fest auf der Küste Coromandel Statt gefunden habe, wie denn dort auch auf der vier und zwanzigten Kupfertafel, eben diese Art der Opferung, da ein Mensch an eisernen Haken hoch in der Luft schwebt, abgebildet ist. „Die abgöttischen Priester, sagt Spielberg, lassen nach einer Anmahnung zur Buße die Seile herab, fassen den an ihnen schwebenden Büßenden an beyden Schultern, und führen ihn zum Pagodo **), oder zu ihrem Götzen hin, wo er so noch an den eisernen Haken hängend, dreymahl den Götzen

*) Theil 7. Cap. 34. S. 96.

**) Es sollte eigentlich Bhágavadi heißen, denn dieser Name ist in das gewöhnliche Pagodo umgeformt und verunstaltet worden.

grüssen, seine Brust schlagen, und noch manches andre verrichten muß, bis man ihn denn wieder frey läßt."

Dieses Götzenbild ist mit Flügeln und Hörnern versehen, hat herabhängende Brüste, und gewährt ohngeachtet seiner weiblichen Gestalt, doch, wie man denken und auf Spielbergs angeführter Kupfertafel sehen kann, ein gräßliches Ansehn. Es ist fast keinem Zweifel unterworfen, daß dieses eben die Göttin Bhágavadi ist, welche unter einer wenig verschiednen Gestalt auf der malabarischen Küste, und in Bengalen unter dem Nahmen Gaengadévi verehrt wird. Dies also ist das Opfer jenes verjähnten Bengalischen Teufels, welches Namens sich einige ältere Schriftsteller für dieses Menschenopfer bedient haben.

Dergleichen Menschenopfer sind aber in Indien nicht so ganz aus der Sitte gekommen, daß sie nicht noch itzt zuweilen eintreten sollten. So erzählt man, daß ein Brahmane, als der König Víramártanda von Travancor im Jahre 1746 gegen die übrigen kleinen malabarischen Könige zu Felde zog, und bey den Flüssen Paravur, Cenganáda und Ceravá Hindernisse vorfand, funfzehn Kinder, theils aus dem christlichen Fischerstamme, theils aus dem Heidenthume der Sheger oder Ciáner, in einer stürmischen Nacht, da Niemand so etwas vermuthete, geraubt, und ins Schloß Tiruvándara gebracht habe. Hier wurden diese Kleinen nun von den Brahmanen mit vielen Gebeten, abergläubischen Cäremonien und Opfern eingeweiht, und nachdem man sie mit Kupferplatten behangen hatte, auf denen sich mancherley superstitiöse Inschriften befanden, begrub man sie lebendig in vier Gegenden jenes Orts. Diese Begebenheit setzte die Küstenbewohner in solches Schrecken, daß mehrere Familien von dort entflohen, und ihre Kinder solchen Nachstellungen zu entziehen suchten. Selbst itzt ist das Andenken an diese Begebenheit auf der malabarischen Küste noch nicht verloschen *)

*) Ich besitze eine holländisch verfaßte Geschichte dieser Begebenheit, welche der Pater Francisco Cruz Fernandez, ein eingebohrner malabarischer Priester, verfaßt hat.

Aus dem bisher gefagten also erhellet, daßs die Brahmanen sich nicht ganz menschlicher Opfer enthalten, und irre ich nicht, so geschieht solcher Opfer mit unter auch in ihren Schriften Erwähnung. In dem Abschnitte Brahmarvarggam des Wörterbuchs Amarasiuha, wird ein Opfer der Fremden oder Auswärtigen genannt, welches Manufzayagna heist, und dies Wort bezeichnet das Opfer eines Menschen. Der Pater Biscoping merkt in seinem samscrid - malabarisch - portugisischen Wörterbuche bey diesem Worte an, daßs es ein Opfer für die auswärtigen Brahmanen bezeichne*); doch scheint es noch etwas andres anzudeuten, und da das Wörterbuch Amarasiuha, das älteste Buch der Brahmanen, dieses Wort anführt, die Brahmanen aber selten die ursprünglichen Bedeutungen der Wörter kennen, oder, wenn sie dieselben auch kennen, doch nicht leicht jemanden entdecken: so könnte es wohl der Fall seyn, daßs jenes Opfer des Menschen, welches unter den brahmanischen eines der ältesten ist, die wirkliche Hingopferung eines Menschen bezeichnete.

Von den Wittwen in Indien, die sich dem Scheiterhaufen überliefern**), muß ich noch bemerken, daßs auf der malabarischen Küste diese Sitte schon längst abgeschafft ist; und so begeben sich nun dergleichen Wittwen entweder in ihr mütterliches Haus zurück, oder sie widmen sich einem Dienste in irgend einem Tempel. Die Nothwendigkeit sich zu verbrennen, gieng vormals bey einigen Frauen, denn alle opferten sich ohnedies nicht durchs Feuer hin, aus einem freywilligen ehelichen Vertrage hervor. Doch gab es der Veranlassungen dazu noch mehrere; und hierher

*) *Sacrificia para os Brahmanes foresteiros.*

**) Von diesen Wittwen s. den Sonnerat in seiner Reise Bd. I. wo er diese Frauen beklagt; ferner Spielbergs und Balbus Seereisen, den Pater Vincentius à S. Catharina Senens Lib. 3. Cap. 28. p. 322. seiner *Viaggio all' Indie orientali.* In Roma 1672.

gehört die herrschende Meynung bey den Indiern, daß man durchs Feuer gereinigt und erhalten werde; ferner der häufige Mißbrauch des Giftes, den die Männer fürchteten. Ja da diese, wie die Könige selbst, oft der Kriege wegen abwesend waren, so wünschten sie die Treue ihrer Weiber, durch ein Gesetz, durch die öffentliche Meynung, ja endlich sogar durch Feuer und Tod, befestigt und bestätigt zu sehen. Sonnerat und le Mierre, betrauern gar sehr diese Indische Sitte, und wünschten statt ihrer lieber eine Mehrheit und Gemeinschaft der Frauen eingeführt zu sehen; ja der letztere von diesen Männern rührte das Pariser Publikum nicht wenig durch eine zweymahlige tragische Vorststellung einer malabarischen Wittwe, die zum Scheiterhaufen geführt wird *). Diesen Kritikern fremder Sitten, und Lobrednern der Menschlichkeit, hat indessen de Cossigny, zwar kurz, doch bündig geantwortet **).

*) *La veuve du Malabar. Tragedie en cinq actes, par Mr. le MIERRE. à Paris 1786.*

**) *Lettre à Mr. SONNERAT par Mr. CHARPENTIER de COSSIGNY 1784. A L'île de France p. 10.*

PIDRUJAGNAM,

oder die Opfer für Verstorbene.

Wer da behauptet, daß die asiatischen Völker keine Unsterblichkeit der Seele glauben, zeigt sich von der Seite eines Unkundigen und Unerfahrenen in der Geschichte jener Nationen, oder er muß für einen boshaften Verfälscher alter asiatischer Ueberlieferungen gelten. Von dem alten Glauben an eine Seelenwanderung und Unsterblichkeit bey den Tibetanern, hat uns Georgi *) nähere Nachricht gegeben. Von den Peguanern und Siamern berichten dies Pivati**), Spilberg ***), der Abt Choisy †) und Flouest in seiner Reisebeschreibung, welche alle die jährlichen Cärimonien, Darbringungen, Gebete und mannichfachen Opfer für die Verstorbenen, ja endlich die Art und Weise des Begräbnisses selbst, welche auf diesen Glauben hinweist, beschreiben. Ueber die jährlichen Begräbnisse und Opfer für die Verstorbenen bey den Sinesen, klagt der Verfasser der philosophischen Untersuchungen über dieses

*) In *Alphab. Tibetano* p. 263. 235. 270. 181. 199.

**) In *Dictionario*. Tom. 8.

***) In seinen *Seereisen* Th. VII. S. 113.

†) *Voyage au Siam*.

diefes Volk *), indem er den großen Aufwand des finestischen Volks, und den Betrug der Mönche zu Laok mit Unwillen darstellt, da diese letztern zu ihrem Vortheile dergleichen Opfer und Cäremonien für die Seelen der Verstorbenen in Sina eingeführt haben, und noch bis auf den heutigen Tag unterhalten sollen. Doch der Mann möchte gerne seinen Materialism den Afiatern empfehlen, und so ist's kein Wunder, wenn er's ungerne sieht, daß etwas bey ihnen seinen Ideen nicht angemessen ist.

Die Brahmanen nehmen zwey geistige Wesen, oder Seelen im Menschen an, nämlich ein vernünftig geistiges Wesen, das sie Gīven, und ein empfindendes, das sie Prānen nennen. Dieses letztere, welches sich in Allen ohne Unterschied befindet, ist dem Untergange unterworfen: jenes erstere hingegen dauert nach dem Tode fort, wird durch Wanderungen von seinen Fehlern gereinigt, ja ist auch so lange den Strafen der Unterwelt ausgesetzt, bis es endlich entzündigt, ihrer fast pythagoreisch-platonischen Behauptung zufolge, Theilnehmer einer ewigen Glückseligkeit wird **). Eine Muthmaßung kann ich bey der Gelegenheit nicht unterdrücken, nämlich diese, ob nicht vielleicht Pythagoras diese ganze Lehre von den Brahmanen hergenommen, und so zuerst seinen Schülern vorgetragen habe. Wenigstens sagt Clemens von Alexandrien, daß die Brahmanen unter den Philosophen zuerst diese Lehre bekannt gemacht, indess die griechischen Weisen, die Stoiker nämlich, Demokrit und Epikur***), hier-

*) Th. 2. Abschn. 8. von der Religion der Sinesen.

**) Strabo im funfzehnten Buche sagt: „Von der Seele und von andern Dingen reden (die Brahmanen) auf ähnliche Art. Auch sie bringen einige Erzählungen bey, wie Plato von der Unsterblichkeit der Seele.“

***) Ueber diese I. den Plutarch *de placitis philosophorum*.

über sehr schiefe Meinungen aufseiten. Dafs aber die alten Brahmanen die Seele für geistig und unsterblich hielten, sagen nicht allein Strabo und Porphyrius, sondern noch mehr wird dies dadurch bestätigt, dafs, wie ich vorhin schon erwähnte, einige Gymnosophisten sich ins Feuer stürzten, um, durch dieses von Fehlern gereinigt, ihre Seele des Genusses einer ewigen Glückseligkeit fähig zu machen *). Woher aber die grofse Kühnheit und Festigkeit bey diesen Indischen Philosophen? Woher anders, als aus dem Glauben an Unsterblichkeit, und aus der Ueberzeugung, dafs die Seele, wenn sie durchs Feuer gereinigt ist, sich einer ewigen Glückseligkeit zu erfreuen habe. Eben dieser Meinung sind auch die heutigen Brahmanen noch. In einem ihrer Bücher, das Ciandro dejam heifst und sich im Borgianischen Museum befindet, heifst's daher: „durch Frömmigkeit und Ergebung mufs man dem „himmlischen Ruhme nachstreben, denn wenn gute Werke

*) Eine auffallende Stelle ist die bey Philo, in seinem Buche: *Quod omnis probus sit liber*. Hier läfst er den Indier Calanus folgendermafsen an Alexander den Grofsen schreiben: „Calanus an Alexander. Deine Räthe, die uns nicht auf „die entfernteste Art kennen, suchen dich dahin zu bewegen, „den Indischen Philosophen Gewalt anzuthun. Unfre Körper „magst du immerhin von einem Orte an einen andern versetzen, „unfre Seelen aber wirst du eben so wenig zwingen etwas wider ihren Willen zu thun, als du Ziegel und Steine zum Reden „zu zwingen im Stande bist. Zwar verursacht das Feuerbe- „lebten Körpern die heftigsten Schmerzen, und zieht ihren „Untergang nach sich; wir aber verachten es, und verbrennen „uns bey lebendigem Leibe.“ Was die Brahmanen vom Calanus sagen, findet man bey dem Palladius über die Sitten der Brahmanen. Eben das erzählt auch Clemens von Alexandrien von ihnen, *Stromat. Lib. 4. §. 212*. Strabo im angeführten funfzehnten Buche sagt von den Brahmanen, dafs sie vieles über den Tod zu reden wüfsten; dafs sie dieses Leben mit der Empfängnis des Menschen verglichen, den Tod aber für die Geburt zu einem eigentlichen und glücklichen Leben für diejenigen hielten, welche wahre Weise wären, und dafs sie sich daher gar angelegentlich zum Tode vorbereiteten.

„fehlen, dem wird ohnfehlbar die Unterwelt zu Theil.
 „Nach den Werken, die man hienieden verrichtet, wird
 „auch das Mafs der Belohnung oder Strafe in einer andern
 „Welt bestimmt.“

Mehrerer dergleichen Belege, welche ich aus den Büchern Sambhavam und Bhishma parvam beybringen könnte, übergehe ich. Genug, so viel ist gewifs, daß die Brahmanen glauben, die Seelen, welche in dieser Welt ihre Sünden noch nicht abgebußt haben, würden nach dem Tode gereinigt, dauerten fort, und würden fähig eine ewige Glückseligkeit zu erlangen. Daher nun ihre Sorge für die Seelen der Abgeschiednen; daher das Opfer für die Seelen ihrer Eltern, welches sie Pidrajagmam nennen; daher endlich die jährlich zu Gebeten und Darbringungen für Verstorbene bestimmten Tage, an welchen jene Cäremonie pflegt begangen zu werden, die auf der malabarischen Küste Ciättam oder Andaciättam, in andern Gegenden aber Cerándakarmam oder Pidrukarmam heist.

Am Tage vor dieser Cäremonie, ladet der Sohn oder Erbe des Verstorbnen dreyzehn Brahmanen ein, welche vom Aussatze, oder einem sonstigen Flekken am Körper frey seyn müssen. Auch ihre Frauen dürfen sich gerade um diese Zeit, weder in der Schwangerschaft, noch in ihrer monatlichen Reinigung, noch im Kindbette befinden: denn die Reinheit des Körpers galt fast zu allen Zeiten, und bey allen alten Nationen, für ein Haupterforderniß bey Opfern. Das Haus des Verstorbnen wird, wenn es gereinigt ist, mit Weihrauch oder andern aromatischen Düften angefüllt, und der Boden der Zimmer mit dem in Wasser aufgelöstem Auswurf von Kühen besrichen. Die Söhne, die Witwe und die Verwandten, bescheeren sich die Haare, und baden sich, um nur ja rein zu seyn, in einem Flusse. Ein viereckiger Tisch wird in einem Zimmer zubereitet, und auf denselben das Bildniß des Gottes Vischnu gestellt. Vor diesem Bildnisse werden Tularsblätter, von einer Pflanze, die mit unserm wilden Ocimum einige Aehnlichkeit hat, verbrannt. Der Sohn zeichnet mit einer etwas

feuchten Materie, die aus dem Staube von Sandelholz und von getrockneten Kuhunrathe besteht, und Bhafma heisst, ein göttliches Zeichen, Terunâma auf die Stirne, und umwindet den Hals mit dem bey dieser Gelegenheit' gewöhnlichen Gebets - Kranze, der Rudrâksham heisst. Nachdem dies geschehen ist, wird mit einer ehernen Glocke ein Zeichen zum Opfer gegeben, und die Brahmanen sagen zu dreyen Mahlen mit erhobener Stimme: Hara, Shiva, Mahâdéva. Dies kurze Gebeth besteht aus den Attributen des Gottes Ishvara, als des ewigen Gottes, Rächers und Richters der Verstorbenen. Hara! o rächender Gott! Shiva, o guter Gott! Mahâdéva, o großer Gott! Nach Verrichtung dieses Gebets, legen sie die Hand gegen das Gesicht, und murmeln einige Zeit zwischen den Zähnen hin, wie wenn sie die Seele des Abgeschiedenen wieder aufwecken, und hervorrufen wollten. Um das Götzenbild her sitzen an der nördlichen Seite des Zimmers vier Brahmanen, zween aber an der südlichen Seite, welche die Unglücksgeister vorstellen. Hinter diesen stehen sieben andre Brahmanen, welche, wie einige behaupten, die sieben letzten noch anzustellenden Wanderungen des Verstorbenen, nach andern aber die sieben letzten schon zurückgelegten Umwandlungen desselben, anzeigen. An der Thüre des Gemachs sitzen nun noch zween andre auf einer kleinen Bank, welche den Himmel und die Unterwelt darstellen. Neben diesen Bänken wird das Kleid des Verstorbenen hingelegt, ferner ein Schweifstuch, einkupfernes, und im Fall, daß dies nicht bey der Hand wäre, ein aus Blättern der Bananaseige verfertigtes Gefäß, Staub vom getrockneten Kuhunrathe, ein wenig Erde aus dem Ganges, und etwas gelbe Erde aus dem Tempel Jagarnat, auf die man denn den meisten Werth zu legen pflegt, wenn sie durch büßende Joguis herbeygebracht ist. Auf dem Tische aber, neben dem Götzenbilde, werden vier mit Oel gefüllte Lampen angezündet.

Ist nun alles beschriebener Massen angeordnet, so gießen die Brahmanen, indem sie ihr Gesicht gegen den

Aufgang der Sonne wenden, Wasser aus einem Gefäße in das andre, besprühen das Zimmer, waschen sich drey-mahl die Hände, und beten eben so oft. Hierauf mahlen sie mit dem vorhin erwähnten Staube von Kuhnraht und mit der gelben Erde den heiligen Namen an ihre Stirne. In eben diese flüssig gemachte Masse tauchen sie denn ein kleines Rad, und eine Meerschnecke, oder größere Schneckenmuschel, als die künstlich gearbeiteten Insignien des Gottes Vischnu, und drücken das erstere gegen die Schläfe, oder das linke Ohr, die Muschel aber gegen die linke Hand, und dies in der Absicht, um dem Gotte Vischnu ähnlich zu werden, dem sie dienen, und um die Mysterien desselben, von denen wir weiter unten ausführlicher reden werden, durch diese Insignien vorzustellen. Mit diesen Kennzeichen also geschmückt, sprechen sie vier und zwanzig geheime, heilige und mysteriöse Worte her, indem sie sich mit dem Gesichte gegen den Aufgang der Sonne hinwenden, in welche Gegend sie denn auch, wenn die Cäremonie nämlich vor dem Mittage verrichtet wird, mit den Daumen und Mittelfinger Wasser sprützen; dasselbe aber thun sie gegen den Untergang der Sonne zu, wenn das Opfer erst nach der Mittagszeit dargebracht wird. Hieraus sollte man fast schliessen, daß jene Worte Bezug hätten auf eine gewisse Anbetung der Sonne, als Symbol des wahren Gottes.

Nachdem dies geschehen ist, bedecken sie mit dem Daumen, Zeigefinger, und Mittelfinger das Gesicht und verschliessen die Nase, worauf sie denn fast eine ganze Stunde im tiefften Stillschweigen und im Nachdenken zubringen. Jedes, auch das kleinste, Geräusch giebt dabey eine üble Vorbedeutung: und würde dies Stillschweigen durch irgend einen Zufall unterbrochen, so müßte die Cäremonie ganz von neuem begangen werden. Hat endlich jenes tiefe Nachdenken sein Ende erreicht: so werden auf einen neben dem Bildnisse des Vischnu stehenden Tisch Tularsblätter, rothes Sandelholz, Begon, Campher, Wachholderbeeren, Reis, Darba- und Brangaras-Blätter, welche mir unbekannt sind, gelegt. Nachdem hierauf der das

Amt bey dieser Cäremonie verrichtende Priester, oder der oberste Opferpriester, eine Rede an den Gott Viſhnu gerichtet hat: erlaubt er dem Sohne oder Erben des Verstorbenen zu opfern, und dieser giebt nun jenen obenerwähnten sieben Brahmanen, indem sie aufstehen, zwey Darbblätter, eben so viele Gerstenkörner, und ein Tularsiblatt, welches alles sie ihm denn aufs Haupt legen: worauf ihn der Amt verrichtende Priester ermahnt, daß er die Ausschweifung und Begierde (Kāma), den Zorn (Krodha), die Furcht (Bhajaṃ), den Ehrgeiz und Stolz (Abhimānam), den Geiz (Lobham), und jeden anderweitigen bösen Wunsch (Aasha), ja endlich die Hoffnung auf Menschen aus seinem Herzen verbannen, und dagegen allein auf Gott seine Zuversicht setzen möge. Nach dieser Ermahnung waschen die Brahmanen das Bildniß ihres Gottes, mahlen den heiligen oder göttlichen Namen auf die Stirne desselben, zünden eine Kampferlampe an, und nun wird in einem kupfernen Gefäße Weihrauch, rothes Sandelholz, Reis, und was ich sonst noch vorhin schon nannte, vor dem Bildniß des Gottes Viſhnu verbrannt; doch muß der Sohn oder Erbe des Verstorbenen dieses Opfer anzünden. Indem dieses geschieht, beten die Brahmanen, und jedes Mahl, daß sie wieder eins von jenen erwähnten Dingen ins Feuer werfen, sagen sie alle zugleich auch gewisse neue, geheimnißvolle Worte her.

Ist nun die ganze Opfermasse verbrannt, so wäschet der Sohn des Abgeschiednen die Füße der Brahmanen, giebt jedem von ihnen mit einer Kniebeugung einen neuen brahmanischen Schultergürtel, und sprengt darauf mit zusammengefügtten Händen Wasser gegen die linke Seite hin, um dadurch die Unsterblichkeit der Götter, so wie die der Seele des Verstorbenen anzudeuten. Auch legt er in die Hand aller Brahmanen, die sich indeß wieder gesetzt haben, ein wenig Honig, woran sie ämfig lecken, um die Süßigkeit des himmlischen Ruhms zu bezeichnen, den die entzündigte Seele genießen soll.

Endlich folgt nach Indischer Sitte ein treffliches Mahl, oder ein Abendſchmauß, bey welchem alle Gerichte zuerst

dem Gotte Viſhnu dargeboten werden. Diese Gerichte nun sind folgende: Reis in Milch und Linſen in Waſſer abgekocht, welche letztern mit Butter und Zucker angemacht in irdenen Gefäſſen aufgetragen werden; ferner Indisches, aus Reis, oder einer ſonſtigen Kornfrucht angefertigtes Brod; Stücken Zuckerrohr, das Ciarkara oder gewöhnlicher noch Jagara heiſt; eine ſüſſe Maſſe aus dem Saſte des Zuckerrohrs und der Cocosnuſs, oder eigentlicher aus der Frucht der Palme verfertigt; grüner oder friſcher Ingwer mit Zucker angemacht; Muſcatennuſs in ſüſſem Saſte; eingemachte Limonien; abgekochte, friſche und gäuerte Milch, und endlich mancherley Kräuter und kleinere Wurzeln in friſcher Butter geſotten, doch mit gänzlichem Ausſchluſſ aller gelben oder ſonſtigen Rüben, Knoblauch, Zwiebeln, Kürbiſſe und andrer blehender, unverdaulicher, oder den Inſtinkt regemachender Gemüſſe und Gewächſe.

Sind dieſe Speiſen zubereitet, ſo werden ſie vom Oberprieſter mit Tularſiblättern, die in's Reinigungswaſſer (Tirtam) eingetaucht ſind, beſprengt und eingeſegnet, und alſdenn, nachdem ſich das Waſſer durch die Hände abgezogen hat, dem Bildniſſe des Gottes Viſhnu dargeboten mit den Worten: „Herr, was wir dir jetzt darbringen, ſind deine Geſchenke!“ (Viſhnu nämlich iſt Gott Erhalter.) Hierauf beten die Verwandten und Eltern des Verſtorbenen, indem ſie die Nahmen der Götter hennennen, ihren, den hundert und acht Jahren des Gottes Brahma zu Ehren, aus eben ſo vielen Kugelchen beſtehenden, Roſenkranz (Rudrakſham) herab, und mittlerweile wird das Götzenbild mit Leinwand überdeckt. Die Brahmanen ſetzen ſich drauf einzeln mit ſeitwärts gedrehten Füſſen, auf geflochtene Matten hin, und eſſen, im Fall Teller vorhanden ſind, von dieſen; wo aber nicht, von untergelegten Blättern der Banana-Feige, die feſten Speiſen allein mit der rechten Hand, die flüſſigen aber mit Löffeln, welche aus den Blättern des Baumes Máva verfertigt ſind. Nach Beendigung des Mahls werden dann ein und achtzig Brode aus Reis gebacken. Sieben von die-

fen Broden werden den Raben preiſs gegeben, vierzehente-
halb den Katzen, vierzehn den Hunden, ein und zwanzig-
den Kühen, ſechszeihen andre werden in eben ſo viele
Winkel des Hauſes für die Ratten und Mäufe hingelegt,
und zehentehalb werden unter die Armen ausgetheilt.
Alle dieſe Zahlen enthalten brahmanisch- pythagoreiſche
Geheimniſſe, deren Erklärung wir nicht zu geben im Stan-
de ſind. Iſt auf dieſe Art endlich das Opfer verrichtet, ſo
bezahlt der Sohn oder Erbe des Verſtorbenen, wenn ſein
Vermögen es zuläſt, zwey Pagoden, oder faſt vier römi-
ſche Scudi an jeden Brahmanen. Dieſe Cäremonie dauert
dreyſſig Tage, aber nur am erſten Tage wird ſie feyerlich
begangen. Die Nayren und Banianen; als die gewöhn-
lichen Nachahmer der Brahmanen, und die nächſten auf
ſie folgenden Caſten, ahmen auch dieſe Feyerlichkeit nach*).

Ob

*) Im Muſeum des Cardinal Borgia zu Velitri befindet ſich ein
authentifches Gemähde, welches den Himmel der Tibetani-
ſchen Umwandlungen, nach der Vorſtellung der Lamaiſchen
Schule, abbildet. Dieſes Gemähde findet ſich in Kupfer ge-
ſtochen bey *Alphab. Tibetana* Taf. 2. zu S. 487. wo der ge-
lehrte Pater Georgi auch weitläufig den Kreislauf jener Um-
wandlungen oder Wanderungen erläutert hat. Daß aber die
Tibetaner dieſen Kreislauf und dieſen Lehrſatz von den Brah-
manen erhalten haben, dafür bürgt nicht allein jenes ſchreck-
liche, mit drey Augen verſehene Bild des Rächers Shiva, der
bey den Brahmanen *Shāstāva* heiſt, ſondern auch der Gott
Jāma, der Diener des Shiva, der Herr des Todes und Rich-
ter der Unterwelt, welcher bey den Tibetanern *Scin-ce-cio-kjel*
heiſt, und deſſen Beynahmen oder Epithete das Wörterbuch
Amarafinha im Abſchnitte *Sorggavarggam*, anführt.
Dies aber wird gänzlich auſſer allen Zweifel geſetzt, wenn
man hemerkt, daß jene zwölf Symbole, die ſich im gröſſeſten
äußern Cirkel befinden, mit Samſcrit- oder brahmaniſcher
Schrift überſchrieben ſind. So z. B. hat *Marik-pa*, die Ue-
berſchrift des erſten Zeichens, bey den Tibetanern keinen
Sinn; bey den Brahmanen hingegen bezeichnet es den Ver-
geſſlichen. Die Ueberſchrift des zweyten Zeichens, *Duf-
ce*, deutet bey den Tibetanern den Hang zum Böſen, bey
den Brahmanen die Bosheit an. Und was von den Inſchriften
dieſer

Ob diese Cäremonien übrigens, und die aus ihnen hervorleuchtenden Lehrsätze mehr mit ähnlichen Gebräuchen und Lehren der Hebräer, oder der Aegypter übereinstimmen, dies bleibe der Untersuchung Andrer überlassen.

dieser beyden galt, gilt auch von denen der übrigen. Hieraus leuchtet nun deutlich ein, daß die Tibetaner und Brahmanen nicht allein in Rücksicht auf ihre Lehrsätze und Götter mit einander übereinstimmen, sondern auch, daß die Behauptung gegründet sey, welche ich in meiner Sprachlehre über den Samscrid vorgetragen habe, nämlich, daß die liturgischen Benennungen und Wörter, von Indien aus nach Tibet herübergetragen sind.

B H U D A J A G N A ,

*oder das den bösen Genien gewöhnlich
dargebrachte Opfer.*

Die Brahmanen behaupten einstimmig mit dem ganzen Alterthume, daß es gewisse böse Genien oder Dämonen gebe. Als solche werden unter andern Göttern und Genien, im Wörterbuche Amarafinha, Abschnitt Sorggavargam, folgende beyde, Pishásza und Bhuda, aufgezählt. An eben dieser Stelle werden auch Páriszada und Rudra, d. h. die Thränenenerweckenden Genien, unter den Dienern des Gottes Shiva, des Rächers und Zerstörers, des Richters und Wiedervergelters, genannt. Noch andre aber sind die Gulhaga, oder Teufel und Gespenster, denen die Sorge für Hölen und unterirdische Oerter überlassen ist. Alle diese führen den Nahmen Asvapna, d. h. die nicht schlummernden Geister. Andre Geister, z. B. Kama, die Begierde, Varuna, der Genius des Wassers, u. s. w. heißen Adidinana, d. i. Söhne der Göttin Adidi und des Gottes Cashjaba.

Von diesen verschieden sind diejenigen, welche Afura oder Rákshasa heißen, und von welchen hin und wieder in den Büchern der Indier die Rede ist. Der

Lehrer und Meister dieser Genien, Titanen *) oder Giganten, ist Shukra oder die Venus, welcher Planet bey den Brahmanen männlichen Geschlechts ist. Diesen bösen Geistern stehen die guten Götter oder Genien, unter dem Namen Dévaguél entgegen, deren Anführer Brahaspadi oder der Planet Jupiter ist. Zwischen beyden Geniengeschlechtern fielen, wie mehrere Indische Schriftsteller erzählen, furchtbare Kämpfe vor, indem die Ersten den Himmel einzunehmen, den himmlischen Trank, und die himmlische Speise, oder Amrdam zu erbeuten, und die Welt in den Abgrund zu stürzen suchten. Die Letztern aber kämpften für die Welt, für den Himmel, und für den Trank der Unsterblichkeit. Da nichts destoweniger die guten Genien den bösen unterlagen, wandten sich jene mit einer Bitte um Beystand an Vischnu, durch dessen Hülfe denn auch Himmel und Erde vom Untergange errettet ward.

Viele und wichtige Gründe machen es glaublich, daß diese Geister oder Genien guter und böser Art, auf die Astronomie, die Himmelwelt und die Planeten, Bezug haben. Denn einmal heißen sie Schüler der beyden Planeten, wie das Wörterbuch Amarafinha, und das ganze Buch Sambhavam beweiset. Für's andre so werden die Planeten in eben diesen Büchern, Wesen von einsamer, beschaulicher Lebensart, Rathgeber und Lehrer genannt, welchen die guten wie die bösen Genien Folge leisten, indem sie in zwey Schulen oder Sekten, als böse und gute Geister nämlich, eingetheilt werden **). Die Planeten aber

*) Titan, Satan und das gewöhnliche malabarische Ceitán scheinen alle von dem einzigen Worte im Samserid Deitya oder Ditya herzukommen, welches im Wörterbuche Amarafinha, Abschnitt I. erläutert wird.

**) Nämlich nach Maafgabe des guten oder bösen Einflusses auf irdische Wesen, von dem man noch itzt viel in Indien träumt.

sind wahre schweigende und ruhende Wesen, und indem sie sich hier und dorthin im Kreislaufe bewegen, theilen sie andern Gestirnen ihr Licht mit. Stünde mir nicht die Kürze der Zeit, und die eigentliche Absicht dieser Schrift entgegen, so könnte ich das, was ich so eben von dem Bezug sagte, in welchem die Genien auf die Planeten stehen, zur höchsten Evidenz aus Indischen Schriften beweisen. Daher aber kann ich auch der Meinung des Jakob Bannister *) und andrer Gelehrten nicht beitreten, welche diese guten und bösen Götter auf den Kampf der Elemente unter einander zurückführen, und die Luft, das Feuer, den Wind, den Aether u. s. w. unter ihnen verstehen.

Dämonen der ersten Art also sind diejenigen, welche die Indier fürchten und anbeten. Unter denen der zwoten Art, ist jener Irania berühmt, welchen Vishnu besiegte **). Andre berühmte Giganten sind Bhimen, Ravana und Mádhu ***). Es ist mehr als wahrscheinlich, daß einige Könige, ja sogar Geistliche und Indische Weltweise, von jenen himmlischen Geistern oder Genien, den Belebem, Lenkern und Führern der Planeten und andrer Gestirne, ihre Nahmen auf eben die Art erhalten haben, wie wir unsern Kindern Engelnahmen aus der Bibel u. s. w. beizulegen pflegen. Ja ich würde fast glauben, durch wahre und unwiderlegliche Gründe es darthun zu können, daß aus der Ordnung, Würde, dem System, der Lenkung, Kenntniß, allegorischen Kraft und Heiligkeit jener Geister, nicht nur die Philosophie und ihre Sekten, die religiöse Verehrung der Planeten und Elemente, die Nahmen der

*) S. desselben *Tableau des arts et des sciences depuis les tems les plus reculés jusqu'au siecle d'Alexandre le grand; à Paris. 1786.*

**) Nach der ersten Strophe des berühmten Buchs Mágha, die ich S. 66. meiner Sprachlehre über den Samserid ganz angeführt habe.

**) Vom Bhimen redet das Buch Jüdhishtiravigeam Cap. 7 Slogam (d. h. Strophe) 50. 51. 52. Ferner vom Ravana handelt das Buch Rámajanam, vom Mádhu aber das Buch Bhágavadam.

Könige und viele Gesetze, sondern auch ein großer Theil der Indischen Geschichte, und selbst die brahmanische Religion herzuleiten sey; ja sogar die irdische Welt, scheint bey den Indern nach dem System ihrer himmlischen eingerichtet zu seyn. Doch die deutliche und einleuchtende Darstellung dieser übrigens wahren und gewissen Meinung, so wie die ausführliche Untersuchung des Entstehens der Inder, ihrer Sekten, Philosophie, Astronomie und Religion, würde das Maass meiner Kräfte übersteigen. Die vorzüglichsten Belege indessen will ich weiter unten beybringen, und aus diesen wird sich folgendes hoffentlich deutlich genug ergeben: Erstens, das nach dem auf irdische Wesen angewandten System der Himmelskörper, die Indischen Könige Sonnen und Monde sind. (Der Mond ist im Sanscrit gleichfalls männlichen Geschlechts.) Zweitens, das die Planeten Saturn, Merkur, Venus, Jupiter u. s. w. alle männlichen Geschlechts bey den Brahmanen, Philosophen, Räte, Geistliche, beschauliche Leute und Lehrer vorstellen *). Drittens, das die guten und bösen Genien oder Titanen, welche Schüler der Planeten, und Gestirne im himmlischen Heere sind, gute und böse Menschen auf der Erde bezeichnen **), d. h. Freunde oder Feinde der Kenntnisse, Gesetze, Künste, des Friedens und des Reiches, und das demnach die Indischen Kriege und ihre Geschichte, mit dem System der himmlischen Weltkörper und mit Allegorien verwebt sey ***). Viertens endlich,

*) Diese Munis oder Rishis, d. h. Planeten, nennt Sonnerat S. 220 der Oktavausgabe, Patriarchen, und legt dadurch seine Kunde der heiligen und gemeinen Indischen Sprache an den Tag.

**) Auch Makrobios äussert den Gedanken, das die Giganten wohl nichts anders, als boshafte Menschen möchten gewesen seyn. S. SATURN. *Lib. I. cap. 20.*

***) Man erzählt, jene Giganten oder Sterbliche Titanen und Menschenfresser hielten ihre Zusammenkünfte auf der Insel Andamani im Reiche Pegu.

dafs ihre Philosophie über irdische Dinge, mit der Astronomie und dem System der himmlischen Weltkörper innig zusammenhänge.

Dies nun ist der eigentliche Schlüssel zu allen Wissenschaften und Schriften der Inder, und da die älteste asiatische wissenschaftliche Kenntnifs aus der Astronomie entsprungen ist: so folgt daraus auch, dafs die Philosophie, die bürgerliche Verfassung und die Schriften der Inder sehr alt seyn müssen. Doch geht die eigentliche älteste Epoche ihrer Geschichte nicht über die Noachische Fluth hinaus, wie sich dies unwiderlegbar aus dem heiligen Buche Bhagavadam darthun läfst.

Doch, ich kehre von dieser Abschweifung wieder zur Hauptsache zurück.

Den bösen Genien, umherschweifenden Nachtgespenstern, und den Schlangen, welche letztern gleichfalls zu den bösen Gottheiten gezählt werden, errichtet und weihet man einige Steine unter einer kleinen Hütte, damit sie gleichsam an diese ihre Wohnung gefesselt, nicht in Häusern und Gärten ihr Wesen treiben mögen. Solche Steinhäufen sahe ich oft. Knox bemerkt, dafs es deren auch in Ceylon gäbe, und Niebuhr hat sie gleichfalls auf der Elephanteninsel gesehen. Gottesfürchtigere Leute pflegen ihnen zur Nachtzeit auch wohl brennende Leuchten hinzustellen.

Auf der malabarischen Küste glaubt man, wie der Pater Ildephons bemerkt, dafs es gewisse Dämonen gebe, die man Kutticiätten nennt, und von denen der Pöbel behauptet, dafs sie schon gewissen Leuten erschienen seyen. Will man nun irgend jemand einen Schaden zufügen, so stellt man in seinem Garten einen Stein auf, an den man den Dämon, zum Schaden der benachbarten Personen und Sachen, durch gewisse Beschwörungsformeln glaubt binden zu können.

Im Museum des Cardinal Borgia befindet sich eine gemahlte, in Malabarien sehr bekannte Gottheit, welche Ciardháva oder der Feuerspeyer heisst, und deren Abbildung man auf der vierten Kupfertafel sieht. Dieser schreckliche, zum Niederschmettern immer bereite Gott, ist ein und eben derselbe mit dem auf Ceylan verehrten Jacca oder Ciaka. Die Handschrift, welche ich über die Religion der Ceylaner vor mir habe, giebt folgende Beschreibung der genannten Gottheit: „Jacca wird dargestellt mit feuerspeiendem Munde, funkelnden Augen, und in die Höhe gehobnen, zum Schlagen bereiten Armen. Die Ceylaner verfertigen ihm eine Hütte; diese schmücken sie mit Blättern, Zweigen und Blumen, und bringen Waffen, oder Instrumente (nämlich Lanzen, Schwerdter u. s. w.) und mancherley Speisen (wie z. B. Reis, Banánafeigen, Kuchen und dergl.) hinein. Mittlerweile schlagen sie zur Nachtzeit bey einer Leuchte, die Trömmel, singen, tanzen u. s. w.“

Eben so pflegt man sich auf der malabarischen und Coromandelküste gegen den Ciardháva zu benehmen. Wenn ein Dämon, böser Genius oder Kutticiáttan aus einem Hause oder Garten soll vertrieben werden: so schlagen sie mit Glocken und Klappern, eine Sitte in welcher die Inder mit den Aegyptern übereinkommen, welche letztern nämlich ihren Typhon gleichfalls mit einem Klingbecken zu verscheuchen pflegten. Ciardháva bezeichnet eigentlich einen Speier; mit einem andern Nahmen aber heisst er in der heiligen Schriftsprache der Brahmanen Sháštava, der Rächer. Da dieser Name indessen eigenthümlich dem Gotte Shiva zukommt: so lässt sich daraus folgern, dass diese fürchterliche Gestalten und rächenden Gottheiten, auf jenen, als das Oberhaupt unter ihnen, müssen zurückgeführt werden. Wenn die nachtheiligen Wirkungen eines Dämon in einem Hause nicht nachlassen: so pflegt man einen Hahn abzuschlachten, und ihm denselben zu opfern. Doch ist dies nicht sowohl eine Sitte der Brahmanen, als vielmehr der niedrigern Casten.

Folgendes ist eine Beschwörformel, durch welche ein Dämon auf acht Jahre aus einem Hause vertrieben wird. *Om! vadi vilague codi, codi vilague vadi purajum mattan, naitil varivajvan, vittil annejaivan kettysten, ettände kalam oshiciu poga svaha.* Das heisst: „Möge doch, o Svaha, bey dieser Epheu- bey dieser Pfefferpflanze, bey ihren Zweigen und bey ihren Ranken, beschwör ich dich, Kettysten *) aus diesem Hause weichen, nicht wieder in diese Gegend kommen, nicht diesem Hause in acht Jahren sich nahen können **)!“ Diese und ähnliche Beschwörungsformeln enthält eine meiner auf Baumrinde abgefassten Handschriften, die von Gifttränken und Bezauberungen handelt ***).

*) Kettysten und Muttysten sind Nahmen gewisser Dämonen unter dem Volke.

**) Von ähnlichen Beyspielen des Aberglaubens unter den Indern, so wie von dergleichen vorhin erwähnten Opfern, redet schon Strabo im funfzehenden Buche.

***) Mehrere Handschriften dieser Art, befinden sich in der Bibliothek der Congregation *de propaganda fide*, und in der vormaligen königlichen Bibliothek zu Paris, worüber man das von Stephan Fourmont angefertigte, und im Jahr 1739 gedruckte Verzeichniß der daselbst befindlichen Indischen Handschriften nachsehen kann.

Das Opfer und die Verehrung

des

L I N G A M.

Bevor ich die Verehrung des Lingam zu beschreiben anfangе, will ich mit wenigen Worten noch der übrigen in der brahmanischen Religion gewöhnlichen Opfer gedenken.

Dem Gotte Brahma, als dem Schöpfer und Gründer aller irdischen Dinge, bringen die Brahmanen ein Opfer dar, welches Brahmajágnam, oder Brahmajágam heisst. Werde ich es weiter unten unumstößlich dargethan haben, dass Brahma nichts anders sey, als die Urmaterie, oder Erde, so wird daraus denn auch folgen, dass dieses Opfer der Elementarerde dargebracht werde. Nachdem nämlich die Brahmanen den Befehlen des Gesetzes, wie den Verordnungen ihrer Philosophie zufolge, der Sonne, dem Monde, den anderweitigen Planeten und ihren Genien, durch Opfer und Gebete ihre Verehrung bewiesen haben, so fordert es nun die Ordnung der Dinge, dass sie auch den Elementen, d. h. der Erde, dem Wasser und dem Feuer, auf eine religiöse Art dienen. Dieses Opfer ist eben nicht sehr, ja fast gar nicht, von dem Feueropfer verschieden, nur dass in den Gebeten bey demselben öfter der Name Brahma vorkommt.

Das Opfer der auswärtigen oder besuchenden Freunde, welches Adithipūgia heisst, wird ohngefähr auf folgende Weise begangen. Nach Vollendung des Feueropfers, wird eine und dieselbe, dem Fremdlinge sowohl als seinem Wirthe gewogene Gottheit, deren Göttlichkeit beyde anerkennen, im Vordertheile des Hauses aufgestellt, und indem man betet, wird das Bildniss des Gottes mit Blumen bestreut. Nachher werden die Füße des Fremden in lauem Wasser gewaschen, und dies ist nicht allein Zeichen der Friedlichkeit und Güte, sondern auch ein Zeichen und eine Pflichtsbezeugung der wechselseitigen religiösen Mittheilung.

Dieses Opfers geschieht Erwähnung im vierten Capitel des Buchs Judhishtira, wo erzählt wird, dass ein Indischer Mönch dasselbe in der Wohnung eines Königs, den er besuchte, verrichtet habe. Eben so wird in der Geschichte oder dem Gesange Dēvajānibhājam, welcher in dem Buche Sambhavam oder Parānam enthalten ist, dieses uralten Opfers folgendermassen gedacht:

„Als Dēvajāni shukren, die Tochter eines Hefychasten *), Kacen, den Sohn eines Königs erblickte, empfing sie ihn sogleich mit dem für Fremdlinge bestimmten Opfer, und durch das Wasser bey Abwaschung der Füße, wie durch das Opfer der Blumen erfreut, sagte sie drauf zu Kacen: Guter und beglückter Jüngling, wie heissest du?“

Noch giebt es ein Blumenopfer, das Arkjam heisst, und das bald mit der Pflanze und den Blumen von Tularfy, bald mit röthlichen auf der malabarischen Küste Cettipūa genannten Blumen verrichtet wird. Das Bild desjenigen Götzen, dem man das Opfer darbringt, wird im Vorge-mache der Wohnung auf einer untergelegten Decke, oder

*) Hefychasten sind nach dem Griechischen, Leute die sich einem schweigenden, ruhigen und beschaulichen Leben gewidmet haben.

auf dem Altare im Tempel aufgestellt, drauf betet man, nimmt mittlerweile mit dem Daumen, Zeige- und Mittelfinger allmählig aus einer nebenbeystehenden tiefen Schüssel die Blumen, und streut sie über das Bildniß des Götzen hin. Wenn ein König diesem Opfer beywohnt, wie ihm denn der König von Travancor fast täglich beyzuwohnen pflegt: so sagt er selbst mit den Opferpriestern, indem die Brahmanen in einem Kreise umherstehen, die Slogam oder Mandram, d. h. die heimlichen Gebete her. Folgendes ist eine von vielen bey diesen Gebeten üblichen Formeln:

Om! pránāja prána pradishtāja svahá

Om! givája gíva pradishtāja svahá

Om! mandrája mandra pradishtāja svahá

Om! tandrája tandra pradishtāja svahá.

Om! Es geschehe oder, möge doch! (befehlend und wünschend) die Seele, oder der Geist Prána (die Brahmanen nämlich lassen fünf Geister im menschlichen Körper gelten, und diese sind Prána, Abána, Sámána, Udána, Vjána, und gehören zur sinnlichen Seele) Möge doch Prána die sinnliche oder empfindende Seele sich gebildet erheben! Om! Möge doch die vernünftige (Gíva) und belebende Seele sich gebildet erheben! Om! Möge doch unsere Rede (mandra) sich gebildet erheben! Om! Möge doch diese Gestalt (tandra) sich gebildet erheben! Dies nun ist einer zwiefachen Erklärung fähig. Entweder soll es dahin gehen, daß die Seele des Götzen sich erhebe, und jene Gestalt belebe, welches ein sicherer Beweis des Götzendienstes seyn würde, oder daß die umherstehenden, durch die Seelenwanderung noch nicht gereinigten Seelen der Verstorbenen, durch dieses Gebet und diese Verehrung erweckt werden, und endlich zur Ruhe, Unwandelbarkeit und Glückseligkeit gelangen möchten. Dies letztere scheint der eigentliche Sinn dieser Formel zu

seyen, denn indem die Blumen ausgestreut werden, und auch-sonst wohl, auſſerhalb der Opferzeit, gehen die Leute einhundert und acht Mahl hinter einander in einem Kreiſe um das Bildniß ihres Götzen, oder um den Tempel deſſelben her und beten. Dieſer Kreiſsgang ſoll, wie mir mein Freund Pajampalli Kurripu, der Cabinetsſchreiber des Königs von Travancor, ein der brahmaniſchen Religion ſehr zugethaner Mann ſagte, nicht nur den Kreiſslauf des Univerſums, den Lauf der Planeten, die Veränderung, und die durch Erzeugung und Vernichtung bewirkte allmähliche Umwandlung aller geſchaffnen Weſen vorſtellen, ſondern vorzüglich auch die Umſchmelzung der Seelen bey den fortwährenden Wanderungen. Dieſen religiöſen Gebrauch ahmen auch die niedrigen Volksklaſſen nach, obwohl nur wenige die Bedeutung deſſelben kennen. Daher ſtellen ſie denn auch bey feyerlichen Feſten mitten unter Gebeten, häufige Umgehungen an, um die heiligen Bäume in den Hainen, um die unter dieſen Bäumen hingestellten Bildniſſe der Götzen und um die Tempel; ſie ſtreuen Blumen oder Sefamun hin, bringen ihren Götzen und den Tempeln derſelben Reiß, Cocosnuße, oder Oel als Opfer dar, und ermüden ihren Körper, wie ihre Seele durch Büßungen, Gebete und Faſten. Mit einer ſo warmen Zuneigung verehren dieſe Völker, die wir Barbaren nennen, ihre Götter, und ſo ſorgſam ſind ſie, ihre Seele von jenen traurigen Wanderungen zu befreyen!

Doch, ich gehe zur Verehrung des Lingam über!

Daß dieſe nicht allein bey den Indern, ſondern auch bey den Tibetanern ſtatt finde, habe ich durch unwiederlegliche Gründe, in meiner hiſtoriſch-critiſchen Diſſertation über die heilige Samſcritſprache, und in meinem Commentare zu einem Fragment des Buchs Bhāgavadam dargethan, wohin ich den, der ſich näher darüber zu unterrichten wünſcht, verweiſen muß. Auf der zu dieſem Abſchnitte gehörigen Kupfertafel, befindet ſich das Bildniß des Lingam, wie man es auf der malabarischen Küſte hin- und wieder neben den Tempeln und in heiligen Hainen

erblickt. Auch Sonnerat *) giebt eine Abbildung davon, und Pivati **), bey dem sich auch eine bey dem feyerlichen Opfer der Tibetaner gewöhnliche, wie man sagt, aus Gerst in eine Kegelgestalt gebildete Masse befindet, welche der Pater Georgi ***) gleichfalls liefert, nicht zu gedenken der Gestalt oder des tibetanischen Gottes Hopam, die eben derselbe beybringt ****) und welche vorgestellt wird mit einem in Lotus oder in dem weiblichen Empfangnisteile befindlichen Lingam, den sie in den Händen vor der Brust in die Höhe hält, und genau beobachtet †). Eben da ††) ist auch der Lingam abgebildet, wie er sich zur Seite des Throns befindet, auf welchem der große Lama sitzt, und von dem er herab seine Segnungen ertheilt. Auf einer andern Kupfertafel endlich †††) sind die Lingaminstrumente dargestellt, mit welchen die heidnischen Einwohner der Stadt Surate in Indien, zu einer gewissen Zeit im Jahre, durch die Straßen zu laufen, und alle Frauenzimmer, die ihnen in den Wurf kommen, zu berühren pflegen, um diese an die vom Gotte Shiva verordnete Verehrung des Lingam zu erinnern. Eben diese Instru-

*) T. I. der 4 Ausgabe.

**) *Nuovo dizionario scientifico e curioso sacro-profano di Gian Francesco Pivati. In Venezia, 1749. Tom. 8. Tab. 26. Fig. 3. Tab. 30. Fig. 1. 2. 3. Tab. 31. Tab. 33. Fig. 2. 3. Tab. 46.*

***) Im *Alphab. Tibet.* zu S. 212.

****) A. a. O. Taf. 4. zu S. 552.

†) Einige haben geglaubt, es solle den Nabel des Jupiter vorstellen. Thomas Hyde in seiner *Hist. rel. vet. Persar.* und Kircher im Theil I. seines *Cedipus* p. 202. halten es für eine auf Schiffen gebräuchliche Büchse.

††) S. die a. Taf. 4. zu S. 552.

†††) Auf Taf. 3. zu S. 508.

mente tragen Männer und Frauen der Indischen, Sandarangiadi genannten, Sekte am Arm und am Halse, so wie in Tibet die Lahas, und das ganze Volk. Daher sagt Georgi *): „Der Lhama führt als Opfer darbringender Priester, den heiligen in Lotusblumen abgedruckten, und Thurma genannten Kegel, in gewissen Monaten des Jahrs, unter Voraustretung eines pomphaften Zuges, aus dem Tempel vor die Mauern der Stadt hinaus.“ Weiter unten, sagt derselbe: „Gewisse Leute tragen dabey sechszehn Fahnen, auf deren Spitze sich ein Dreyzack befindet, als Symbol des Gottes Maha.“ Maha aber ist Shiva. Noch weiter hernach sagt Georgi: „Die übrigen Begleiter des Zugs, tragen eine silberne Muschel mit Gerste, und einen Krug mit Bier, die Geistlichen aber den Thurma auf einem Dreyfuß, oder Triangel.“ Von diesem sagt der Pater Ildephons **): „Auf dem Umfange des Berges Kajlāsam, welcher, wie man aus dem ersten Abschnitte des Wörterbuchs Amarafinha ersieht, der Wohnsitz des Gottes Shiva ist, soll es, dem zufolge, was die Brahmanen darüber sagen, sieben Reihen von Stufen geben, auf welchen man bis zur höchsten Spitze des Berges hinauffsteigt. Dort befindet sich eine weite Ebne, in deren Mitte eine silberne Glocke steht, und ein viereckiger Tisch, welchen neun Edelsteine von verschiednen Farben umgeben. Auf diesem Tische aber liegt eine silberne Rose, denen ähnlich, welche in Seen wachsen und Tāmara ***) oder Padma heißen, und welche einerley sind mit der Lotusblume oder Nymphäa. Mitten in dieser Rose †) bilden die Brahma-

*) A. a. O. S. 212.

**) In einem Codex unter No. 20. der Handschriften in der Bibliothek der *Congreg. de prop. fide. Lib. 2. c. 4.*

***) S. die vierte Kupferplatte.

†) Oder Lotus.

nen jenes weibliche Dreyeck und männliche Shivalingam ab. Von dem erstern sagen sie, es sey die Wohnung des ewigen Gottes, dieser ewige Gott aber sey Shivalingam. Diese beyden abscheulichen Instrumente nämlich das Dreyeck und Shivalingam sollen über einem Löwen, wie auf einem Throne aufgestellt seyn u. s. w." Eben dies versichert, aus dem Munde eines Heiden, Namens Pacunar, dessen Worte er auch anführt, der Pater Norbert, welcher als Missionär zu Pondichery die Gelegenheit nicht verabsäumte, sich eine genaue Kenntniß des heidnischen Aberglaubens zu erwerben. Seine Nachricht darüber befindet sich in einer Handschrift, die ich vor mir habe, und in der er nicht nur die Indische Lingamsekte, sondern auch die Lingamgebräuche, Gesetze und Opfer beschreibt. Unter andern sagt er: „Allamaprahu (ein Büßender, welcher irgend einem Indischen Könige erschien, und ihn im Lingamdienste unterwies) ertheilte ihm seinen Segen (Asciruadam), und eröffnete ihm den Entwurf der ganzen Verehrung, welche zu gründen er im Sinne hatte. Das erste, worauf es dabey ankam, war, daß er, wenn er den Lingam am Halse, Arme oder Kopfe tragen würde, so wie alle diejenigen, welche sich einer gleichen Verehrung unterziehen würden, die Vergebung aller ihrer Sünden erhalten und zur Belohnung in den Himmel des Shiva gelangen sollten. In dieser Absicht möge er sich denn an den Gurn, oder obersten Lehrer der Sekte wenden, welcher als Verleiher der Vergebung des Shiva allein die Macht haben werde, ihm dieselbe zu ertheilen, und dieser werde ihn dann vorher durch eine Salbung mit Butter, süßer und geronnener Milch, mit Urin und Kuhmist einsegnen. Fürs andre aber, so sollte der Guru verbunden seyn, der Jugend eine Cäremonie bezubringen, welche sie ihr ganzes Leben hindurch täglich drey Mahl verrichten müsse. Demzufolge nämlich sollten sie den Lingam in die linke Hand nehmen, mit der rechten Wasser darüber gießen, ihn mit dem Tiruniro, einer Masse aus Erde und Kuhmist, salben, mit Blumen schmücken u. s. w."

Ich könnte noch viele Zeugnisse solcher Schriftsteller vorbringen, die sich lange in Indien aufhielten, zum Beweise, daß die Verehrung des Lingam weit und breit in Indien und Tibet bekannt gewesen; indessen reichen die schon beygebrachten Zeugnisse dazu hin. Auch ergibt sich aus ihnen, daß der tibetanische Mani nicht der Kezzeranführer Manes, sondern der Lingam sey, und daß die tibetanischen Anhänger der Lingamverehrung, wirkliche Shivaniten, daß heist, Verehrer des mit dem Namen Shiva, Mahadèva, Shvara oder Rudra fälschlich aber Sciaca benannten Gottes, des dritten in der Indischen Dreyeinigkeit, sind. Ueberhaupt aber treffen diese Leute so genau mit den Indiern in allem überein, daß sich, wie ich in meiner Sprachlehre über den Samscrid weitläufiger gezeigt habe, gar nicht mehr daran zweifeln läßt, daß ihre Religion die brahmanische sey. Was die Peguaner, Siamer und Japoneser betrifft, so darf man nur bey Pivati *) die zu den angeführten Stellen gehörigen Kupfertafeln ansehen, um es mit eignen Augen gewahr zu werden, daß einige Götzen dieser Völkerschaften bald dem Lotus allein, bald diesen oder das weibliche Empfängnisglied, mit in demselben befindlichen Lingam, oder das Joni oder jenes Glied allein, oder den Lingam allein in ihren Händen halten, und ihn aufmerksam betrachten. Auch hieraus ergibt sich's augenscheinlich, daß die schändliche brahmanische Lingamverehrung gleichfalls in jene Gegenden übergetragen sey, und in ihnen Fuß gefaßt habe **). Daß diese neue und unerhörte Behauptung in Bezug auf die Indier und Tibetaner, keinem Zweifel weiter unterworfen sey, beweist auch das handschriftliche Werk

*) Am oben angef. Orte.

**) Man vergleiche über diesen Gegenstand auch die *Asiatik researches*, im *Some account of the sculptures and Ruins at Mavali-puram, a Place of a few Miles North of Sadras*, p. 145. u. f.

Werk des Pater Constantin ab'Ascuro, Missionärs zu Nepal *), bey welchem sich mehrere Indische, wie auch einige Tibetanische Gottheiten, in Farben abgebildet befinden, und in der vierten Figur auch das Dreyeck Joni oder der weibliche Empfängnißtheil der Göttin Bhavani. Bey dieser Figur macht der Verfasser folgende Anmerkung: „Es liesse sich eine weitläufige, fabelhafte Beschreibung dieser Gestalt geben, aber die Anständigkeit verträgt sich nicht mit der Darstellung eines dieselbe so beleidigenden Theils der grossen Göttin Bhavani. Im Reiche Nepel sieht man an der Landstrasse in Menge dergleichen Bildnisse. Im Walde von Devapalan, nicht fern von Catmandu befindet sich ein solches Bildniß von Bronze u. s. w.“ Auch befindet sich im Museum des Cardinals Borgia zu Velitri, eine silberne tibetanische Münze, welche deutlich diesen körperlichen Theil der Göttin Bhavani darstellt.

Dies Joni oder Dreyeck der Göttin Bhavani, stellt in der Indischen und tibetanischen Philosophie ohne Zweifel die Natur der Dinge vor, deren Symbol der Lotus ist, und aus welcher, nach der Meinung der Inder, mit Hülfe der Wärme und Feuchtigkeit, alles soll erzeugt werden. Ob aber dieses Symbol von allen richtig verstanden werde, und ob es nicht irgend ein, der zärtern Jugend wenigstens, schädliches Sittenverderbniß mit sich führe, steht dahin.

Der Grund, warum diese Indischen Götzen so oft mit dem Lingam und Joni, oder mit dem Lotus und der Nymphaa in den Händen, und jene Werkzeuge der Erzeugung so sorgfältig betrachtend abgebildet werden, ergiebt sich mit aus dem, was Plutarch **) sagt. Die alten Weltweisen nämlich hielten den Himmel gleichsam für den Vater, die Erde aber für die Mutter, und behaupteten, daß durch's Feuer und durch's Wasser, durch Wärme und Feuch-

*) In der Bibliothek der *Congregatio de propaganda fide*.

**) Im ersten seiner Bücher *de placitis philosophorum*.

tigkeit, und durch Einwirkung und Einfluß der Sonne des Mondes, der Planeten und der übrigen Gestirne auf die Erde und sublunarisches Welt, alles hervorgebracht werde. Daher bildeten sie die Erde durch ein Jöni oder weibliches Geburtsglied ab, oder durch die Lotusblüthe, als erstes Erzeugniß der Sonne und des Wassers; die Wirkung der Sonne und der Planeten aber, bilden sie symbolisch durch den Lingam ab, weil jene Gestirne gleichsam den Samen austreuen, die Erde aber denselben in sich aufnimmt, aus der er durch Wirkung der Wärme und Feuchtigkeit emporsprißt, und hervorgebracht wird. Hierin nun liegt der Grund, warum die Indier die Einführung des Lingam dem Gotte Shiva zuschreiben, und ihm zu Ehren denselben am Halse oder Arme tragen. Man darf sich demnach auch nicht wundern, daß die heidnischen Alten, ja die Israeliten selbst, die Sonne unter dem Bilde eines Priap, eines Stiers, der Sonne selbst oder dem Mitra anbeteten und vorstellten. Daher sind denn auch alle jene Abbildungen Indischer sowohl, als Tibetanischer, Peguanischer und Siamischer Gottheiten, die ich vorher aus Pivati's, Georgi's und Anderer Werken anführte, mögen sie nun den Gott Shiva, die Sonne, das Feuer, oder den Gott Budha, d. i. den Planeten Merkur bezeichnen, mit Sicherheit auf die Philosophie der alten Brahmanen zurück zu führen *).

*) S. in meiner Sprachlehre über den Sanscrit die Anmerkungen zu dem Fragmente des Buchs Bhāgavadam. Der mystischen Kraft des Triangels und der Zahlen in demselben, gedenkt Macrobius im *Somnio Scipionis Lib. I. cap. 6* bey dem sich auch der Stier befindet, als Symbol der Erde, auf welchem der Gott Shiva, oder die Sonne, oder das Feuer reitet. Eben er handelt weitläufig auch im ersten Buch seiner Saturnalien Cap. 19. von dem Bildniß des Merkur oder Budha und von der Sonne. S. auch das angeführte *Somn. Scip. Lib. I. c. 2.* den PLUTARCH *de Iside et Osiride*, und den Lactant. *de origine erroris. sect. 21.*

SUEHNUNGEN, ABWASCHUNGEN, GEBETE UND WALLFAHRTEN.

Die Brahmanen nehmen drey Gattungen der Sünden an. Diese sind: Páva sámājam, gemeine, oder kleine Sünden; Páva madhjamam, Sünden mittelmässiger Bosheit, und Páva ulkrīham, sehr große und schwere Sünden. Auf ähnliche Art theilen sie auch die Tugenden ein.

Unter den Sünden sind einige, die schon in dieser Welt können verziehen werden: mit andern hingegen hat es nicht diese Bewandniss. Iene können durch Fasten, Gebete, Almosen, Waschungen des Körpers und Wallfahrten abgebußt werden. Diese Wallfahrten werden angestellt zu den Flüssen Indus, Ganges, Cavèri, zu den berühmten Tempeln Kāfhi, Ramīshvaram, Rāmanāthampuram, Iloura, zum Nepalensischen See Cangipuram, zur Insel Salfette, zu den Bergen Narasinha, zu den Gebirgen in Tibet, und selbst zum Tempel des großen Lhama, doch nicht, wie von Paw meint, darum weil die Inder ihre Religion von ihm erhalten haben, sondern weil die tibetanische Religion eine und ebendieselbe ist mit der Indischen, und aus dieser hervorgieng. Sind die Inder



an die vorher erwähnten Flüsse und Tempel *) gelangt, so baden sie ihren Körper, bezeichnen ihre Stirne mit den, Bhafmam, Tirunāmam oder Kuri genannten, heiligen Zeichen, werfen sich vor den Götzenbildern nieder, bringen ihnen Geschenke dar, bekennen ihre Sünden, opfern, und nehmen geweihtes Wasser oder geweihte Erde von dort aus mit sich nach Hause. Der König Rāma Varmer von Travancor, begab sich im Jahre 1786 von dreißigtausend Soldaten begleitet, zum Tempel Rāmishvaram des Gottes Rāma oder Viṣṇu, und opferte daselbst. Dieser Tempel liegt an der Brücke Rāma oder des Adam, welche man auf den Carten von Renell und Wilhelm de l'Isle bezeichnet findet.

Leichtere Vergehungen werden auch auf folgende Art getilgt. Man begiebt sich zu einem Opferpriester, und nachdem man sich mit dem Körper vor ihm niedergebeugt hat, welche Bewegung Shāṣṭāngam oder Pādāgrehanam heißt, beichtet man ihm sein Vergehen. Der Priester besprengt darauf den Reuigen mit dem Reinigungswasser oder Tirtam, sagt ein kurzes Gebet oder Mandram über ihn her, und ermahnt ihn, sich zu baden. Der auf diese Art losgesprochne geht, wenn er vorher dem Priester ein Geschenk entrichtet hat, nach Hause, und badet sich alsdenn zu verschiedenen Mahlen in einem Fluß oder Teiche.

Fast eben diese Cäremonie findet auch bey unbelebten Dingen statt: denn fällt z. B. ein Hund in einen öffentlichen Brunnen, und verunreinigt ihn, oder geht jemand aus der verworfensten, Palleas und Pareas genannten Caste, zufällig, oder aus Unwissenheit in die Tempel, oder die heiligen Hallen, und befleckt sie; berührt er einen öf-

*) Von diesen Flüssen und Tempeln S. den Sonnerat, Thevenot, Anguétel du Perron, Freyer, Chambers, Niebuhr, und die Berichte der vorhinangeführten Missionäre.

fentlichen oder einer andern Caste zugehörigen Brunnen, ein brahmanisches oder sonstiges Haus, und verunreinigt er durch sein Antaften eine angesehenere Person: so werden alle diese Gegenstände auf die vorhingenannte Weise gereinigt und eingeweiht. Ein Brunnen aber, ein Haus, oder ein Tempel, der verunreinigt ist, wird mit dem Reinigungswasser ausgewaschen, und mit Gebeten eingeweiht; auch wird er innerhalb mit Kuhurath bestrichen, und das Homam oder Feueropfer verrichtet.

Wird irgend einer Gottheit ein neuer Tempel geweiht, so weicht auch dabey die Cäremonie von der vorherbeschriebenen wenig ab, nur dafs alsdenn eine Menge Weihrauch, und mannichfaches kostbares Holz verbrannt, und viel Weihwasser versprengt wird. Auch wird ein solcher Festtag, durch unermessliche Scharen des Volks und der Tonkünstler, so wie durch Reigen der, Dèvadāsi genannten, Tänzerinnen besonders gefeyert. Diese Dèvadāsi sind Slavinen des Götzen, oder ihm geweihte Frauenzimmer, und verschieden von den Balhaderen oder Tänzerinnen, die mit ihrem Samscridnahmen Nartagul heissen. Diese sind liederliche Frauenzimmer, denen europäische Reisende und Kaufleute opfern, und mit denen sie ihr Vermögen durchbringen. Jene erstgenannten Frauenzimmer hingegen sind, welchen Untersciied Sonnerat und andre nicht bemerkt haben, unmittelbar dem Tempeldienste geweiht. Sie zünden die Lampen an, kehren die Unreinigkeiten aus, haben neben den Tempeln ihre Wohnungen, und geben sich nie mit Europäern ab, die sie verachten. Die Anstellung dieser Frauenzimmer schreibt sich aus sehr alten Zeiten her: denn schon im Buche Iudhishtiravigéam heist es von ihrer Weihung folgendergestalt: Prāna samānan ihatar bhrādren dèvi prabudhjamāna nihadān abhavel udāsi namana gandharva bhajāna data dāsi namana. d. i. Als die Göttin (die Gemahlin eines Königs) jene verstorbenen, einem Hauche ähnlichen Brüder erblickte, betete sie aus Furcht für den Musikkundigen Gottheiten, (d. i. vor den Gespenstern, welche die Lebendigen wie die Verstorbenen an-

feinden,) zu dem Gotte Viſhnu, und brachte ihm, (damit jene nicht die verſtorbnen Brüder verfolgen möchten) ihr Mädchen dar, weihte ſie ihm, und widmete ſie dem Dienſte in ſeinem Tempel.

In dem eben genannten Buche heiſt es auch, daß jene böſartigen Gottheiten ſich am Bluttrinken erfreuen, ciukôpa rudhiram ſamprâhja anandi. Daher pflegt denn auch dieſen Untergottheiten, und wo nicht ihnen, ſo doch der Göttin Kâli oder Bbadracâli, von der man glaubt, daß ſie die Blattern in Indien eingeführt habe, und das Volk züchtige, ein Sühnopfer, oder Rûkam dargebracht zu werden, bey welchem irgend eine Mannſperſon an zwey durch die Nieren geſchlagenen Hacken in die Höhe gezogen, und in einem prächtigen Aufzuge um ihren Tempel getragen wird. Das herabträufelnde, und aus den Wunden jenes Menſchen hervorfieſſende Blut, wird mit dem Blute eines Hahnes vermiſcht, und vor dem Altare dieſer Göttin, oder auf dem heiligen Heerde, nebst den vorher erwähnten heiligen Hölzern, eingeweiht und verbrannt.

Hieraus läßt ſich nun ziemlich ſicher folgern, daß vor Alters dieſer Göttin menſchliche Opfer zur Söhnung der Sünden des Volks müſſen dargebracht ſeyn; daß die Göttin Bhagavadi und Gângadêvi, welche ſonſt auch Dourga heiſt, eine und dieſelbe, und untheilbar ſey; und endlich, daß in den brahmaniſchen Schriften noch izt die Spuren des alten Gottesdienſtes auf's ſicherſte müſſen zu finden ſeyn, und daß die gegenwärtige Götterverehrung von der alten nicht ſo ſehr verſchieden ſeyn könne, als Georgi, de Paw, und Sonnerat, durch welche Gründe dazu bewogen weiß ich nicht, es gemeint haben *). Wenn

*) STRABO in *Geograph. Lib. 15.* PLUTARCH in *vita Alexandri Magni*. PALLADIUS *de gentibus Indiae.* AMBROSIIUS *de moribus Brahmanorum.* CICERO in *Tuſcul. Quaeſt. Lib. 5* PLIN. in *Hiſt. nat. Lib. 7. cap. 2.* ARRIANUS *de expedit. Alexandri,* und PORPHYRIUS *de abſtinentia Lib. 4.*

jener an Hacken in die Höhe gezogner Mann heut zu Tage nicht wirklich mehr geopfert wird, so ist dieses nicht dem Seelenwanderungssysteme, welches sehr alt ist, und bey den Brahmanen von je her Statt hatte, obgleich die genannten Männer seine Einführung in spätere Zeiten setzten, sondern dem Gottesdienste des Volkes, den Fortschritten der Philosophie, der Einführung und Strenge der nacher gegebenen Gesetze, den Befehlen der Könige, und der Zeit, die alles mildert, zuzuschreiben.

Für große und für die schweresten Verbrechen gelten bey den Brahmanen folgende. Giadinindá oder die Verlassung seiner Caste und der Gesetze derselben. Parastridhana hara pávam, die Verlassung seiner Frau und der Bey Schlaf bey einer andern. Mádruhádagam, der Murthermord. Pidruhádagam, oder Sidruhádi, der Vathermord; die Ermordung eines Brahmanen; Iògui urndaharam, die Zertrümmerung oder Niederreißung derjenigen Häuser und Wohnungen, in welchen sich die samaneischen Philosophen und Büßenden aufhalten; Suvarna stey dufhtam, die Verfälschung des Goldes und der Münze; endlich noch Lòganinda, oder die Grausamkeit, der Despotismus, die schreckliche Bedrückung, und tyrannische Behandlung des Volks, eigentlich die Niederreißung des Volks, welche Bedeutung nämlich in dem Worte Ninda oder Ninna liegt.

Außer diesen giebt es noch fünf andre Sünden, welche die Brahmanen Mähá pávam, oder Mähá padagam, d. i. große Sünden nennen. Es sind folgende: Das Töden einer Kuh, die Ermordung eines Brahmanen, das

Alle diese Zeugnisse hat, außer Palladius und Ambrosius auch ein Ungenannter gesammelt, in einer von Eduard Bissaeus aus der Königlichen Bibliothek zu London daselbst herausgegebenen Schrift über die Brahmanen.

Wein- oder Arak- Trinken, Diebstahl und Ehebruch *). Mehr hierüber, was unfre europäischen Reisenden aber nicht wissen, oder doch in ihren Nachrichten nicht bemerkt haben **), findet sich in den handschriftlichen Berichten, des Haxleden. Ildephoes und andrer Missionäre.

Weiter gehört auch zu der Zahl schwerer Sünden der Wucher und die Entreißung fremden Eigenthums, die Zerstörung königlicher, zum Dienste der Götter aufgeführter Gebäude, die Niederreißung der zum Empfange und zur Aufnahme reisender Personen angelegten Häuser und Herbergen (madam, ambalam), die Ableitung öffentlicher Teiche und Quellen, in denen sich das Volk zu waschen pflegt, die Verfolgung und Anfeindung derer, welche sich einer beschaulichen Lebensart gewidmet haben, die Schmähung, mit welcher ein Schüler seinen Lehrer belegt, und Vorenthaltung des Lohnes. der mit einem Arbeiter verabredet ist.

In der Unterfügung dieser Vergehungen bestehen die alten und heiligen Gesetze der Brahmanen, auf deren Befolgung diese auch so hartnäckig halten, daß, als der König von Travancor im Jahre 1760, im letzten auf der malabarischen Küste geführten Kriege, gewisse öffentliche und zum Gottesdienste gehörige Häuser hatte niederreißen lassen, die Brahmanen, nach Beendigung des Kriegs und erneuerten Frieden, den König von diesem Verbrechen nicht anders befreien, und ihm dasselbe erlassen wollten, als wenn er sich

*) Die zwote und fünfte dieser Sünden nannte der Verf. schon vorhin, wie er sich denn hier mehrmahls zu wiederholen scheint, wenn es nicht Angabe verschiedener Brahmanischen Systeme bey einem einzigen Gegenstand ist. *Anm. des Bearb.*

**) Der gute Pater a S. Bartholomeo irrt sich gewifs, wenn er in der gleichfolgenden von mir weggelassenen Stelle, die Ur-

sich dazu verfliehen würde, nach Darbringung vieler Opfer, durch eine goldne Kuh zu kriechen, und so sein Vergehen zu büßen. Wirklich that dies der König, und noch gegenwärtig steht jene goldne Kuh, als ein auffallendes Denkmahl dieser königlichen Sühnung, auf dem Schlosse Patmanáboram, in der Schatzkammer, wo es der Architekt Donaud oft wollte gesehen haben, wie er es mir wenigstens damahls versicherte, als ich meiner Missionsgeschäfte wegen verschiedentlich ins Schloß und zum Könige gieng, und in einem Hause und Garten mit ihm wohnte. Auch Anguntíl du Perron und Niebuhr*) reden von diesem Durchkriechen des Königs durch eine goldne Kuh, doch irren beyde darin, daß sie glauben, der König habe sich darum zu dieser Handlung bestimmt, um sich ein hohes Ansehn zu verschaffen. Dessen bedurfte er nicht, denn, wie ich schon an einem andern Orte gezeigt habe, so stammen die Könige von Travancor aus einer der edelsten Fürstenfamilien, der Familie Ràgiacallamangalam ab.

Nach dem bisher erwähnten wundre ich mich gar nicht, wenn einige Schriftsteller**), mancher harter, erhabner und philosophischer Antworten Erwähnung thun, welche die alten Brahmanen Alexandern dem Großen auf seine Nachforschungen sollen zum Bescheide gegeben haben: vielmehr wird jeder, der mit den itzigen Brahmanen wirklich umgegangen ist, es eingestehen, daß diese Aussprüche noch ganz das Gepräge der Verfassung und Hochherzigkeit der heutigen Brahmanen an sich tragen, welches

Ursache dieser Uebergang, in einer Verschiedenheit der Denkart unfrer und der Brahmanischen Weltweisen über diesen und ähnliche Gegenstände hält, denn wehe! den erstern, wenn ihre Meynungen durch die Hypothesen der letztern könnten erschüttert, vder gar widerlegt werden. A. d. Bearb.

*) Jener im *Zendavesta* Tom. I. *discour. praelim.* p. 150. f. 9. dieser in seiner Reisebeschreib. Th. 2.

**) Wie z. B. Palladius a. a. O. p. 26. Plutarch im Leben Alexanders des Großen. Arrian im 7ten Buch.

ein günstiges Vorurtheil gleichfalls für die anderweitigen Nachrichten jener Schriftsteller zu erwecken im Stande ist.

Es herrscht dem zufolge bey den Brahmanen, in Bezug auf ihre Einrichtungen und ihre Philosophie eine solche Strenge, daß weder sie selbst so leicht von denselben abweichen, noch ihren Königen eine Ausnahme von den gesetzlichen Sühnungen zugestehen. Auch diese sind verbunden zu opfern, sich an bestimmten Stunden zu waschen, an festgesetzten Tagen zu fasten, und neben den Obliegenheiten ihrer königlichen Würde, auch religiöse Geschäfte zu versehen.

Die Sühnfasten, welche von den Indischen Weltweisen, Königen, und dem Volke selbst begangen werden, sind: erstens, die *Māsuvāsam*, oder monatlichen Fasten, welche von den meisten freywillig gehalten werden, um sich zu entündigen. Dabey enthalten sie sich aller genießbaren Dinge, außer dem Reiss, den Kräutern, Gemüsen, Früchten und Wurzeln welche sie allein, mit etwas Butter oder Oel abgemacht, bey dem Untergange der Sonne genießen. Den ganzen Tag bringen sie zu mit der Lektüre frommer Bücher, mit Opfern, Abwaschung des Körpers, und Abbethung ihres, *Rudrāksham* genannten, Rosenkranzes.

Die zweyten, allen Volksklassen gemeinen Fasten, sind die *Egāshi*, einmal am eilften Tage nach dem Vollmonde, und das andre Mal an eben diesem Tage nach dem Neumonde. Beyde Male enthalten sie sich bis zum Untergange der Sonne aller Nahrung; und besonders fromme Leute kauen nicht einmal Betel, obgleich dies dort sonst so gewöhnlich ist, wie bey uns der Gebrauch des Tabaks, woraus denn auch wohl die bey dem Ambrosius *) aufbehaltene irrigte Sage mag entstanden seyn, daß die Inder nach Art der Thiere Blätter äßen.

*) In seinem Buche *De moribus Brahmanorum*.

Die dritten berühmten, aber eigentlich brahmanischen, Fasten, treten im Monate December ein, und dauern diesen ganzen Monat hindurch, zum Andenken desjenigen Sieges, welchen die fünf Brüder Pandava, gegen hundert andre verschwächerte Brüder davon trugen, und den jenes berühmte Gedicht Indhishtiravigeam verherrlicht, welches die Inder so besonders hochschätzen, und das nicht nur in einem glänzenden, leichten und correkten Styl abgefaßt, sondern auch reich an trefflichen Bildern und Ausdrücken ist *).

Die brahmanischen Fasten werden also im Monate December gehalten, zu Ehren des in einen Sterblichen umgewandelten Gottes Krshna oder Vishnu, welcher für die Pandaven focht, und ihre Feinde besiegte **). Demnach pflegen die Brahmanen in diesem Monate, vor dem Morgenroth aufzustehen, sich vor dem Aufgange der Sonne zu baden, ihrem Gotte Vishnu Reis, Blumen, Wacholderbeeren, Zucker und Früchte darzubringen, zu opfern, von dem dargebrachten zu zehren, und auf die besagte Art, der Gewohnheit gemäß, den Tag heilig zu begehen.

Die Shivaniten oder Verehrer des Lingam, sonst auch Pandaragiádi genannt, eine von der brahmanischen verschiedene und niedrigere Sekte, fasten täglich im Monate November, und essen oder trinken nichts, bis sie

*) Mallet Dupan kündigte im Märzstücke seiner Genever ephemeridischen Blätter vom J. 1786. eine Uebersetzung dieses Gedichts vom Engländer Wilkins an, die ich aber bis itzt noch nicht zu Gesicht bekommen habe, und von der ich mir nach andern Proben desselben Verfassers in den *Asiatick researches* auch nicht viel verspreche.

**) Von dem Geschlecht Pandea oder Pandava in Indien S. *Arriani Historia indica* p. 321. der Gronovischen Ausgabe, *PLINII Hist. nat.* 6. cap. 20. 23. *PTOLEMAEI Alex. Geograph.* nach der alten Venezian. Ausgabe *Lib. 7. tab. 10.*

am Abend die Gefirne gewahr werden, oder wenigstens die Stunde ihrer Erscheinung da ist.

Die Samanen halten gewöhnlich die strengsten Fasten, denn ihnen gilt es eben sowohl wie den Brahmanen für Sünde, Wein zu trinken, oder auch nur ihn zu kosten, Fleisch anzurühren, ein Thier zu tödten, ja auch nur einige Kräuter abzuschneiden.

Selbst die Frauenzimmer haben ihre eigenthümlichen Fasten. Sie begehen nämlich am sieben und zwanzigsten Tage des Januars die Fasten Tiruvādiram zu Ehren des Gottes Kāmadēva oder Cupido, dem sie dadurch ihre theilnehmende Trauer an den Tag legen. Shiva nämlich soll mit seinem mitten in der Stirne befindlichen rächenden Auge, den Gott Kāma wegen der gar zu großen Vertraulichkeit, in welcher er mit seiner Gemahlin lebte, in Flammen gesetzt und getödtet, nachher aber auf Bitten eben dieser seiner Gemahlin, wieder erweckt haben.

Das Baden ist in Indien, wo eine so große Hitze herrscht, zur Milderung der Ausdünstung sowohl, als zur Stärkung des Körpers, welche durch's Salben mit Oel vollendet wird, höchst nothwendig, und sehr schicklich daher als Religionsgebrauch, und zur Sündentilgung verordnet. Auch bey den Römern und Aegyptern war es üblich *), und so ergiebt sich's, daß fast überall und immer, dem Wasser sogar eine, die Seele reinigende Kraft ist zugeschrieben worden. Daher man denn auch in Indien, nach dem Aberglauben und dem Wahne der Heiden, am häufigen baden und waschen einen niedrigen von einem vornehmen schmutzigen von einem reinlichen, und einen heiligen von einem unheiligen, Menschen zu unterscheiden und darnach seinen Umgang mit einem andern zu bestimmen pflegt.

*) *S. Juvenal Sat. 6.* (Hierher gehört auch die Stelle bey Horaz *Sermon. 2. 3. v. 288 — 294. Anmerk. des Bearb.*)

Wenn sich die Brahmanen und andre Heiden in einen Teich oder Fluß begeben, so sprützen sie das mit der flachen rechten Hand aufgefaßte Wasser dreymahl in drey Himmelsgegenden, indem sie nach der Sonne hinblicken. Dies dreymahlige Umher sprützen, geschieht entweder der Sonne zu Ehren, oder wie andre behaupten, zu Ehren der Götter Brahma, Vishnu und Shiva. Auf gleiche Weise lassen sie von ihrer flachen rechten Hand dreymahl Wasser in den Mund herabträufeln, doch so, daß sie dabey den Mund nicht mit der Hand berühren. Nachdem sie sich den Mund abgewaschen haben, baden sie hierauf ihren Körper, und beten mittlerweile die im Wörterbuche Amaraſinha angegebenen Nahmen des Gottes Shiva oder Vishnu her, je nachdem sie mehr oder minder, diesem oder jenem Gotte günstig und ergeben sind. Dies nennen sie Gebam, oder die Gebetsherfügung, welche immer mit der Formel Narájana namà, oder Shiva Shivájana namà, d. h. hochgepriesen sey Narájena oder Vishnu, hochgepriesen sey der Gott Shiva, anfängt.

Beym Gebete blicken sie gegen Morgen oder Mitternacht, niemahls aber gegen Mittag oder Abend; denn den Morgen verehren sie wegen des Aufgangs der Sonne, und die mitternächliche Gegend, weil sie behaupten, daß in ihr die heiligen und geheimnißvollen Oerter liegen, welche sie in Ehrfurcht zu halten verbunden sind. Dort nämlich befinden sich ihrer Angabe nach, die heiligen Gebürge, auf welchen die Göttin Párvadi gebohren ward, der Berg Mahàmeru*), die Geheimnisse der Lingamverehrung, das Vaterland des Gottes Rama, und die heilige Wohnung des Gottes Shiva**). Den Berg Mahàmeru

*) Weiter unten soll eine genaue Beschreibung dieses Berges folgen. Vergl. auch *Bayeri hist. regni Graecor. Bactriani.* p. 4. 9. 10.

**) Ueber diese Berge und Oerter vergl. auch *Asiatick researches.* p. 282. 283. *a translation of a Sanserit inscription* und p. 134. *an inscription on a Pillar near Buddal.*

setzen sie ohngefähr unter den dreyßigsten Grad der nördlichen Breite, die Stadt aber und das Königreich Ajodja, wo zuerst Vishnu nach seiner Umwandlung in den Rama erschien, unter den sechs und dreyßigsten Grad der Breite. Kasi ligt im Königreiche Bengalen. Die Stadt Madura, aus welcher Vishnu herkam, als er sich in den Krshna vermenschlicht hatte, soll nicht ferne von Agra liegen. Cangipuram, das im Königreiche Carnata liegt, ferner Jagarnat und andre Oerter, wurden von den Göttern Vishnu und Shiva geheiligt, so dafs die an ihnen gelegene Teiche und Gewässer, an und für sich eine entzündende Kraft haben sollen. Dieser Aberglaube geht bey den Indern sehr weit. Ganz vorzüglich glücklich wird derjenige gepriesen, welcher bey seinem Sterben, fast beym letzten Athemzuge an den Ganges getragen wird, und dort seine Seele einem Fische, seinen Körper aber einem Crocodil preisgiebt. Das Wasser dieses Strom's wird überhaupt für so Kraftvoll und heilig gehalten, dafs es durch Leute, welche Iogui gaur genannt werden, bis auf die malabarische Küste verführt wird, und Könige und Fürsten es sich angelegen seyn lassen, sich in demselben zu entzündigen.

Alle diese Dinge nun, empfohlen durch die ältesten Schriften dieser Nation, bewahrheitet durch die Nachrichten europäischer Reisender, und bestätigt durch die alte, nieunterbrochne, und diesem Lande ausschliesfend eigenthümliche Götterverehrung, sollten es wohl endlich einmahl bis zur Ueberzeugung darthun, dafs die Entstehung des indischen Götzendienstes local, nicht aber in Aegypten, Scythien, oder Sibirien *), noch ganz unter den Hebräern zu suchen sey, wie unfre europäischen Schriftsteller geglaubt haben, sondern dafs die dortige Geschichte, und Götterleh-

*) Dies ist die Meinung de Paw's und Bailly's. S. des letztern *Histoire de l'astronomie ancienne depuis son origine jusqu'à l'établissement de l'école d'Alexandrie.* a Par. 1781. p. 95. sq. Bailly's Meynung in Bezug auf die indische Chronologie, habe ich am Ende meiner *Grammatica Samferdamica.* Romae. 1790. widerlegt.

re, die Mysterien und Dogmen, in Indien ihr Entstehen gefunden, daselbst gleichsam aus ihrer Wiege hervorgegangen, und das fast die ganze Religion dieses Landes, an die Tempel, Gegenden und Ströme Indiens unzertrennlich gebunden sey.

Epiphanius hielt die Brahmanen für Nachkommen Abrahams von der Ketura, und Stephan Fourmont stimmte ihm hey; auch Postell *) hegte eine ähnliche Meynung darüber. Sollte diese Vermuthung nun auch nicht bewiesen werden können, so will ich doch im Verfolg diejenigen Hauptstücke der brahmanischen Lehre bemerkbar machen, von welchen es sich noch allenfalls wahrscheinlich machen liesse, daß sie dieselben von den Patriarchen könnten erhalten haben. Dabey werde ich indessen keineswegs dasjenige übergehen, was local, wirklich indisch, und in diesem Lande erfunden zu seyn scheint, wohin ich die Verehrung des Indus und Ganges, der Kuh, der Sonne und des Mondes rechne, ferner die Seelenwanderung, den Lingamdienst, die Wallfahrten nach den vorzüglichsten Tempeln Indiens, die Eintheilung in Casten, die Verehrung der Nationalgottheiten, und endlich die Geschichten und Erzählungen, welche in Indien ihren Ursprung gefunden haben.

*) *In commentario ad Iezerah.*

GNANAMADJAM

oder die Initiirung zum Leben der
Weisen.

Im Wörterbuche Amaraſinha, wie in andern Schriften der Brahmanen *), werden vier brahmanische Institute aufgezählt, welche man indessen nicht für eben ſo viele Sekten halten darf, denn in Sekten trennen ſie ſich nur in Bezug auf theologische und philoſophiſche Meynungen; dieſe Institute hingegen umfaſſen die ganze Caſte der Brahmanen, alle ihre Sekten und jede einzelne Familie. Die Nahmen dieſer Institute ſind: Brahmanciári, Grāhaſta, Vana-praſta, Bhikſhu. Weiter unten ſoll von dieſen Inſtituten ſelbſt gehandelt werden, für izt aber von der Einweihung zum Prieſterthume und zu den Myſterien!

Vor

*) Amaraſinha im Abſchn. *Brahmaviarggam*. Auch im Buche *Sambhavam* wird an verſchiedenen Stellen dieſer vier Institute gedacht. Hierher gehören auch Norbert und die Berichte anderer Miſſionäre.

ge sie im ersten Institute sind, müssen sie vom Almosen leben. Sie müssen auf Matten, oder auf bloßer Erde schlafen, dürfen nicht Betel kauen, oder sich nach Art andrer Indier, zur Erhaltung ihrer Gesundheit, nach dem Bade mit Oel einreiben. Es ist ihnen untersagt, sich den Bart zu scheeren, oder mit Frauenzimmern in vertraulichen Umgang einzulassen. Ja endlich müssen sie sich auch täglich in einem Teiche oder Fluß baden, und ihre Schamtheile zu Ehren des Lingam, unter vielen Gebeten und Cäremonien besonders abwaschen. Diese Vorschriften alle gelten für das erste Institut.

Das zweyte Institut und alle Brahmanen überhaupt aber sind verpflichtet, sich frühe Morgens zu baden; ihrem Gotte täglich ein Opfer zu bringen, das aus Blumen besteht, Arkjam heist, und mit Gebeten verbunden ist; sich den göttlichen Nahmen mit dem Tiruniru oder Bhasmam auf die Stirne, die Brust und die Arme zu zeichnen; ihrem Götzen Weihrauch anzuzünden, Reis zu opfern, und etwas davon, nach Art eines Almosen, den Raben hinstreuen. Sie müssen sich ferner, zufolge eines strengen Gesetzes, und bey Strafe der Verstoßung aus ihrer Caste und dem Institute, vom Genuße des Weins und jedes andern berauschenden Getränkes enthalten, nicht minder auch des Knoblauchs, der Rüben, Zwiebeln, Eyer, Fische, des Fleisches und alles dessen, was für belebt gilt, oder Leben hat. Am Abend endlich müssen sie die Gebete, das Baden und das Opfer Sandjakarmam wiederholen. Diese allgemeinen Regeln und Einweihungsvorschriften, hindern heineswegs die Gra hasten, sich mit ihren Gattinnen und Kindern zu beschäftigen, ihrem etwanigen Handel nachzugehen, ihre Gärten oder Aecker zu bestellen, und überhaupt ihre Geschäfte zu verrichten. Von denen aber, die zu Begehung der feyerlichen Opfer der Sonne und des Mondes, zu den Mysterien, zum höhern Priesterthume, zur Erlernung der Religionsgeheimnisse, und zu nachmaligen Lehrern derselben bestimmt sind und befördert werden sollen, gilt folgendes. Sie müssen nämlich aus den

angesehensten Familien gewählt werden, dürfen nie heurathen, müssen keinen körperlichen Fehl haben, weder blind noch hinkend seyn, ohne Mangel eines Gliedes, ohne Mahle, dürfen in keinem ungewissen Rufe stehen, blödsinnig seyn u. s. w. Vergehen sich diese Leute in den Jahren ihrer Vorbereitung, so wird ihnen der Haarschopf oder Cudumi abgeschnitten, sie selbst aber werden ihres Standes entsetzt, und vertrieben. Sie werden ferner zwölf Jahre hindurch in dem Tempel ihrer brahmanischen Academie, deren es eine z. B. in Triciur giebt, unterwiesen, und dürfen nicht über den Bezirk ihrer Mauern hinaustreten. Sie müssen mit einem Eide die Geheimhaltung der theologischen und mystischen Bedeutung ihrer Mysterien und Gebräuche angeloben *). Fünf Jahre lang sind sie verpflichtet, ein pythagoreisches Stillschweigen (Mauham) zu beobachten **), und bey der Feyer ihrer Mysterien bedienen sie sich statt der Worte bloß gewisser Zeichen mit den Händen, an welchen allein die Eingeweihten im Stande sind zu erkennen, was verrichtet werden soll. Gewisse Gebete oder Weihungsformeln, werden mit gedämpfter Stimme hergesagt: daher Mandram, oder die heiligen und verborgenen Gebete, und mandrikunen, oder heimlich und verborgen reden, beten.

Was weiter diese Leute betrifft, so müssen sie eben eine solche Lebensart führen, und eben dieselben Vorschriften befolgen, wie die Bramaciári: nur werden sie von den

*) Von Paw glaubt, daß es unter den alten Weltweisen keine Geheimnisse oder Mysterien gegeben habe. Dem aber widerspricht das, was Clemens von Alexandrien aus eigener Erfahrung darüber sagt, *Stromat.* 5. §. 245. und genau mit den Brahmanischen Religionsgrundsätzen übereinstimmt. Unter den Brahmanen giebt es zweyerley Arten von Abtrünnigen, solche nämlich, welche ihre Caste, und solche, welche ihr Gesetz und ihre Philosophie verlassen. Jene heißen Giadibrshta, diese Védabrhsta.

**) Auch Pythagoras Schüler mußten sich fünf Jahre lang stillschweigend verhalten. S. CLEM. ALEX. *Strom.* Lib. 5. §. 248.

Vor allen Dingen muß man wissen, daß nicht alle Brahmanen Priester in ihren Amtsverrichtungen, Gesetzlehrer, oder Opferer sind, obwohl sie alle in einer priesterlichen Caste begriffen sind, und dieselbe ausmachen. Zu ihrem Brahmanenthume, oder ihrer Caste, so wie zu den Rechten und der Würde derselben, auf die sie alle gleiche Ansprüche haben, werden sie durch ihren Schultergürtel (Punul oder Jagnapavadam), und durch ihren Haarschopf (Cudumi) eingeweiht und initiirt. Den Schultergürtel messen sie ab, indem sie einen Faden einhundert und acht mahl um die geschlossene Hand winden, zu Ehren der einhundert und acht Gesichter des Gottes Brahma. Neun solcher Fäden oder besondrer Gürtelchen, machen den ganzen Schultergürtel aus, welcher in einen Knoten zusammengeknüpft wird *). Diese neun Fäden, welche in drey Theile getheilt sind, und zusammen ein Ganzes ausmachen, deuten die drey Gesetze Jrka, Sama, und Jagiur vedam an, welche Karta, Parabrahma oder Parabaravastu, d. h. das höchste, unendliche, und durch sich selbst existirende Wesen, dem Gotte Brahma mittheilte, um sie den Brahmanen zu überliefern. Rechtmäßiger Weise dürfen allein die Brahmanen diesen Gürtel tragen, und sie allein erhalten dadurch die Erlaubniß, jene Gesetze zu lehren. Die Königliche Caste oder Kshetrier und andre tragen ihn zwar auch, aber bey ihnen ist's bloße Nachsicht oder Mißbrauch. Der Haarschopf, oder Cudumi ist vollständige Ordensübertragung, indem er nebst dem Gürtel nicht allein die Vollmacht zur Lehre des Gesetzes, sondern auch zur Opferverrichtung ertheilt. Beyde werden nach Darbringung eines Feueropfers, unter vielen Gebeten übertragen. Wollte ich mich in eine detaillirte Beschreibung aller dabey üblichen Gebräuche einlassen, so müßte ich fürchten, meinen Lesern Langeweile zu machen. Die vorzüglichsten Cäramonien bey dieser allgemeinen Einweihung

*) Ob vielleicht Pythagoras die Mysterien der Zahl neune von hier aus möchte entlehnt haben?

zur Caste der Brahmanen indessen sind, die feyerliche Zeichnung des göttlichen Namens auf die Stirne, von der ich vorhin schon redete; die Ertheilung der Māvablätter, welche die Fülle der Fruchtbarkeit und Glückseligkeit andeuten, der Göttin Lékṣmī heilig sind, oder auch sie selbst vorstellen, zur Beprengung mit dem Reinigungswasser; die Abscheerung der Haupthaare durch den Guru oder höchsten Lehrer, und die Bestreuung des Gesichts, so wie des Haarschopfs mit Reiss und heiligem Safran, welcher zuvor dem Gotte Brahma dargebracht ist. Einige finden Aehnlichkeit zwischen diesen Gebräuchen und jenen, welche bey der Priesterweihe unter den Israeliten üblich waren *).

Die erste Weihe erhalten die Brahmanen im siebenten Jahre, in welchem sie nämlich zu allererst in das, Brahmācārituam genannte, Institut aufgenommen werden, als den Zustand der Uebung in Erhaltung der Enthaltbarkeit und Keuschheit. Zum zweyten mahl erhalten sie im zwölften Jahre ihres Alters die Weihe zur Ehe, da sie denn aufhören, Brahmācārī zu seyn, und Grahaṣṭha werden. Grahaṣṭha nämlich ist der Name eines heurathenden Brahmanen, durch dessen Ertheilung er in das zweyte Institut tritt. Die Brahmanen, welche zu diesen beyden Instituten initiirt sind, müssen folgende, allen Mitgliedern ihrer Caste gemeinen, Vorschriften beobachten.

Erstens sind sie gehalten, das Gesetz zu studiren, darüber unablässig nachzudenken, und sich in Erklärung desselben zu üben. Sie können ferner zwar bey einem gewöhnlichen Opfer zugegen seyn, aber weder den Vorsitz dabey führen, noch selbst gewisse Opfer verrichten. So lan-

*) Vergl. 2. B. Mos. Cap. 29. und 4. B. Mos. Cap. 6. 10. Jene Weihe dauerte sieben Tage, diese drey, doch so, daß noch vier Tage zu den Cäremonien und zur Bereitung des Gastmahls nach der Initiirung erforderlich sind.

naprastā und Bhikṣhu. Von den beyden ersten ist vorhin schon gehandelt: itzt kommen wir zu den beyden letzten.

Vanam oder Vanandaram bezeichnet im Samscrid eine Wüste, Einöde, Vanauāsam den Aufenthalt in einer Einöde, einem Walde, Felde u. s. w. Vanjen aber einen in Wildheit lebenden Menschen *). Praṣṭā aber bedeutet in eben dieser heiligen Sprache, einen stehenden, oder einhergehenden, daher Vanapraṣṭā ein Mensch ist, der in einer Wüste, Einöde, einem Walde u. s. w. steht oder einhergeht. Diese Erklärung ist aus dem öftergenannten brahmanischen Wörterbuche hergenommen, und stimmt sehr wohl mit demjenigen überein, was ich vorhin von den Samanen gesagt habe.

Es giebt nämlich eine zwiefache Art indischer Philosophen, die Brahmanen und Samanen oder Gymnosophisten, welche letztern nackend einhergehen, und in Einöden oder auf Gebirgen leben. Diese Vanapraṣṭen oder samanäischen Gymnosophisten halten sich noch itzt, entfernt von allen Bedürfnissen der Gesellschaft, bloß mit einer Schamhülle, einem kupfernen Gefäße und einer Keule versehen, auf einem hohen Berge neben dem Comorinischen Vorgebirge auf, haben daselbst ein Ordensgebäude, und leben in Gemeinschaft der Güter, doch ohne Frauen. Indessen ist's ihnen erlaubt, auch ihre Frauen, wenn sie einmal verhehlicht sind, in ihren wüsten Aufenthalt mit sich zu nehmen, nur dürfen sie nicht bey ihnen wohnen, und eheliche Gemeinschaft mit ihnen pflegen. Eine andre, gleichsam klösterliche Wohnung dieser Leute, befindet sich, so viel ich weiß, auf den Vaypurensischen Gebirgen in Malabarien; doch giebt's ihrer noch mehrere.

*) Diese Wörter können im Samscrid vornean mit einem kurzen oder langen A ausgesprochen werden.

Dieses Institut ist ursprünglich ein brahmanisches. Nach der itzt üblichen Sitte treten die Brahmanen, vierzig oder funfzig Jahre alt, in dasselbe, da sie denn zwey und zwanzig Jahre in der Abgeschiedenheit zubringen, um sich nachmals desto vollkommener, etwa in ihrem siebenzigsten Jahre, wenn sie es erleben, in das vierte Institut, welches Bhikshu oder Sanjāsam heist, begeben zu können.

Die Vanaprastha dürfen, auch wenn die höchste Noth es heischen, oder der König sie rufen lassen sollte, nie in irgend eine Stadt zurückkehren. Gewöhnlich besteht ihre Speise aus Aepfeln, Feigen und andern Früchten, aus Gemüsen, die sie selbst anpflanzen, verschiednen Kräutern und alle dem, was in Wäldern fortkommt; treibt sie indessen die Noth, so behelfen sie sich auch mit Wurzeln und Baumblättern, und trinken Wasser dazu. Thiere aber, oder belebte Wesen überhaupt, dürfen sie nicht genießen. Sind sie schwach und krank, so werden sie von ihren Frauen, wenn sie solche haben, bedient, und erhalten von diesen angekochte Wurzeln, auch wohl etwas Reis. Des Weins, so wie des Genußes in der Liebe, enthalten sie sich gänzlich. Irgend jemand von ihnen zu berühren ist das größte, ja ein tödtliches Verbrechen, das die Verstoßung aus dem Institute nach sich zieht. Sie schlafen auf der bloßen Erde, und haben selbst bey feuchter oder winterlicher Witterung keine Decke weiter über sich, als allein das Dach, unter dem sie wohnen. Sie waschen sich nicht, wie die übrigen Brahmanen, sondern gehen schmutzig und ungekämmt einher, mahlen aber die Zeichen des heiligen Namens folgendergestalt  auf die Stirne, die Brust, oder die Arme, oder haben allein das Kuri  an der Stirne. Durch jenes erstere Zeichen beweisen sie ihre Ergebenheit gegen den Shiva, durch das letztere gegen Vishnu.

Einkünften des academischen Tempels unterhalten. Haben sie endlich ihre Studien beendet, so werden sie entweder Opferpriester, oder Gesetzlehrer. Die ersten heißen Iagnamán, Somádri, Somabadi, oder wie gewöhnlich, Pugiári; die letztern hingegen werden genannt, entweder Guru, d. h. Leute, welche die Wissenschaften, oder die Meynungen und Dogmen der Sekten vortragen, oder Afharja, Leute, welche Formeln und Gebete, oder die Mandras, nebst ihrer Deutung lehren *).

Blos diejenigen, welche die Mysterien der Religion und des Gesetzes lehren oder lernen, werden zur Geheimhaltung derselben verpflichtet, und erhalten den Unterricht darin im Innern der Tempel, nie außer denselben. Anders aber verhält sich's mit den Wissenschaften, welche in Häusern ausserhalb und um die Tempel her, in Gärten, Vorstädten, und gewissen brahmanischen Distrikten, welche Grámmam heißen, gelehrt werden. In diesen öffentlichen Schulen, oder Kalari, wie sie genannt werden, pflegen sich ein hundert, zwey hundert, auch mehrere Schüler aus verschiedenen, doch nicht aus den niedrigsten Casten, einzufinden, und hier erhalten sie denn von Brahmanen Unterricht in der Grammatik, Geschichte, Astronomie, Mythologie und in den populären Theilen der Religion **)

*) Sonnerat Th. 1. Cap. 5. 6. kehrt dies alles zu unterst zu oberst.

**) Von der Einweihung der tibetanischen Lahas zum Lingam-institute, oder zur Lingamsekte, welche mit der indischen gar sehr übereinkommt, s. das *Alphabet. Tibet.* p. 288. 245. Von den ägyptischen Weihungen handelt Le Paw in seinen *Recherches philos. sur les Egyptiens*. T. 2. p. 42. u. f. wo er aber gegen Warburton Unrecht hat, und manche Berichtigung verdient.

CIADURASHRAMA

von den vier vorzüglichsten brahmanischen Instituten und insbesondre von den Samanen.

Es ließe sich durch eine ungeheure Menge von Zeugnissen aus alten griechischen und lateinischen Schriftstellern darthun, daß unter den griechischen, aegyptischen und persischen Philosophen und den indischen Brahmanen wirklich eine gewisse Verbindung statt gefunden habe, doch dürfte die Zahl derer, die dies noch itzt bezweifeln möchten, ziemlich geringe seyn: auch habe ich diesen Gegenstand schon an einem andern Orte berührt *), und sonach setzen wir das hier als bekannt voraus, um ohne weitere Umschweife die philosophischen Sekten Indiens näher kennen zu lernen.

Im Wörterbuche Amaraſinha, Abschnitt Brah-mavargam, werden, wie ich vorhin schon sagte, vier brahmanische Institute namhaft gemacht. Es sind diese: Brahmaciari oder Brahmadſchari, Grahaſta, Vā-

*) In der *Grammat. Samſerdam.* p. 23. (Das beste Werk über die Verbindung der übrigen alten Welt mit Indien ist Robertſon's Versuch über die Kenntniß der Alten von Indien. *Ann. des Bearb.*)

Sie haben als Ordensregel die Jamam, von welcher sie Jamanen heissen; Samanen ist nämlich ein verunstalteter Nahme. Jene Regel enthält fünf Vorschriften, deren erste Satjam heist, und ihnen anbefiehlt, immer die Wahrheit zu reden, zu beobachten und vor Augen zu haben. Die zwote Vorschrift (Ahinsa) verbietet ihnen die Tödtung aller Thiere, auch der kleinsten, ja sie will nicht einmal, daß so etwas zufällig oder unbeabsichtigt geschehe, daher, wie sich denken läßt, die Vanaprastha die die grösste Sorgfalt anwenden, einem solchen Vergehen auszuweichen. Die dritte Vorschrift, (Asthejam) gebietet ihnen gegenseitige Gerechtigkeit, daher sie, auch in der dringenden Noth nichts annehmen, entwenden, oder stehlen sollen. Die vierte Verordnung macht ihnen Enthalttsamkeit in der Ehe, und die strengste Keuschheit zur Pflicht. Die fünfte Vorschrift (Abarigraham) endlich verlangt, daß sienach dem Tode ihrer ersten Frau, nicht zum zweyten mahl, nach ihrem Eintritt in dies Institut aber, unter keiner Bedingung heurathen sollen.

Die bisher angeführten Vorschriften betreffen nur das Aeussere des Instituts, folgende aber haben auf das Innere desselben Bezug. Erstens Sausham, oder Beobachtung einer gewissen innern Reinigkeit. Zweytens Sandosham, oder das Streben nach innerm Frieden und innerer Ruhe. Drittens Tabasfa, oder Reue und unablässige Anschauung der Gottheit. Viertens Suadjajam, oder Kenntniß des Gesetzes und Gebeteerlagung. Fünftens Ishavorobasanam, Vergegenwärtigung der Gottheit, oder unablässiges Denken an Ishvara oder den Herrn. Die innere Ordensregel, welche diese Vorschriften in sich faßt, heist Nijamam.

Dies sind nun die Beschäftigungen der Jamanen, welche sich weder mit der Kenntniß der Physik, Philosophie, oder Astronomie befassen, noch die Erlaubniß haben, Opfer zu verrichten, sondern durch ihren Eintritt in dies Institut gleichsam auf alles der Art Verzicht thun. Zu

diesem Institute haben auſſer den Brahmanen auch andre Caſten den Zutritt, z. B. Shùdrer, Vajshjer, und auf der malabarischen Küſte werden ſogar edle Nayren, oder Krieger zugelaffen: doch leben dieſe Leute, obgleich ſie alle ohne Unterſchied die eben erwähnten Geſetze und Vorſchriften, ſobald ſie in den Orden treten, anzuerkennen gehalten ſind, nicht mit den in dieſem Institute ſich befindenden Brahmanen zuſammen, weil es gegen den erſten Nationalgrundſatz der Indier laufen würde, eine Caſte mit der andern zu vermischen. Demnach erhalten nun aber auch die Theilnehmer an dieſem Orden aus den niedrigern Caſten, einen beſondern Nahmen. Sie heiſſen Pràshniguer, d. i. die äüſſere Sekte.

Dieſe äüſſere Sektenun hat irgend einen berühmten Mann aus ihrem Inſtitut und ihrer Caſte, zum Vorſitzer, Meiſter oder Gurn, ahmt aber im übrigen den Orden und die Ordensregeln der brahmanischen Vanapraſten genau nach. Selten indeſſen leben die Theilnehmer dieſer Sekte in großer Menge neben einander, vielmehr beläuft ſich die Zahl derer, welche in einem Ordenshauſe oder Madam zuſammen wohnen, nur auf ſechs, zehen, höchſtens auf zwanzig.

Dieſe Vanapraſten oder Jamanen der brahmanischen ſowohl, als der niedrigern Caſten, ſind es eigentlich, welche jene anmuthige Schilderungen der Waldbewohner veranlaſt haben, die in den indiſchen Schriften nicht ſelten ſind. So heiſt es zum Beyſpiel von ihnen im Buche Sambhavam: „Die Blendwerke der Welt, die die Sinnen nur täuſchen, entfernen ſie von ſich, und ſind reich und glücklich im Beſtreben nach der Weiſheit, Gerechtigkeith und Wahrheit.“ In einem andern Buche heiſt es: „Der König erblickte in der Einöde ein wohl eingerichtetes Ordensgebäude, mit der glücklichſten Lage. Ein nimmer ſich wandelnder Frühling und die höchſte Milde des Himmels breiteten ſich aus über die Gegend. Röthliche, immer jung hervorsproſſende Blumen erfüllten mit Wohlge-

rüchen die Luft, und gleich des Kunstverständigen Lied, tönte der Käfer Gefumfe, die mit funkelnden Flügeln durch die Lüfte dahinflogen. Innerhalb des Gebäudes wohnten Vanapraſte nud Munis.' Rein von jeglichem Fehl waren ihre Gefinnungen und Wünſche, und unabläſſig beſchäftigte ſie der Gedanke an die Gottheit. Bald wetteiferten ſie unter einander, welcher von ihnen durch Lieblichkeit der Stimme, Sanftheit des Tons und Deutlichkeit des wörtlichen Ausdrucks vorzüglicher den Herrn im Gefange zu erheben vermöchte. Bald wieder ſammelten ſie alle ſchweigend aus heiligen Schriften die Saat der wahren Weiſheit; bald handelten ſie mündlich dieſe und die Gerechtigkeit ab. Die Nacht, welche in vier Jāma, oder Wachen getheilt iſt, wachen ſie der Reihe nach abwechſelnd durch, unabläſſig darauf finnend, welches der einzige Weg ſey zum Himmel, die Art und Weiſe zur ewigen Glückſeligkeit zu gelangen, und die Art hieniden die Gottheit zu loben. Als der König dieſe erblickte u. ſ. w."

Hieher gehört auch das, was Porphyrius und Strabo *) von den Samanen erzählen, und welches ſich faſt alles noch gegenwärtig eben ſo verhält. Daher es unrichtig iſt, wenn Sonnerat und andre Reiſende verſichern, die brahmaniſchen Einrichtungen hätten ſich ſehr verändert, und die Geſetze, wie die Gewohnheiten dieſer Caſte, ſeyen in Verfall gerathen.

Das vierte und vollkommenſte Inſtitut endlich, iſt das der Bhikſhu oder Sanjāſi. Die erſte Benennung bezeichnet einen Menſchen, der um ein Almofen bittet: Sanjāſi aber denjenigen, welcher alles verläßt. Beyde Benennungen kommen alſo in ihren Bedeutungen ſehr mit einander überein. Sind die Vanapraſten unter ihren Büſ-

*) Der erſtere in ſeinem Werke *de abſtinentia. Lib. 4.* der andre im 15ten Buche ſeines geographiſchen Werkes nach dem Bericht Megafthenes.

sungen zwey und siebenzig Jahre alt geworden: so kehren einige von ihnen wieder zu ihrem Eigenthume zurück, und werden von den Ihrigen geachtet. Diejenigen hingegen, welche verehrt und von den Menschen bewundert werden wollen, entsagen in Gegenwart des großen Meisters ihrer Frau, ihren Kindern, und ihren Gütern. Aus dem Ertrag dieser letztern, wenn solche da sind, werden Frau und Kinder unterhalten, im Fall des Mangels aber, aus den Einkünften des Staats, einer Stadt, oder eines Tempels. Hierauf richtet der Guru oder große Meister eine Ermahnung an den neuaufzunehmenden Sanjasi, deren Gegenstand die Buße, und die Vortrefflichkeit des Instituts zu seyn pflegt. Ist diese beendigt, so wird das Homaniopfer verrichtet, und dann in Gegenwart vieler Brahmanen und Betenden, dem Novizen der Haarschopf oder Cudumi abgeschnitten, um dadurch zu bezeichnen, daß er alles verlassen habe, und aus dem Amte eines Opferpriesters getreten sey. Nachdem legt er seine bisherigen Kleider ab, und erhält, wenn er sein Bekenntniß abgelegt hat, ein Stück gebleichte Leinwand, welche ihm sogleich unter Gebeten angelegt wird. Diese Kleidung muß der Sanjasi, weil sie als heilig angesehen wird, selbst waschen und nicht zu diesem Endzwecke einem Andern übergeben. Hierauf weiht der große Meister ein kupfernes Gefäß ein, und giebt es dem Initiirten, welcher sich mit dem darin befindlichen Wasser die Schamtheile wäscht, und weiterhin immer einiges Wasser drin halten muß, um mit demselben die ihm als Almosen dargebrachte Speisen, bevor er sie genießt, abzuspuhlen und zu reinigen. In die rechte Hand giebt der Guru dem Schüler einen Stab oder Knüttel, welcher sieben natürliche Aeste oder Knoten haben muß, als Erinnerung an die sieben vorzüglichsten Mahà Irushi, d. i. heiligen und alten Anhänger einer beschauligen Lebensart, oder Lehrer. *)

*) Diese sieben Irushi sind sieben größere Planeten, welche das Wörterbuch *Amarasinha* in ersten Abschnitte näher beschreibt. S. auch STRABO *Lib. 15.*

Diese sieben Heiligen wurden lebendig in den letzten und eigentlichen Himmel (Satja lògam) versetzt, und werden dort als Götter verehrt. Jene sieben Knoten, ja den ganzen Stab, welcher Dandam heisst, und gleichsam als ein Geschenk der Gottheit hochgehalten wird, muß der Sanjasi täglich frühe Morgens mit dem Wasser aus dem vorhin beschriebenen kupfernen Gefäße, benetzen, dafür sieht er sich aber auch durch diesen Stab von allen bösen Geistern und ihren Nachstellungen befreit.

Die Sanjasi tragen gemeinhin ein Tigerfell über die Schulter, weil auch der Gott Shiva als Krieger *) ein solches trug. Mit diesem Felle bedecken sie sich, oder sie schlafen drauf. Sie bereiten sich nie eine Speise über dem Feuer, sondern betteln von Thüre zu Thüre, zuweilen ohne etwas zu sagen, sondern mit bloßer Vorstreckung der Hand gegen die, welche vorübergehen, oder sich in ihrem Hause befinden. Andre bringen ihr Leben in einem Tempel zu, und zwar mit dem Anscheine, als wären sie stumm und unbeweglich. Solche erhalten von den benachbarten Brahminen Reis, Früchte, Wurzeln, Aepfel, Feigen und Kräuter. Wohin dergleichen Leute sich begeben, da werfen alle, die zugegen sind, sich vor ihnen nieder, und eben dies geschieht auch von denen, welche zu ihnen kommen, wenn sie sich unbeweglich verhalten.

Uebrigens gehen die Sanjasi in keine Tempel zur Andachtsverrichtung; sie opfern nicht, wohnen auch keinen öffentlichen Festen, oder feyerlichen Opfern bey, zeichnen sich aber durch ihre langen Nägel aus, die sie nie beschneiden, und welche ich öfter in solcher Grösse gesehen habe, daß sie um die Hand herabgebeugt waren. Einige scheeren zuweilen ihren Bart und ihr Haupthaar, andre aber thun das nie. Nicht alle salben sich mit Oel.

*) Man vergl. das, was MACROB. *Saturnal. Lib. I. 20.* vom Herkules sagt.

Sie käuen weder Betel, noch mahlen sie sich das heilige Zeichen auf die Stirne, dagegen aber baden sie ihren Leib drey Mal am Tage, und bestreichen hernach ihre Stirne und Brust mit dem Staube von gedörretem Kuhmist. Ihre Gedanken dürfen, wie die Brahmanen erzählen, nie auf sichtbare und erschaffne Dinge gerichtet seyn, sondern müssen allein Gott, das Wesen der Wesen, und den höchsten, unendlichen, durch sich existirenden Herren, oder den Parábrahma zum Gegenstande haben, daher sie denn auch keine mündlichen Gebete herfagen, und keinen Opfern beywohnen, die andern Göttern dargebracht werden.

Ihre Ordensregel, Verpflichtung und ihr ganzes Bestreben besteht im Kampfe gegen die Begehrlichkeit (Kāma), den Zorn (Krodham), den Geiz (Lobham), den Stolz und Dünkel (Madam), gegen alle Begierden (Mòham), und gegen die Rachsucht (Maltsfaram). Diese Leidenschaften und Laster nennen sie Vishendrianguel, d. i. ihre Verfolger und sinnlichen Feinde. Bey dem Absterben dieser Leute, weint Niemand, weil sie für höchst glücklich gehalten werden. Sie gelangen geraden Weges zum Himmel, und sind frey von den Wanderungen der Seele. Uebrigens werden sie sitzend mit zusammengeschlagenen Händen und Füßen begraben, und ihr Grab wird ringsum mit Salz angefüllt. Der Kopf aber des Verstorbenen wird mit einer Cocosnuß zererschlagen, und Stückchen des Gehirns werden als Reliquien an die Umstehenden ausgetheilt.

Wer diesen einmal angenommenen Orden verläßt, oder sich gegen die Verordnungen desselben vergéht, wird vertrieben, seiner Würde verlustig erklärt, und muß die Schmach einer öffentlichen Infamie tragen. So wurde im Jahre 1782 ein Sanjási zu Ambalapush, welcher mit einem scheinheiligen Frauenzimmer in zu genauer Freundschaft gelebt hatte, vom Könige von Travancor, auf Bitten der Brahmanen, aus Tovala und dem Königreiche vertrieben.

Dies also sind die ächten, ursprünglichen brahmanischen Institute oder Orden, welche schon ohngefähr tausend Jahre vor der Geburt Christi vorhanden waren, und die Alexander der Grosse auf seiner Unternehmung gegen Indien als längst gegründet vorfand. Wollte man diese nun, so kurz auch immerhin ihre Beschreibung hier ausgefallen seyn mag, mit den Instituten, der Religion, Lebensart und Philosophie der tibetanischen Lahis, des grossen Lahma, der alten Sinesischen Sekte Laokiam, der Tiruvamshas und Gonis oder Ceylanischen Priester, der Peguanischen und Siamischen Talapoynen, ja mit den Grundsätzen, der Religion und Lebensart der Japanesen vergleichen; würde man den einem jeden Himmelftriche eigenthümlichen Volksaberglauben davon absondern, und die hier oder da insbesondre eingerissnen Mißbräuche und Ausartungen, von der ursprünglichen Lehre und Philosophie trennen: so hoffe ich, würde man mit mir darin übereinkommen, daß dies alles aus einer Quelle, und zwar aus Indien hergestossen sey, daß sich hier die ursprüngliche Grundlage davon befunden habe, und daß man demnach von diesem einzigen Standpunkte aus, die Entstehung aller jener Irrthümer und Gewohnheiten, entdecken und darthun könne.

Außer den bisher beschriebnen, giebt es der philosophischen Orden und Sekten freylich noch mehrere, und zwar so viele, daß es dadurch schon unmöglich wird, sie alle zu beschreiben, aber sie werden die äussern genannt, und obwohl sie mehrentheils brahmanische Stifter gehabt haben, so lassen sich doch nur selten, oder nie Brahmanen in dieselben aufnehmen, weil sie gewöhnlich eine Lebensart voraussetzen, die dem gemeinen Volke, und solchen Leuten angemessen ist, welche sich dem Aberglauben ergeben.

Von der Sekte der Lingamverehrer, ist schon vorhin geredet.

Die Volkssekte der Büfsenden, welche Tader heißen, wurde vom Vishnu gegründet, und besteht aus Männern, die zur Caste Shudra gehören. Wenn der Guru die Leute in die genannte Sekte aufnimmt, so wird ihnen ein Blasehorn aus rothem Eisen, oder Ciangu, auf die linke Schulter gegeben, und eine hölzerne Krone, oder eine Tularspitze auf den Kopf gesetzt. Hierauf verlassen sie ihre Weiber und Kinder, und verrichten in Städten, Wäldern oder Dörfern Staunen erregende Uebungen der Buße. Einige z. B. umfassen mit aufgehobenen Armen einen Baum, und lassen ihn nie mehr los. Andre bringen ihr Leben in einem eisernen Käfig zu. Noch andre gehen mit Ketten belastet einher, und wieder halten einige ihre Hände in eine Faust verschlossen, so daß sie dieselben nachher nicht mehr zu eröffnen im Stande sind. Ich selbst habe zweien dieser Leute gesehen, deren Arme erhoben und ausgetrocknet waren, auch nicht mehr herabgelassen werden konnten; ja, ein dritter hatte sogar eine große eiserne Kette in seinem Geschlechtsgliede befestigt, und schleppte sie hinter sich her. Solche Leute heißen Fakir, oder Jogui *).

Diejenigen Büfsenden, welche Daçambaram heißen, aber eigentlich Jogui sollten genannt werden, leben allein von Almosen, und leiden, da sie beständig nackend einhergehen und reisen, vom Hunger, noch mehr aber vom Durste. Demohngeachtet bewahren sie nichts für den nächsten Tag auf, und waschen eben so wenig ihren Körper, als sie ihre Nägel beschneiden. Was ihnen dargeboten wird, verzehren sie, und ihr nächtliches Lager ist die

*) Dieser Leute gedenkt STRABO I. 4. SONNERAT a. a. O. T. I, phas. 5. CLEM. ALEX. Stromat. 4. 27. u. a.

die Erde mit übergebreiteter Decke. Diese Leute werden für die größesten Büßer gehalten, und erregen nicht nur bey den Europäern, sondern sogar bey ihren Landsleuten Bewunderung. Uebrigens sind diese Sekten nach dem dritten und vierten Brahmanenorden gebildet.

S A M B H A V A M,

*oder die Entstehung der Welt und der Dinge,
nach dem System der Indier.*

Nach der bisher gegebenen kurzen Schilderung der verschiedenen indischen Opfer und Institute, erfordert's die Ordnung der Dinge, nun auch die Grundlage der ganzen indischen Lehre in einem Ueberblik zusammen zu fassen.

Vorzüglich berühmt und bekannt in ganz Indien ist ein Werk, das den Titel *Sambhavam*, d. i. die Entstehung aller Dinge nach dem indischen Systeme, oder *Puránam*, d. h. die alte indische Geschichte, führt *). Es giebt eine Uebersetzung desselben aus der heiligen Schriftsprache in die *Samscrid* - malabarische Volkssprache, welche die öffent-

*) Von diesem Werke s. den SONNERAT T. 2. 37. der Ausgabe in 8. die *Asiatick Researches*. T. I. *On the literature of the Hindus*. p. 341. Die *Lettres édifiantes*. T. 26. p. 221. à Paris. und den *Catalogus codicum manuscriptor. Bibl. reg. Parisiis*. 1739. p. 434. No. 83.

liche und entscheidende Billigung aller Malabaren erhalten hat. In derselben heißt's nach einer Anrufung der Götter und nach einem Prolog folgendermaßen.

„Als der König ihn (den Asceten Védavjáfen, den Gründer des indischen Gesetzes) wiederholentlich gebeten hatte, er möchte ihm die Entstehung der Dinge bekannt machen: da redete zuerst folgendermaßen Pajshen *), welcher erzeugt war aus dem Verstande der wahren und unendlichen Weisheit des Geistes von Parabrahma: „Dem Dekshen, einem Sohne Dháda's **), wurden sechzig Söhne gebohren, die seinen Verstand und sein Inneres in heftige Bewegung setzten. Unter den Söhnen, welche Adidi, (die Mutter der Götter) gebahr, befindet sich Surjen, (d. i. die Sonne). Manu ***) ist der Sohn dieses letztern; so wie Nilen wieder ein Sohn Manu's. Dem Nilen ward durch's Geschick ein weibliches Kind gebohren †), und diese brachte den Virincen mit drey Augen zur Welt. Vom Virincen ward Ciandra ††) gebohren, und der Sohn dieses letztern war Budhen (oder Merkur). Er liebte schon im jugendlichen Alter ein noch

*) Der Gefährte des ascetischen Védavjáfen.

**) Dháda ist Brahma, von dem ich's weiterhin unwiderleglich darthun werde, daß er ein Symbol der Erde oder Materie sey.

***) Andre nennen ihn Menu. Er ist der erste dieses Namens, und scheint verschieden zu seyn von demjenigen, welchen Vishnu aus der Fluth rettete.

†) Man kann auch übersetzen: „Nilen ward durchs Schicksal in ein weibliches Wesen umgebildet, und von diesem wurde Virincen mit drey Augen gebohren.“

††) Ciandra ist der Mond, und männlichen Geschlechts.

jüngeres Mädchen, und dieses trafen die Wünsche des Budhen. Dies junge Mädchen gebahr sieben Söhne, und zuerst unter diesen den Puru, welcher gleichfalls mit allem Anstande einem jugendlichen Mädchen beywohnte. Sein Sohn war der König Ajuffa, welcher einige Jahre hindurch die irdische Welt beherrschte, und den Nahusha zeugte, der wieder zum Sohne den Nahushden hatte. Jajádi, der Sohn dieses letztern endlich, vermählte sich mit der Tochter des Hefychasten Shukra *), Namens Dévajáni.

Die zweyte Tochter des Brahaspadi oder des Planeten und Hefychasten Jupiter, welcher die guten Söhne der Adidi (das sind die guten Genien) führte, Namens Sharmishda, war die andre Beyschläferin des Königs Jajádi. Beyde Frauenzimmer gebahren zusammen fünf Söhne, Dévajáni nämlich den Jadu, und Druvushja; Sharmishda aber den Druhju, Anadruhju, und den trefflichen Puru. Die gesegnete Nachkommenschaft des Jadu sind die Parajadenmar (ein Geschlecht, eine Nation oder Caste), die Nachkommen des Puru hingegen, welcher das Zeichen des väterlichen Fluches nicht davon trug, sind die Pauravenmar (ein andres Geschlecht, eine andre Nation, oder Caste).“

Auf diese Art fährt nun das genannte Werk fort, bringt eine Menge von Geschlechtsregistern bey, und giebt Nachricht von der heftigen Eifersucht jener beyden Weiber gegen einander, so wie von dem Hasse, der Feindschaft, den Ueberlistungen und Auswanderungen der Söhne dieser Frauenzimmer nach verschiedenen Reichen **). Für itzt

*) Shukra ist der Planet Venus, männlichen Geschlechts, und Führer der Söhne der Göttin Adidi, oder der bösen Genien, Titanen, Giganten.

**) Vorzüglich wird dies in dem Gesange Dévajámibhāgjam des Buches Sambhavam erzählt.

aber sey es mir erlaubt, einige Anmerkungen zu dem eben beygebrachten Fragment des Buchs Sambhavam hinzuzufügen.

Gleich aus dem Beginn dieses Fragmentes leuchtet es ein, daß die Indier in ihren Büchern einen einzigen, wahren, unendlichen, und höchstweisen Gott anerkennen, welchen sie Parabrahma nennen *). Zur Bestätigung dieser Behauptung setze ich folgende Stelle aus einem größern Aufsatze her, der von den göttlichen Eigenschaften der Anbetung Gottes, und der Art und Weise seiner Regierung handelt, und welchen mir i. J. 1779 der Brahmane Ciangra Govinda in die Feder sagte. Sie lautet also:

„Deine Einsicht und dein Verstand, o Gott! ist gleich dem Lichte des Mondes, das weder glühet noch dunkel, sondern sanft, und dennoch hell ist. Dies ist bloß eine Aehnlichkeit, aber nicht das Wesen deines Verstandes. Du bist das wahre, immer glückliche, ewige und unwandelbare Licht der Zeiten und Gegenden. Deine Weisheit erkennet tausend und mehr Gesetze, und dennoch handelt sie immer frey und ihrer Ehre gemäß. Du warst früher da als alles, dem man Verehrung erweist; dir sey Lob und Anbetung! Du allein bist der wirklich glückliche, immer selige Bhagavân. Du bist das eigentliche Wesen aller Gesetze, und die Form aller Weisheit; dir, Parabrahma sey Lob und Anbetung! Du, der du

*) Haxleden sagt in seinem angeführten Wörterbuche: *Brahmam a sciencia da ley, austeridade, penitencia. Item Tatvam o verdadeiro ente superior, que chamão Parabrahmam.* Auch der Pater Johannes de Brito sagt in seinem handschriftlichen Werke, das den Titel führt: *Breve noticia dos erros que tem os gentios da India*, zu Anfang des Cap. I. *Estes mefinos tem definido, que ha hum só deos, o que se chama Parabrahma, que quer dizer excellentissima, e superior sciencia, e este dizem ser a letra etc.* Vergl. auch den ersten Vers des Buchs Mâgha. p. 66. meiner *Grammat. Samscrd.* den STRABO. Lib. 15. und den PORPHYRIUS a. a. O.

vollam warft, was da ift, du biſt der Zeuge des Univerſums; und erhältſt alles; dir ſey Lob und Anbetung! Die Sonne, der Aether, Brahma, Narajana, d. i. Viſhnu, und Rudra als Götter, ſind nur Erfindungen der Menſchen und Körper, und vermögen nicht in deine Geheimniſſe zu dringen. Wir ſelbſt aber ſind immer betrübt, ſchwatzen immer, und forſchen, weil wir deine Geſtalt nicht kennen, und dich weder einzufehen, noch zu beſchreiben im Stande ſind.“

Als ich den genannten Brahmanen fragte, auf welche Art Gott die Welt regiere, erwiederte er mir: Sat-tájta, cittaita, anubamamaitta, d. h. „Durch ſeine Subſtanz und ſein Weſen, durch ſeine Einſicht und ſeinen Willen, durch eine Kunſt und Weiſe, der nichts zu vergleichen iſt.“

In den brahmaniſchen Schriften wird Parabrahma hin und wider durch folgende Attribute charakteriſirt: Svadaſal oder Svadaſatta, der durch ſich iſt, oder das durch ſich exiſtierende Weſen; Anádi, der ohne Anfang iſt; Aſhariri, der körperloſe; Abaricédi, der unbeſchreibliche; Sarvacíarutvam, die ganze Vollkommenheit; Sarvakáram, die allgemeine Urſache; Sháſtáva, der Rächer; Srshdáva, der Schöpfer; Advaja, der ſich ähnliche, der keinen andern neben ſich, oder ſeines gleichen hat; Parama, der wohlthätige; Karunnanidhi, der Schatz der Barmherzigkeit. Zwar werden freylich einige dieſer Attribute, in eben denſelben brahmaniſchen Schriften, dem Gotte Shiva beygelegt; aber wenn Shiva, wie ich's weiter unten unwiderleglich darthun werde, das Feuer oder die Sonne iſt, ſo werden einige dieſer Eigenſchaften, nämlich der erzeugende und vernichtende, der Sonne beygelegt, in ſo ferne ſie ein Symbol des wahren Gottes iſt. Ja, würden auch alle dieſe Eigenſchaften dem Gotte Shiva beygelegt, was ſich indeſſen gar nicht ſo verhält: ſo würde dennoch daraus nichts weiter folgen, als daß die Indier den Shiva, d. i. die Sonne oder das Feuer

zu einer Gottheit machten, nicht aber, daß sie die Einheit Gottes leugneten. Dies würde auch gar mit dem nicht übereinstimmen, was ich vorhin aus den Schriften der Indier selbst beygebracht habe, und mit der obenangeführten Meinung vom Gotte Parabrahma, so daß wir es überhaupt als gewiß und erwiesen annehmen können, daß die Indier einen einzigen, wahren Gott durch die Natur anerkennen. Freylich reden sie von verschiedenen Gottheiten, doch, haben sie einen Schaden erlitten, befinden sie sich in Gefahr, müssen sie etwas rechtlich bekräftigen, oder fühlen sie sich endlich dem Tode nahe, dann rufen sie alle aus: udaja tamburane, ein Ausdruck in der gewöhnlichen malabarischen Sprache, der so viel sagt, als: O wahrer und eigenthümlicher Gott! Dann richten sie ihre Augen gen Himmel, berufen sich auf sein Urtheil und seine Gerechtigkeit, leisten an den Thüren des Tempels im Nahmen des allsehenden und allwissenden Gottes ihren Eyd, und nehmen ihn andern ab u. s. w. *)

Dieses höchste göttliche Wesen Parabrahma, oder wie Norbert, Anquetil du Perron und andre es nennen, Karta, welches wie Ishvara einen Herrn bezeichnet, ertheilte nun dem Gott Brahma die Macht zu schaffen; dem Gotte Vishnu das Vermögen, das geschaffene zu erhalten; dem Gott Shiva aber die Macht, alles zu ver-

*) Dem allen zufolge thut man sehr unrecht, wenn man die Indier zu Materialisten, Spinozisten, oder Atheisten macht. Auf welche Weise aber Parabrahma die Welt erschaffen habe, das erzählen die Engländer zu Calcutta in ihren *Asiatick researches* T. I. p. 244. u. f. ganz der Wahrheit gemäß aus dem brahmanischen Buche Manava shâstram. Man vergleiche auch, was sie p. 245. des angef. Werks aus dem Buche Bhagavadam beybringen. Dies stimmt genau mit demjenigen überein, was Ildephons im ersten Capitel seines sonst schon angeführten handschriftl. Werks, nach dem brahmanischen System, von der Welterschöpfung, und dem Andeszamotta genannten, Ey erzählt, und aus dem Pacunar, einem malabarischen Dichter, weitläufig bestätigt.

nichten. Da diese drey Götter Brüder *) und Gatten der Göttin Parashákti, oder der höchsten Tugend — denn das bezeichnet jener Name — sind: so leuchtet schon daraus ein, daß das Prinzip der brahmanischen Religion selbst, allegorisch ist, und daß man demnach ernstlich auszumitteln suchen müsse, wer diese Götter sind, welche als Brüder und zugleich als Gatten der Göttin Parashákti anerkannt werden. Als ich in dieser Absicht den vorhingenannten Brahmanen fragte, welches wohl die wahren und eigenthümlichen Eigenschaften dieser drey Götter wären, so erwiederte er mir: Praduvi oder die Erde, welche zwar an und für sich gar nichts, mit Hülfe der Sonne und des Wassers aber alles hervorbringe, sey die Natur und Eigenschaft des Gottes Brahma; Appu oder das Wasser mache, als ein feuchtes und zur Erhaltung geschicktes Element, die Natur und Eigenschaft des Gottes Vishnu aus; Aghni endlich oder das Feuer, sey die Natur und Eigenschaft des Gottes Shiva, welcher alles zertrümmert, verbrennt, verzehrt, und das, was seine beyden Brüder Brahma und Vishnu auf der Erde geschaffen, und im Wasser erhalten haben, vernichtet.

Aus dieser Idee nun, welche ich weiter unten unwiderleglich begründen werde, leuchtet es auf's neue deutlich genug ein, daß die brahmanische Religion allegorisch sey, und daß die Götzen Brahma, Vishnu und Shiva, als eigentliche Symbole der indischen Religion, schon in und bey ihrer Entstehung vorhanden waren. Als ich meinen Brahmanen nun weiter fragte, welches denn das Geschäfte des Karta oder Parabrahma sey, da die Schöpfung, Erhaltung und Vernichtung der irdischen Dinge schon auf jenen drey Göttern beruhe, und sonst nichts in dieser Welt nothwendig zu seyn scheine? so erwiederte er:

Karta,

*) So, nicht aber Söhne, scheint es heißen zu müssen, wie der weitere Verfolg es darthut. Anmerk. des Bearb.

Karta: Ishvar'a, oder Parabrahma, der Herr, als höchstes, durch sich existirendes Wesen, befinde sich in jenen drey Göttern und allen ihren Handlungen auf die Art, wie unsre Sonne in einem mit Wasser angefüllten Gefäße vorhanden sey, und erblickt werde, obgleich sie sich dennoch nicht wirklich in dem Gefäße befinde. So viel von Gott und der Welt!

Ferner ist noch in Bezug auf das vorhin gegebne Fragment des Buchs Sambhavam zu merken, daß, zufolge des Wörterbuchs Amarafinha, das Wort Dhāda dem Gotte Brahma als Epithet beygelegt werde, und einen Vater bezeichne. Wenn daher, wie ich vorhin schon angedeutet habe, der Gott Brahma die Erde ist, so folgt daraus, daß Deksha oder Dekshen, welches einen ämigen Menschen andeutet, ein Sohn der Erde sey, und daß auf diese Art auch die Brahmanen es glauben, daß der erste Mensch aus Erde gebildet, oder ein Sohn dieser sichtbaren Erde sey.

Adidi heist in jenem Fragment eine Mutter aller Götter. Sie gebahr den Surjen oder die Sonne, einen der vorzüglichsten indischen Götter, wie schon im vorhergehenden bemerkt ist. Surjen zeugte den Manu oder Menu, den ersten König der Indier, welcher kein andrer zu seyn scheint, als der ägyptische Menes. Von diesem rühmen sich die Indier, ihre bürgerliche Einrichtungen erhalten zu haben, und noch itzt giebt es ein Buch unter seinem Nahmen, das den Titel Manusmṛdi führt, und die Denkwürdigkeiten des Manu, oder das System der indischen Gesetze enthalten soll *). Manu, der auch Satjavarta, d. i. der gerechte Mann, heist, wurde vom Vishnu, wie das Buch Bhagavadam erzählt, zur Zeit seiner

*) Von diesem Buche sehe man die *Asiatick Researches*. T. I. p. 352.

ersten Menschwerdung, aus einer allgemeinen Wasserfluth errettet, so daß man ihn mit Recht für den Noah halten darf *).

Im Verfolg des genannten Fragments wird erzählt, daß der Mond und Merkur gebohren wurden, wie auch weiterhin, daß die Planeten Jupiter oder Brahaspadi, und Shukra oder Venus, die Lehrer und Führer der Gestirne oder Hefychasten, der Asceten, Titanen, Giganten, Genien, der guten und bösen Geister, oder der Halbgötter waren. Die Götter, Genien oder Halbgötter kämpften unter einander, und erregten, theils wegen des Segens, theils aber auch wegen des Fluchs, den sie von ihrem Vater erhalten hatten, Kriege, begaben sich in verschiedne Gegenden der Erde, bildeten mancherley Stämme, u. s. w. Dies alles beweist, daß die Schriften der Indier aus Fabeln und der wahren Geschichte zusammengesetzt sind. Einiges scheinen sie durch die Ueberlieferung von den alten Patriarchen erhalten, andres aus der Astronomie genommen, und daraus jenes ungeheure und dunkle Chaos, unzähliger, wahrer sowohl, als erdichteter Geschichtsbegebenheiten gebildet zu haben. Es lohnt der Mühe wohl, über die Entstehung derselben Nachforschungen anzustellen, aber die Gefahr zu irren ist auch nirgend größer, als hier. Um indessen meinem Versprechen treu zu bleiben, will ich hier den Beweis davon zu führen suchen, daß die Indier ihr irdisches politisches und bürgerliches, religiöses und mythologisches System, nach dem System des Himmels geordnet haben.

Daß die Indier die Sonne und den Mond anbeten, und ihnen opfern, ist schon vorhin dargethan, wie auch dies, daß sie ihre Könige von jenen beyden Gestirnen benennen. Im ersten Verse des Buchs Bhāgavadam, welches ein

*) S. die *Asiatic Researches*. S. 230.

heiliges indisches Werk ist *), heisst es: „Würdig und werth der Bewunderung ist die Grösse des Stammes, würdig sind die Thaten beyder Nachkommenschaft, der Könige nämlich, die von der Sonne und dem Monde erzeugt werden, wie er selbst (der verehrungswürdige Mann) sie erzählt.“ Auf gleiche Weise drückt sich das Buch Sambhavam an der oben angeführten Stelle aus. Die indischen Könige sollen demnach also von der Sonne und dem Monde abstammen, und eben diesen Ursprung hat auch die Familie Jadu oder Jedu, in welcher der Gott Krshna, oder Vishnu bey seiner Menschwerdung unter der Gestalt des Königs, Krshna, gebohren wurde, wie der zweyte Vers des Buchs Bhágavadam erzählt.

Das indische Budha ferner und das ägyptische Thout bezeichnet, wie ich an einem andern Orte zu beweisen gesucht habe, eine und dieselbe Gottheit, und zwar den Merkur. Am eben der Stelle glaube ich auch, es gegen Bailly dargethan zu haben, dass die Indier ihre Zeitrechnung von der Himmelwelt hergenommen, d. h. von den Jahren der himmlischen Geister oder Genien, welche die Planeten und Gestirne regieren. Uebrigens ist es gewiss und keinem Zweifel unterworfen, dass die Indier in ihrem System, die Rätke und Lehrer der Könige, die Hefychasten, Bonzen und Philosophen von den Planeten und Gestirnen herleiten, welche um die Sonne und den Mond her stehen, dieselben gleichsam schweigend betrachten, und das Licht und ihre Kraft von ihnen erhalten, ja, dass sie endlich die Planeten, als die Erde belebende Wesen, als Erleuchter der übrigen Gestirne, als Stifter der indischen Sekten, und als Gründer der Gesetze und Völker ansehen **).

*) Mehr von diesem Werke findet sich in meiner *Grammat. Samserdémica*.

**) Sonnerat sagt T. I. chap. 2. S. 220. in Bezug auf die indische Astronomie. *A onze cents milles au dessus de Saturne est le ciel de sept Richys*, und in einer Anmerk. fügt er hinzu. *Ce sont des grands Patriarches: ils forment la constellation que nous appel-*

Zum Beweise, daß die Indier jene genannten verdienten Männer von den Planeten und Gestirnen benennen, mögen folgende Beyspiele dienen. Der indische Budha heisst im öfter genannten indischen Wörterbuche, Munindra, d. i. der Vorsteher der Hefychaften, oder solcher Leute, die sich einem beschaulichen Leben gewidmet haben. Ferner heisst er Shadhabigna, oder der Besitzer von sechs Wissenschaften, denn so viele nehmen die Indier an. Dann heisst er auch der züchtigende, oder lehrende Hefychaste. So heisst ferner Shukra, oder der Planet Venus, ein Dichter und Lehrer der Götter oder bösen Genien, ja, es wird von ihm erzählt, daß er Söhne, und überhaupt eine Familie habe. Brahaspadi oder der Planet Jupiter, heisst der belebende, der Gurm oder Lehrer, und der beredte. In dem Buche Sambhavam, werden die Kriege weitläufiger erzählt, welche die Titanen, oder guten und bösen Genien, diese Lenker der Gestirne unter einander geführt haben, und bey dieser Gelegenheit wird denn auch gemeldet, daß diejenigen, welche diesen größern Planeten, wie dem Merkur, dem Jupiter und der Venus, nicht Gehorsam leisten wollten, mit dem Fluch belastet wurden. Eben so heisst es auch im Buch Bhāgavadam, daß der tapfre Rāma ein Sohn des Sterns Rohini gewesen sey.

Diese Belege, ob gleich ich deren mehr beybringen könnte, werden zur Bestätigung dessen hinreichen, daß

lons la grande ourse. Ebendasselbst wird auch gesagt, daß andre Gestirne nach der Meynung und Lehre der Indier, Giganten seyen. Obwohl nun Sonnerat hier auf eine lächerliche Art die Gestirne Patriarchen nennt, und jene sieben Richys eigentlich Irshi oder Muni d. h. Hefychaften, Altceten, Leute, die sich einer beschaulichen Lebensart gewidmet haben, hätten heißen sollen; und obgleich es so gewiß eben nicht ist, daß diese den großen Bären ausmachen: so leidet doch die auch von uns vorgetragne Hauptsache keinen Zweifel weiter.

die Indier ihre Gefetze, Einrichtungen, Wissenschaften, ihre Würden, den Unterschied ihrer Aemter, ja selbst ihre bürgerliche Verfassung, Religion und Philosophie, vom Himmelsysteme hergenommen haben.

Nachdem wir bisher mehrentheils liturgische Gegenstände behandelt haben, gehen wir itzt zu der Götterlehre der Indier über.

sich Brahma mit jenen vier Köpfen abgebildet, und hat an dem Kinn eines jeden dieser Gesichte, einen weit hervorragenden Barth, wie ihn nicht alle Zeichnungen dieser Gottheit sonst haben. Hieraus liesse sich schliessen, das einige Indier vormahls wohl einen Barth möchten getragen haben, andre aber nicht. Auf der genannten Zeichnung ferner hat Brahma in der einen Hand das Buch Grant-ham, welches aus Palmblättern oder grobem Papier verfertigt, und mit einen Strik zusammen gebunden ist. Auch hierin erscheint Brahma als Lehrer und Gesetzgeber, der die vier indischen Gesetze oder die vier Védam gegeben hat. In der andern Hand hält er einen Rosenkranz (Rudrāksham), an welchem er, durch Herfangung der Nahmen des Gottes Shiva (d. i. der Sonne), seine Gebete verrichtet; ein Geschäft, das er mit seinen Söhnen, den Brahmanen, gemein hat. In der dritten Hand hält er ein kupfernes Gefäß, um das Wasser in demselben aufzubewahren, oder daraus zu trinken. Es ist dies das nämliche Gefäß, von welchem ich schon vorhin sagte, das es das Kennzeichen büßender Brahmanen sey, die ihr Leben durchs Betteln unterhalten, und außer jenem Gefässe nichts bey sich führen dürfen. Brahma reutet übrigens auf einem Schwan, oder einer Gans; eigentlich ist's der in den heiligen Samscrid-Gedichten berühmte Vogel Hamṣa von weisser Farbe, der gegen die Gewohnheit in der vohinerwähnten Zeichnung, buntfarbig und gefleckt erscheint *).

Brah-

*) Pivati a. a. O. T. 8. tab. 20. fig. 1. an der obern Seite der ersten Umwandlung des Gottes Vishnu, giebt auch eine Zeichnung des Brahma, in welcher seine vier Gesichte an der Stirne mit einem Kränz umwunden sind. Er selbst aber sitzt im Padma, Tamara oder Lotus, hat in der einen Hand ein Buch, und um den Hals viele Rosenkränze, rings um ihn her endlich liegen noch vier andre Bücher zerstreut. Fast ebenso erscheint Brahma in den *Asiatick researches* T. I. S. 242. Vergl. auch Niebuhrs Reisebeschreib. Th. 2. Taf. 6.

Brahma ist vermählt mit der Göttin Sarasvadi, oder der Göttin der Beredsamkeit, Harmonie und Uebereinstimmung, weil die Erde nämlich alles nach einer gewissen, beständigen und schönen Ordnung, Regel, und nach einem solchen Verhältnisse und Maafs hervorbringt. Vom Brahma haben die vier indischen Casten ihr Entstehen erhalten. Aus seinem Haupte wurden die Brahmanen gebohren, als die priesterliche und vorzüglichste Caste, welche die übrigen, wie der Kopf die anderweitigen Glieder des Körpers, durch ihre Weisheit regieren sollten. Aus den Schultern ist die königliche Caste, oder Kshetrier entsprungen, weil die Könige gleichsam auf ihren Schultern die Last der Regierung, des ganzen Staats und ihrer Völker tragen müssen. Aus dem Bauche sind die Vajshjer entstanden, oder die dritte Caste, welche die Acker- und Kaufleute befaßt, weil diese durch ihre Kenntnisse und durch ihr Gewerbe vorzüglich das herbeytschaffen, was der Bauch verlangt. Aus den Hüften oder Füßen endlich wurden die Shudras oder die mechanischen Künstler gebohren, welche durch ihre Arbeit das Reich unterstützen, und wie die Füße, gleichsam unter dem Haupte und den Schultern stehen. Dies nun, was ich bisher aus brahmanischen Schriften gesagt habe, wird durch eine undenklich alte Ueberlieferung, und durch die allgemeine und beständige Meynung der Indier bestätigt, auch als wahr, heilig und gewiß von allen vertheidigt. Auch hieraus fließt nun ein neuer Beleg für die Behauptung her, daß die brahmanische Religion allegorisch sey, und alle ihre Sätze unter symbolischen und erdichteten Hüllen vortrage, so wie dies wieder die Meynung bestätigt, daß die indische Götterverehrung hoch ins Alterthum hinaufgehe.

Aus dem bishergefügten läßt sich's leicht abnehmen, wie wenigen Grund diejenigen haben, welche den Brahma bald zum Patriarchen Abraham, bald zu einer bloßen Darstellung einer einzigen göttlichen Eigenschaft, oder der Schöpfermacht des wahren Gottes, bald zur Sonne, dann

wieder zu einem menschlichen Gesetzgeber, u. f. w. machen *). Hingegen wird das hier bemerkte sehr gut durch eine vom Porphyrius **), nach dem Bartefanes, beschriebne Statue des Brahma bestätigt, welche sich vielleicht auf der Insel Salfette, oder der Elephanteninsel befand. Niebuhr ***) hat gleichfalls aus einem Tempel dieser Insel die Zeichnung einer halb weiblichen, halb männlichen Statue des Gottes Shiva gegeben. Brahma nämlich, Vishnu und Shiva, oder die Erde, das Wasser und das Feuer, werden zuweilen als Männer und Weiber zugleich dargestellt, und neben der Statue des Bartefanes, befanden sich auch Abbildungen der Sonne, des Mondes, der Gestirne, Meere, wie auch andrer irdischer und himmlischer Gegenstände, um dadurch anzudeuten, daß durch die Sonne, den Mond und die Gestirne, die Erde, das Wasser, die Pflanzen, ja alles zur Fruchtbarkeit gebracht werde.

*) Die erste dieser Meynungen f. bey Postel im *Commentar. ad Iezrah. Vergl. Sonnerat p. 274. der Octav. Ausgabe. Von der zweyten Meynung f. die *Astiatick. recherches. p. 243. De Paw a. a. O. T. 2. Die dritte Meynung f. im *Alphabet. Tib. die vierte endlich bey *L'Avocat im dictionnaire des hommes illustres etc.****

**) In seinem Buch *de Styge.*

***) Reisebeschreib. Th. 2. Taf. 6.

V I S H N U.

Vishnu, gleichsam Gishnu, oder der Sieger, erhält im Indischen gleichfalls mehrere Beynahmen. Der erste derselben ist Nāraja na. Nirā bezeichnet eine Fülle, oder eine Sammlung von Wasser, Ajena aber, oder in malabarischer Mundart ajena m, bedeutet ein Anwachsen, eine Bewegung mehrerer Dinge auf einen Haufen, oder in einen Körper, die Ausdehnung einer Sache in die Länge und Breite, eine Sammlung, oder Vermehrung. Diese Herleitung jenes Beynamens beweist es deutlich, daß der Gott Vishnu, ursprünglich eine Personificirung des Wassers war. Gishnu aber oder Vishnu, d. h. der Sieger ward er durch das Wasser, zur Zeit da dieses in der allgemeinen Ueberschwemmung gleichsam die Welt besiegte, bey welcher Gelegenheit Vishnu zuerst unter den Menschen und auf dieser Erde, als körperliches Wesen, in der Gestalt eines Fisches erschien.

Da diese erste Erscheinung des Vishnu, in allen brahmanischen Schriften, offenbar auf die Zeit der allgemeinen Fluth zurückgeführt wird, so kann man vier Perioden bey den Brahmanen festsetzen. Die erste, oder die Schöpfungsperiode, ist die des Brahma, als der ersten

Gottheit. Die zweyte und dritte Periode, in welchen Vishnu auftritt, dauern bis auf diesen Augenblick fort, weil die Indier noch mehrere Erscheinungen dieser Gottheit erwarten. Die vierte Zeitperiode endlich ist die des Shiva, oder die Zeit der Vernichtung der Welt durch das Feuer.

Die erste Periode begreift das goldne Zeitalter oder Krdajugam, welches mit dem Brahma und Dākshen beginnt, und bis auf den König Manu den siebenten, oder bis auf den Satjavrta, einen höchst frommen Mann, welcher Vishnu aus der allgemeinen Ueberfluthung errettete, herabgeht. Die zweyte Periode, oder das silberne Zeitalter (Tredájugam) nimmt ihren Anfang bey der Wasserfluth, und endigt sich mit der Geburt des Krshna, und dem Kriege der Pandaven, zu welcher Zeit Vishnu unter dem Nahmen Krshna erschien. Die dritte Periode, Dvābarajugam, oder das eherne*) Zeitalter, trat dreyßig Jahre nach dem Tode des Krshna ein, und wird ihr Ende erst bey der Vernichtung der Welt erreichen, welche durch einen heftigen, feurigen und glühenden Wind soll bewürkt werden. Alsdenn beginnt die Periode des Gottes Shiva, als die vierte und letzte. Nach dieser wenn nun alles aufgerieben und vernichtet ist, werden aus den noch übrigen Saamenstoffen, welche in den Lotus, das Dreyeck, oder die Geburtstheile der Göttin Bhavani sollen aufgenommen werden, eine neue Welt und neue Himmel hervorgehen **).

*) Im Original steht, das Silberne. Anm. des. Bearb.

**) Ursache der ersten Erscheinung des Vishnu, bey welcher er in der Gestalt eines Fisches auftrat, war die Auffluthung des Vedam, oder des Buchs der drey brahmanischen Gesetze, welches der Dämon Hajasgriven dem schlafenden Brahma entwandt, und ins Meer geworfen hatte. Hierauf begab sich Vishnu zum frommen Manu, Satjavarta, oder dem Gutmüthigen, einem Könige, den er, wie gesagt, in der allgemeinen Ueberfluthung erhielt. S. die *Asiatick researches* p. 230. u.

Der zweyte Nahmen des Gottes Vishnu ist Krshna, oder der Schwarze. Unter diesem machte er sich bey seiner neunten Erscheinung auf der Erde bekannt, von welcher nachher soll gehandelt werden. Sein dritter Nahme Vajgunda, ist von dem Orte, oder dem Himmel Vajgundam hergenommen, in welchem er sich aufhält. Damodara heist er ferner, weil er auf seinem Leibe das Zeichen einer Fustapfe trug, welche ihm Tambura Mā Irushi eingedrückt hatte. Auch heist er Keshava, oder der haarigte. Seinen Nahmen Mādhava führt er als Gemahl der Göttin Mā oder Leksmi. Wegen seiner röthlichen und schönen Augen, die der Lotusblume ähnlich sind, erhält er den Nahmen Punnarikaksha, so wie den Nahmen Govinda darum, weil er die Govām oder Kühe hütete, und die Govastriguel, oder ein tausend sechshundert und acht Hirtinnen liebte. Garudhadvagia heist er ferner, weil er bey dem Herabsteigen aus seinem Himmel auf einem Adler, oder dem Vogel Gaerudha reutet. Wegen seiner Kleider von hochgelber Farbe, heist er Pidāmbārā, und Ciakravanni, wegen des Ciacram oder Rädchens, auf welchem sich zwey Dreyecke befinden, und das er in seiner Hand trägt. Der Nahme Ciadurbhugia ist ihm wegen seiner vier Hände beygelegt, und da sein Nabel dem Lotus ähnlich seyn soll, wird er Patmanābha genannt. Als Feind des Giganten Madhu, gegen den er kämpfte, heist er Madhuribu. Seine übrigen Nahmen sind: Vishvāmbare, der alles beschützt und erhält; Gauri, der Bengale, oder der vom Ganges her ist; De-

f. Sonnerat a. a. O. T. I. Der Pater Brito in seiner Schrift *De Vishnu dei incarnatione in piscem lib. 3 cap. 3.* nennt jenen König, nach einer Tradition der Madurānesischen Brahmanen Tiruvāluven, und sagt, daß er nebst seiner Tochter allein dem Verderben entgangen sey. Die grössere Glaubwürdigkeit aber ist auf Seiten des Buchs Bhāgavadam, welches ihn Manu und Satjavṛta nennt, oder man müßte denn annehmen, daß er mehrere Nahmen führe, und hier unter dem einen, dort unter dem andern bekannter sey.

vagana, der Sohn der Göttin Devagni, u. s. w. Auch heißt er Vanamali, weil er auf dem Lande, oder in der Einöde, mit einem hirtlichen Blumenkranze gekränzt gieng, und einen andern solchen Kranz am Halse trug. Diese Nahmen haben alle auf die verschiedenen Gestalten Bezug, unter welchen der Gott auf der Erde erschien.

Nach der Meynung der Vishnuverehrer, bezeichnen die vier Hände ihres Gottes, seine Macht, Gerechtigkeit, Freygebigkeit und Weisheit. Vielleicht könnte man mit noch größern Rechte sagen, daß sie bloß seine Macht und große Wirkksamkeit bezeichnen, welche er wie das Wasser, zur Erhaltung der geschaffenen Dinge anwendet. So soll auch die Muschel oder das Blasehorn, welches er in der einen Hand hält, dahin deuten, daß er mit denselben dasjenige, was er will, aus dem Abgrunde hervorrufe, zur Erzeugung bringe, und aus den Tiefen der Erde wie des Wassers schaffe. Dieser Muschel wegen aber kann man den Vishnu, weder zum Neptun, noch zur Venus machen, weil er sonst auch wegen der Keule, die er in einer Hand trägt, den Herkules, und wegen des Rades, oder Ciakra, wieder eine andre Gottheit vorstellen müßte *). Schicklicher ist demnach die Behauptung der Indier, daß diese Muschel ein Symbol und Gefäß der Hervorbringung sey, in welchem die irdischen Dinge keimten und erzeugt würden. Eben diese Bewandniß hat es auch mit dem Lotus, welchen Vishnu in der vierten Hand hält, denn wie die Anhänger des Thales das Wasser zum ersten Prinzip der Dinge machten, so machen es die Brahmanen zum zweyten Prinzip derselben. Mit seiner Keule, die Gheda heißt, züchtigt Vishnu die Bösen, und zerschmettert die Köpfe der Gottlosen. Darum erschien er auch so oft auf der Erde, um nämlich die Giganten, welche die Götter und göttergebnen Leute anfeinden, auszurotten, und jene stolzen Könige zu Boden zu werfen, von welchen die Bücher, Ge-

*) Auch führt er in einer Hand, als rüstiger Krieger, einen Bogen.

länge und Fabeln der Brahmanen unaufhörlich reden. Durch das Rad, oder Ciacram, welches Vishnu mit der Hand herumdreht, wird die Welt in ihrem Kreislaufe umher getrieben, welcher durch Bewegung, Erzeugung und Vernichtung erhalten wird, und dies Geschäfte der Erhaltung hat Vishnu auf sich. Auch die Tibetaner und Japanesen verehren die Muschel und den Lotus. Ja, man könnte vielleicht auch das tibetanische Mani, für das Rad des Vishnu oder Ciacram halten, da dasselbe gleichfalls in einem Kreise umhergetrieben wird. Zwar habe ich vorhin darzuthun gesucht, daß dies Mani der Lingam sey; mag es indessen dies oder jenes seyn, so hat es immer einen gleichen Bezug auf das Prinzip der Erzeugung und Vernichtung, denn auf dieses wird es auch in den Briefen des großen Lahma *) zurückgeführt.

Vishnu hat zur Gemahlin die Lākshmi, unter welcher wahrscheinlich die Erde zu verstehen ist, als eine mit dem Wasser in enger Verbindung lebende Göttin, durch dessen Befruchtung sie auch zum Ertrage geschickt wird. Die Indier nennen sie die große Mutter, weil sie ohne eigne Verminderung sich fortwährend im Hervorbringungs-geschäfte befindet. Weiter unten soll von ihr insbesondre gehandelt werden.

Die dreyfache Krone des Vishnu, ist Zeichen seiner dreyfachen Herrschaft, nämlich über das Meer, über die Erde, da diese das Wasser befeuchtet, und über die Wolkenregion, welche das Wasser anfüllt. Am Halse hängt ihm ein Diamant, der Causthubha mani heist, seine Ohrgehänge sind Carfunkeln, bis an den Leib aber ist er mit dem Picāmbaram, oder einem goldfarbnen Gewande bekleidet. Diese Farbe steht bey allen indischen Sekten in vorzüglichem Ansehen, so, daß selbst die Büßenden dergleichen Gewänder tragen. In eben dieser bisher beschrieb-

*) S. das Alphabet. Tibetan.

nen Gestalt, soll auch, wie die Indier erzählen, Karta, oder die höchste Gottheit, einigen Büßenden und beschaulich lebenden Leuten erschienen seyn.

Den Vogel Garudha, auf welchem Vishnu reitet, hält Sonnerat für einen Adler; die Malabaren aber verehren den Habicht, und sagen dieser Vogel sey's, auf dem Vishnu reite, und nennen ihn daher Vahenam *). Von dem Fluge des portugiesisch Minhato genannten, Raubvogels nimmt man Vorbedeutungen her, und ich habe selbst oft diejenigen glücklich preisen gehört, welchen dieser Vogel im schnellen Fluge Fischchen, die sie etwa in der Hand trugen, raubte, denn so dreist ist er in Indien.

Vishnu wird zuweilen auch in einer Hand mit einem Glöckchen abgebildet, das eigentlich ein Merkzeichen der Büßenden ist, indem es vor ihnen hergetragen wird, damit diejenigen, welche verunreinigt sind, sich zurückziehen, und ihnen den Weg frey machen mögen. Auch berühmte Sanjasi lassen sich dies Glöckchen vortragen, wenn sie sich von einem Orte an den andern begeben, oder baden.

Man zählt neun Erscheinungen des Vishnu auf der Erde in irdischer Gestalt. Zuerst trat er als Fisch auf, dann als Schildkröte. In dieser letztern Gestalt unterstützte er die Welt, und errettete sie vom Untergange, der ihr bey dem heftigen Kampfe der Götter Dévaguél gegen ihre Feinde Afurer, welche ihnen die himmlische Speise entreißen wollten, drohte. Hierauf erschien er als Schwein, um die in die Erde vergrabenen Füße des Gottes Rudra aufzufuchen. Zum vierten Mahl kam er halb als Löwe, halb als Mensch (Marafinham) auf die Erde herab, um den
Riesen

*) Dieser Vogel heißt bey den Indiern der Herr der Vögel, und wird als goldfarbig oder röthlich bezeichnet.

Riesen **Irāṇa** zu tödten, welcher, stolz genug, sich er-
 kühte, die Götter, und gottergebenen Menschen, vorzüg-
 lich aber den **Pergaladen**, einen Verehrer des **Vishnu**
 zu verfolgen und anzufeinden. Das Blut dieses Riesen soll
Vishnu getrunken haben. Hierauf erschien er unter dem
 Nahmen **Vāmana** als Brahmane und strafte den König
Mahaveli Shacravāti; diesen nämlich stiefs er in die
 Unterwelt herab, aus der er alljährig nur im Monate **Aug-**
ust hervorgehen darf. Daher feyern die **Malabaren** um
 diese Zeit auch, acht Tage hindurch, zur Ehre des **Vishnu**,
 das mit Fasten verbundene Fest **Onam**, an welchem sie neue
 Kleider anziehen, und gewisse Kämpfe, gleich festlichen
 Spielen, anstellen. Hier kämpfen sie mit Bogen, Pfeilen
 und andern Waffen gegen einander, so, daß einige von
 ihnen getödtet, mehrere aber verwundet werden. Um
 diese Zeit soll **Vishnu** herabsteigen, und die Welt von
 der Nähe aus beobachten, ob alles gehörig zugehe, und
 Früchte in erforderliche Menge vorhanden seyen, oder ob
 es im Gegentheil an irgend einer Nothwendigkeit des Le-
 bensunterhaltes fehle. In andern Gegenden **Indiens**, soll
 das vorhin erwähnte Fest, im **November** gefeyert werden.

Die sechste, siebente und achte irdische Erscheinung
Vishnu's geschah in der Gestalt **Rāmen**, und zwar zum
 ersten mahl, um die böartigen Könige **Rāgiaputr** zu
 strafen; zum andern mahl, um den Riesen **Cartavirtar-**
gūn zu tödten, welchen er mit einer Flugschaar zer-
 schnitt; so daß er aus den zerstückelten tausend Armen des-
 selben, ganze Knochenhaufen aufschüttete; zum dritten
 mahl endlich um den Riesen **Rāvāna**, den König der Insel
Ceylan, zu besiegen und ihn seiner Herrschaft zu entle-
 zen. In diesem Kriege kamen auch die beyden Brüder
Rāvāna's, **Kumbhacarn** und **Vibhishm**, ganz
 vorzügliche Kämpfer, um's Leben. Nach diesem Siege
 durchreisete **Vishnu**, als er seine Gemahlin **Sida** wieder
 erlangt hatte, die Welt. Die neunte irdische Erscheinung
 des **Vishnu** geschah in der Gestalt **Kṛṣṇa's**.

Aus dem allen nun leuchtet's ein, daß Vishnu ursprünglich das Wasser darstelle, dessen Kraft man zuerst bey der allgemeinen Ueberschwemmung kennen lernte, und das man daher unter allegorischen Dichtungen, oft als eine Gottheit auf der Erde erscheinen liefs, sey's nun zur Beförderung des Guten, oder zur Erhaltung der Welt, oder zur Ausrottung des Bösen, welche gleichfalls zu dem Erhaltungsgeschäfte Vishnu's gehört. Hier sind also nicht allein Allegorie und mythische Philosophie, sondern vielleicht auch historische Weltbegebenheiten, oder insbesondere indische Ereignisse, aufzufuchen.

Von den Handlungen und Erscheinungen Brahma's, in Bezug auf die Welt und ihre Bewohner, erzählen die Schriften der Brahmanen nichts, oder doch nur wenig. So heist's z. B. daß ein Dämon dem Brahma, als dieser schlief, die Bücher des Gesetzes entwendet habe, welches andeutet, daß zwey Jahrtausende hindurch vor der Ueberschwemmung, das Menschengeschlecht verdorben gewesen, und die Welt gleichsam veraltet sey. Aber mit der Ueberschwemmung erwacht, so zu sagen, alles aus dem Schlafe, und alles wird in Bewegung gesetzt. Itzt kommt das Böse, wie das Gute, und Strafen, wie Belohnungen in Betrachtung. Es belohnte der Mühe wohl, Vishnu's indische Erscheinungen genauer zu untersuchen, auf die verschiedenen Gestalten, welche er dabey annahm, auf die Zeiten und Oerter, in und an welchen er erschien, und auf seine Handlungen zu merken, ja endlich, nach Hinwegräumung aller allegorischen Einkleidungen, durch welche doch auch schon itzt manches historische Licht hervorschimmert, wo möglich, gewisse Zeitläufe und Begebenheiten genauer zu enthüllen. Indien, ein so altes Land, hat der mancherley alten Ueberlieferungen, Systeme, Sekten, philosophischen Meynungen, Religionsarten, Sitten und Schriften so viele, daß es ein Wunder wäre, wenn es nicht auch an historischen Begebenheiten im Alterthume, eine Menge hätte. Nimmt man dazu noch die Hartnäckigkeit der Brahmanen, und die Ausdauer der Indier überhaupt,

für ihre alte Gottesverehrung, ihre angestammten Kenntnisse, Gewohnheiten und Ueberlieferungen, für die sie eher sterben, als ihnen etwas vergeben würden: so muß unfre Erwartung natürlich noch höher gespannt werden. Ursache genug, den Beginn dieser Nachforschungen weiter zu verfolgen *).

*) Vom Vishnu f. mehr in den *Astiat. research.* in Georgii *Alphab.* *Tibet.* bey Sonnerat a. a. O. und andern.

S H I V A.

Wie Brahma der Erzeuger, und Vishnu der Erhalter aller irdischen Dinge war, so gilt Shiva bey den Brahmanen als Vernichter derselben, welches sie zusammen durch das einzige Wort Sṛṣṭidhīdīsamhāram, d. h. Erzeugung, Erhaltung, Vernichtung, ausdrücken. Nach der Meynung vieler Brahmanen, sind dies eigentlich Attribute des Karta, oder des höchsten Wesens, und Symbole derselben sind dann die Erde, das Wasser und das Feuer oder die Sonne, als dritter, größester und mächtigster Gott der Indier.

Shiva hat gleichfalls mehrere Beynahmen. So heist er Isha, Herr; Pashubadi, der Herr oder Gemahl des Stiers, daher noch gegenwärtig die Verehrer dieses Gottes, den Nahmen Govāmsuāmi, oder Gōscāmi, d. i. Herren der Kühe, erhalten. Hier ist zu merken, daß Pashu zugleich einen Stier und eine Kuh andeute. Shiva reitet gewöhnlich auf einem Stier, und bey Niebuhr *)

*) Seiner Reisebeschr. Th. 2. Taf. 6.

erscheint männlich und weiblich, als Hermaphrodit oder Arthanari, wie ihn die Brahmanen nennen. Denn daß diese Gestalt keinen andern andeutet, ist aus den Attributen, die sich bey ihr befinden, so wie aus dem Stiere, welchen er mit der Hand berührt, deutlich genug.

Ferner heist Shiva *), auch Ishvara, der Herr; Ishana, mit gleicher Bedeutung. Ishani, die Gebieterin, ist der Name der Göttin Bhavani, einer Gemahlin Shiva's. Vielleicht ist sie die ägyptische Isis, deren Name aus Isha, Isa, oder Isani verunstaltet ist **). Shiva heist auch Mahadéva, der große Gott; Maheshvara, der große Herr; Rudra, der Thränenenerwecker; Shuli, der den Dreyzack führt; Shangra, der Furcht erregende; Ciandrashégara, der den Mond auf dem Haupte trägt. Von diesem Namen des Shiva schreibt sich die Sitte einiger Verehrer dieser Gottheit her, eine Abbildung des Mondes an der Stirne zu tragen, woraus wiederum zu vermuthen ist, daß die Hörner des Apis den Mond, die Scheibe zwischen denselben aber die Sonne vorstelle.

Ein anderer Name Shiva's, ist Guirisha, der Herr der Berge, oder des Berges ***). Auch wird er ge-

*) Shiva bezeichnet das Gute.

**) Der Verfasser nämlich hält den Shiva für den ägyptischen Apis, der, wie bekannt, als Stier gebildet wird, und zwischen den in Mondgestalt gebognen Hörnern, eine Sonnenscheibe trägt. Daher, sagt unser Verf. bezeichnet diese Abbildung die Sonne, den Mond, und den Stier, oder die Kuh, als Symbol der Erde, drey Gegenstände des indischen sowohl, als ägyptischen Religionsdienstes.

Anm. d. Bearb.

***) Hierüber sagt der Pater Constantinus in seiner öfter angeführten Handschrift: *Vna giornata di cammino distante della città di Batagaa vi è un grand monte detto Hemaloe (besser Himala, der kalte Berg) abitazione, e luogo di contemplazione di Mahá-*

nannt, Bhudésha, Herr der Dämonen, Gespenster, bösen Geister; Mardhjujeja, der Sieger über den Tod; Mardha, der hartnäckige, streitbare, der Krieger; Virubaksha, der Gott mit ungestalteten, furchtbaren Augen; Kabálabri, der schaurige, in die Höhe gerichtete, Haare hat; Vámadéva, der von einem dicken, zusammengepressten, fast Pygmäenartigem Körper ist; Trilocéna, der dreyäugige; Shástitáva, der Rächer; Sarvagna, der allwissende, weil er mit seiner Einsicht und Weisheit alles erkennt, mit seinem dritten, in der Stirne befindlichen Auge, alles sieht, alles Gute und Böse bemerkt, und das erstere dann auch belohnt, das letztere aber bestraft. Dem zu folge pflegen sich einige Shivaniten auch ein Auge vor die Stirne zu mahlen.

Schlüsslich sind nun noch folgende Nahmen dieser Gottheit zu bemerken: Nilohida, der ein rothblaues Gesicht hat; Hará, der Vernichter; Triburándaga, der drey Städte oder Gegenden, nämlich den Himmel oder die Wolkenregion, die Erde, und die Unterwelt, bewohnt; Vjomaguésa, der Herr der Wolkenregion; Vrishadvagia, der Hervorbringer des Regens und Ungewitters; Bhíma, der furchtbare, schreckliche; Bhava, der erzeugende, u. s. w. Alle diese Nahmen nun fagen die Indier an ihrem Rudraksham oder Rosenkranze mit Ehrfurcht her, und darin bestehen ihre täglichen Gebete, daher man auch so oft Tibetaner und Indier mit solchen Rosenkränzen abgebildet sieht *).

déva e de Parádi sua moglie. Il sagra fiurne detto Bagmadi che scorre tra Batagao e Catmandú e di acque sante, che levano ogni marchia di peccato. S. de L'Isle's Carte zwischen dem 25. und 30 Grad der Breite, neben Pattan, auch die Asiat. research. p. 248

*) Sollte demnach nicht alles, wenigstens das, was man aus diesen Rosenkränzen, für Manichäismus oder verunstaltetes Christenthum in Tibet und Indien ansah, irrig dafür gehalten seyn?

Sind alle jene Eigenschaften und Attribute des Shiva in einem Bildnisse vereinigt, so entsteht daraus natürlich ein furchtbares Ungeheuer *), aber auch einzeln finden sie sich, und an ihnen ist man denn im Stande, diese Gottheit zu erkennen. So reutet Shiva bald auf einem Stiere, bald strömt der Ganges aus seinem Haupte hervor; bald hält er einen Dreyzack, bald Schlangen in der Hand; dann schleudert er Blitze, ist mit Todtenschädeln umgeben, schlachtet mit einem Beile oder Degen Kinder hin, ist mit mancherley Waffen, einer Keule, einem Degen oder Beile versehen, hat einen Rosenkranz an sich, und wird bald mit mehrern Händen dargestellt, bald mit einem einzigen Lingam, der auf ein Joni oder weibliches Geburtsglied gestellt ist, und sich kegelförmig erhebt. Welchen Bezug diese Abbildungen haben, wird man leicht bemerken bey der Vorstellung, daß Shiva die Sonne, als sitzend auf der Erde oder einem Stier, daß er Erzeuger und Vernichter ist, Rächer der Vergehungen, und Richter der Körper sowohl, als der Seelen der Verstorbenen; er ist Herkules und der donnernde, wie der blitzschleudernde Jupiter; ja, er ist endlich das Feuer, welches, wenn es mit Brahma'n oder der Erde, und mit Vishnu'n oder dem Wasser zusammen würrt, vorzüglich durch seine Wärme die Dinge erzeugt. Daher rührt nun die brahmanische Erzählung, daß Shiva einst seinem Bruder Vishnu beygewohnt habe, aus welchem Beyschlase denn jenes Ungeheuer, der Lingam entstanden sey, als Symbol der Natur oder der Göttin Shakti, welche ihre Erzeugungen durch Wärme und Flüssigkeit bewürrt. Dies ist die Ursache, warum der Lingam hin und wieder auf einem Joni ruhend in Hainen aufgestellt wird, und nach einer allgemeinen und alten Ueberlieferung bey den Indiern, so eine Abbildung der Schamtheile des Gottes Shiva und seiner Gemahlin Bhavani,

*) Eine solche Abbildung S. auch im *Alph. Tibet.*

oder feines, in ein Frauenzimmer umgewandelten Bruders Vishnu, darbietet.

Die schon im Alterthume berühmten Anhänger, und Verehrer des Shiva, sind itzt in Indien unter die Nahmen Gôfâmi, und Jogui bekannt, heißen aber bey uns gewöhnlich Fakirn.

S A R A S V A D I.

Sarafvadi, die Gemahlin Brahma's, führt auch den Namen Brahmi, d. i. Wissenschaft, durch welchen sie zugleich auch als die Gemahlin jenes Gottes charakterisirt wird. Es scheint demnach, daß die Brahmanen ihrem Gotte, zur Hervorbringung der Dinge, die Wissenschaft oder Einsicht, als Frau, angedichtet haben. Ihre übrigen Beynahmen sind diese: Bháradí, die Geschichte, oder Göttin der Geschichte; Bháshá, die Sprache, Mundart, oder die Göttin der Sprachlehre; Ghi, die Stimme, das Wort, der Ausdruck, oder die Göttin der Beredsamkeit; Vakerváni, die Lenkerin der Sprache oder Wörter; Sarafvadi, die Bewürkerin der Harmonie, des Verhältnisses, der Uebereinstimmung.

In dem hier gegebenen Bildnisse der Göttin, hat sie eine länglichte Mütze auf dem Kopf, und vor der Stirne das heilige Zeichen. In ihren vier Händen hält sie einen eisernen Griffel, um mit demselben auf Palmenblätter, die sie gleichfalls in den Händen hat, zu schreiben. Ferner die Abbildung eines Hirschen, in welcher Gestalt nämlich Brahma sie in Leidenschaft setzte und ihr beywohnte.

Endlich hält sie in ihren Händen auch ein Messer, oder eine Axt, mit der sie die Palmblätter von den Zweigen ablöst und beschneidet. Auf andern Bildnissen hält sie in der einen Hand bloß den Griffel, die andre Hand hängt herab, und schließt sich ans Bein an. Immer aber erscheint sie mit entblößtem und vollem Busen, wie wenn sie denen, welche sich ihr nahen, und sie verehren, im Ueberflusse Milch darreichen wollte. Ueber den Schultern trägt sie einen Gürtel, wie ihr Vater und Gemahl Brahma, welches auf die Fähigkeit und das Vermögen deutet, die Wissenschaften zu lehren, und die Menschen zu unterrichten. Bey den Nepalesern hält diese Göttin in der einen Hand den Lotus, in der andern ein Buch, in der dritten einen Rosenkranz, und in der vierten endlich ihren Griffel. Sie soll einst einen sehr ergebenen Diener, Namens Kálidása gehabt, und ihm seiner treuen Dienste wegen, zur Belohnung das Geschenk der Beredsamkeit ertheilt haben. Die Gelehrten sind alle zu ihrer Verehrung verpflichtet, und müssen ihr opfern. Ja sogar die Könige bringen ihr ein öffentliches Opfer dar, und dieses heißt Sarasvadipūgā. Uebrigens hat es auch nicht an Leuten gefehlt, die diese Göttin für die Sara hielten, so wie Brahma ihnen für den Abraham gilt.

L A E K S H M I.

Die Göttin Laekshmi ist die Gemahlin Vishnu's, und die zweyte unter den sieben Göttinnen, welche die Indier Sapta mādara, oder die sieben Mütter nennen. Auch sie hat der Beynahmen mehrere; z. B. Shri, die beglückte, glückselige; Laekshmi, die schöne, wohlgebildete, denn Laekshmiyam ist die Schönheit; Padmaleja, die Bewohnerin des Lotus. Da sich die Lotusblüthe beym Aufgange der Sonne öffnet, bey ihrem Untergange aber wieder schließt, und da sie ein Symhol der Natur ist, welche durch Wärme und Feuchtigkeit die Dinge erzeugt, so wird diese Blüthe fast bey allen asiatischen Nationen, wie ein weiblicher Empfängnißtheil betrachtet, welcher den Samen von der Sonne und den Planeten aufnimmt, ihn zur Reife bringt, hervorsprossen macht, und ihm seine vorige Existenz und Gestalt wieder giebt. Daher auch die Aegyptier sogar die Sonne als einen Jüngling im Lotus vorstellen, so daß sie durch dieselbe zu ihrer Reife zu gelangen, und stärker zu werden scheine. *)

*) S. den Plutarch de Iside.

Ferner heist diese Göttin Padmā oder Patmā, die Lotusblüthe oder Nymphäa; Haripriyā, die Geliebte des Gottes Vishnu; Indrā die Sinne erregende; Lōgagenani und Logamādā, die Gebährerin der Welt, und die Mutter der Welt; Mā, die große; Ramā, die frohe; Mangaladēvadā, die Göttin des Glücks; Kshirāsā, die liebliche.

Diese Göttin wird sitzend abgebildet, und hält in beyden Händen eine Lotusblume. Bald hat sie eine kegelförmige, bald eine herabgeschobne Mütze, zuweilen aber sind auch ihre ungeordneten, einfachen Haare auf dem Scheitel zurückgebunden. An der Stirne führt sie die heiligen Lingamzeichen, und ihr Busen ist entblößt. Dies ist die gewöhnliche Gestalt der Göttin, wie man sie in den indischen Tempeln und an den Mauern abgebildet sieht. Aber im Museum des Cardinals Borgia zu Veletri befindet sich eine andre Abbildung der Göttin Laekshmi, wie ich sie sonst nie sah. In dieser Zeichnung ist die Göttin stehend, mit einer in Kegelförmig sich erhebenden Mütze, entblößter Brust, und bis auf den Unterleib herab unbedeckt dargestellt. Ueber den Schultern trägt sie einen hängenden Sack, den sie vor der Brust mit beyden Händen offen hält, wiewenn sie die Geschenke der Natur und der Erde aus demselben herauschütten wollte. Sonst trägt sie auf ihren Händen auch wohl ein kleines Kind, dem sie die Brust zum saugen darreicht. Zuweilen ist diese Göttin wieder als ein schönes Mädchen vorgestellt, das im Lotus sitzt, und dann ist sie mehrentheils bekleidet, und mit dem schönsten Geschmeide ausge schmückt. Ihr ist der Māvabaum, oder indische Mangueira, welcher in Menge die sogenannten Mangaäpfel trägt, und das Blatt dieses Baumes heilig, daher sich die Brahmanen auch eines Zweiges von demselben, zur Aussprützung des Weihwassers bedienen. Auch der Lotus ist ihr geweiht, weil er gleichsam ihr Wohnsitz ist; doch sagt man auch wohl, sie halte sich in den Mäulern, dem Eüter und unter dem Schweife der Kühe auf.

Laekshmi scheint auch die Schutzgöttin des nächtlichen Feuers zu seyn, denn ihr zu Ehren wird an jedem Abende Feuer aufbewahrt, und das Haus wird höchst glücklich gepriesen, in welchem unablässig eine Lampe, oder sonst irgend ein Feuer, zu Ehren dieser Göttin vorhanden ist und brennt. Wenn Reis gekocht wird, werfen die indischen Frauen einige Körner davon ins Feuer, opfern dadurch dieser Göttin, und rufen sie dabey an. Frauenzimmer die sich die Schönheit oder Söhne wünschen, empfehlen sich ihr, überhaupt wird sie von allen Indiern verehrt. Die besondern Anhänger Vishnu's nennen sie die große Mutter. Sollte übrigens diese Göttin Laekshmi oder Shri nicht die Ceres der Alten seyn *)?

Aus dem bisher gesagten, wird man sich nun auch manchen Gebrauch erklären können; z. B. daß man zu Ehren dieser Göttin eine Lampe mit sieben Flammen anzünde, oder einen Leuchter mit sieben Lichtern aufstelle; daß man Münzen mit dem Bildnisse der Göttin auspräge, welches man vor der zu leistenden Zahlung, durch Anlegung an die Augen oder den Mund, vorher anbetet; warum man Abends das Licht der Lampen mit erhobnen Händen begrüßt; warum dies auch bey einer ehelichen Verbindung geschehe; warum unfruchtbare Weiber, und Buhldirnen dies hingegen nicht thun; warum man die Kühe verehrt; warum man mit Kuhurath sein Haus austreicht; u. s. w.

*) Was der Verf. hier mit vieler Beredsamkeit dafür anführt, daß Shri keine andre Göttin als die Ceres seyn könne, habe ich weggelassen, weil diese Vergleichenungen manche Wahrscheinlichkeit, aber schwerlich einige Wahrheit haben, und weil ich meinem Plan und den Umständen gemäß, den Raum für historische Angaben sparen mußte. Mag aus diesen denn conjecturiren wer Lust hat, und soviel er immer nur will. A. d. Bearb.

PARVADI ODER BHAVANI.

Diese Göttin hat, wie alle übrige indische Gottheiten, der Nahmen viele. So heist sie Vmā, die Gebieterin; Parvadi, die Herrscherin der Gebürge; Kartajani, die Schöpferin, Bewürkerin; Gauri, die vom Ganges, oder aus Bengalen her ist; Rudrani, die Thronenerregende; Shiva, die gute; Bhavani, die Existenz verleihende, die Gebährerin; Sarvamangala, die allgemeine Glückseligkeit, das allgemeine Vergnügen; Ishvari, die Gebieterin; Maheshvari, die grosse Frau; Hajmavadi, die Beherrscherin, oder Bewohnerin des Berges Himala oder Meru; Shakti, die thätige, wirksame Kraft; Kali, die schwarze, dunkle, schwarzbraune; Bhagavadi, die heilige, glückliche.

Zuvörderst läst sich aus allen diesen Nahmen der Göttin so viel folgern, das sie den Mond oder die Isis, die Natur, oder irgend eine beym Erzeugen und Hervorbringen wirksame und thätige Kraft, darstelle. Sie ist der Mond; weil sie die Gemahlin des Shiva oder der Sonne seyn, und mit dieser die irdischen Dinge hervorbringen soll. Sie ist aber auch die Natur, weil sie die Hervorbringerin aller Dinge heist, die durch sie, unter Mitwirkung der Sonne, ihr Daseyn erhalten. Daher wird nun auch das

Erzeugungs- und Hervorbringungsgeschäfte, von Seiten der Sonne, durch den Lingam oder das Geschlechtsglied des Gottes Shiva, von Seiten des Mondes aber, durch ein Joni, oder den Geschlechtstheil der Göttin Bhavani, symbolisch dargestellt. In so fern nun diese Göttin schön und lieblich, aber auch schwarz und trauernd heist, könnte man sie eine andre Proserpina nennen.

Für's andre leuchtet aus diesen Nahmen der Göttin ein, daß, so wie Shiven oder Rudren der Vernichter und Wiedererzeuger, oder umgekehrt, der Erzeuger und Vernichter ist; so auch Parvadi oder Bhavani seine Gemahlin, zugleich Hervorbringerin und Vernichterin sey. Man muß sie also unter einer zwiefachen Gestalt betrachten. Als Vernichterin heist sie die Thränenenerregende, die schwarze oder die Rächerin, die heilige oder Tugendgebietende, die Gebieterin, und die Göttin vom Ganges her, weil sie nämlich über die Seelen derer Gericht hält, welche, nachdem sie im Ganges abgewaschen und entzündigt sind, ihren Geist aufgeben. Unter dieser Gestalt wird sie in den meisten Tempeln verehrt, und hier erscheint sie denn mit weitgeöffneten, furchtbaren Augen, einem schwarzen Gesichte, und mit langen, hervorragenden Zähnen. Zwey Elefantenzähne hat sie statt der Ohrringe, und ihre Haare, die zuweilen mit Schlangen durchwunden sind, starren gleich Pfauenfedern in die Höhe. Bald wird sie mit sechzehn, bald mit acht Händen und Armen abgebildet. In diesen hält sie ein Schwert, einen Dreyzack, zwey Schlüssel zum Auffangen und Trinken des Blutes, einen länglichen oder zurückgebognen Spiess, ein scharfes eisernes Rad, ein großes Messer, und eine Keule oder Ciacram. Ja endlich reutet sie auf einem höllischen Pferde, das Pishasha heist. Alle diese Attribute sind allegorisch, und bezeichnen die Göttin Parvadi als Rächerin des Bösen, und Vernichterin der Gottlosen, als zürnend auf das Unrecht, und als unerbittliche Richterin. In diesem Bezug heist es auch von ihr, daß sie aus dem feurigen Auge Shiva's, das er mitten in der Stirne hat, gebohren sey. Eben so erhält sie unter die-

ser Gestalt noch die Nahmen Bhadrakālī, Gaengadēvi, Komari; bey dem Volke aber heist sie Amā, Mariātala, Durga und Pagōdi.

Die Indier glauben, daß es diese Göttin sey, welche zur Züchtigung der Menschen die Blattern unter sie sende, mancherley Krankheiten über sie verhänge, und dämonische Besitzungen in ihnen veranlasse. Doch gehen diese ihre Züchtigungen nur auf das gegenwärtige Leben, der Tod, und die nach demselben eintretenden Strafen sowohl, als Belohnungen, schreibt man ihrem Gemahl und Vater Shiva zu. Diese Göttin läßt sich mit keinen andern Opfern gnügen, als blutigen, daher ihr vor Alters sogar Menschen hingefchlachtet wurden, itzt aber werden ihr nur noch Hähne, und zuweilen, doch seltner, Stiere geopfert.

Das ihr zu Ehren verordnete Fest Nebāl, wird in Bengalen, auf der malabarischen und Coromandel-Küste, mit großer Feyerlichkeit begangen. Uebrigens ist's unmöglich, alle die mannigfachen Erzählungen beyzubringen, welche in Bezug auf die Göttin Parvadi, in Indien erfunden sind, und im Schwange gehen. Genug, sie lassen alle darauf hinaus, diese Göttin als Züchtigerin der Menschen, durch ihr irdisches Leben, darzustellen. Von der Art und Weise, wie die Indier sich und ihre Söhne zuweilen unter den Rädern des Triumphwagens hinzuopfern pflegen, auf welchem das ungefaltete Bildniß der Göttin Parvadi, bald unter einer, bald unter der andern Gestalt, umher gefahren zu werden pflegt, hat Sonnierat geschrieben, doch irret er, wenn er diesen und andre Gebräuche, oder ähnliche Folgen des Aberglaubens, für ächt indisch und brahmanisch hält.

Doch, wie ich schon vorhin bemerkt habe, so sind, nach der Lehre der Brahmanen, Shiva und seine Gemahlin Bhavāni, nicht nur Vernichter, sondern auch Erzeuger der Dinge, und daraus wird's erklärbar, wie der Ganges, als Symbol der Fruchtbarkeit und Erzeugung, vorzüglich

geblich aus dem Haupte des Shiva soll entsprungen seyn, und wie dieser Gott noch itzt bey den indischen Weisen Gangadharam, oder der Träger des Ganges heiße. So sagt auch der indische Dichter Pacunar, welcher sich genau an die alten brahmanischen Sagen hält, daß die Gestirne, Blumen, Bäume, ja endlich die ganze sichtbare Natur, aus dem Saamen des Gottes Shiva, den dieser überall verbreitet hatte, hervorgegangen sey. Eben daher leitet man auch die Macht und Kraft des Shiva Lingam, welcher, nach dem eben genannten Dichter, nicht minder als das Dreyeck, Joni, oder die Bärmutter, eine Gottheit ist, nämlich eine Gottheit der Natur, in Bezug auf die Hervorbringung der Dinge. Ich gebe hier Pacunar's eigne Worte: „Auf dem goldnen Berge Cailasam, Mahameru, oder Sumeru, der Wohnung des Gottes Ishvara oder Shiva, befindet sich eine Ebne, und in derselben ein viereckiger Tisch, mit neun kostbaren Steinen geschmückt. Mitten auf diesem Tisch ruht eine Lotusblüthe, die Padma oder Tamara heiße, und in deren Mitte sich das Dreyeck, die Quelle und der Ursprung aller Dinge, zusamt dem Shiva Lingam, befindet. Das Dreyeck ist das Haus und die Wohnung des ewigen Gottes Lingam, wie es denn selbst, als solches, ewig ist.“

Diese hier genannten Dinge sind, wie auf einem Throne, über einem, aus kostbarem Stein verfertigten Löwen, aufgestellt, und das Geheimniß, welches sie in sich schließen, ist so erhaben, daß es Niemand unter den Menschen, selbst keiner der himmlischen Geister, zu ergründen und zu deuten vermag. In Rücksicht auf dieses Geheimniß der Hervorbringung der Dinge nun, heiße diese Göttin, Bhavani, oder die Göttin, welche das Daseyn verleiht *); ferner, die Schöpferin und Bewürkerin,

*) Sie könnte vielleicht mit der Venus der Griechen in einen Vergleich gestellt werden.

die große Herrscherin, in Bezug nämlich auf die Natur; die Lenkerin des Thau's und der Feuchtigkeit, in so fern sie aus dieser letztern die Dinge hervorbringt; ferner, das allgemeine Vergnügen, oder die allgemeine Glückseligkeit, weil diese aus der Natur und der Erzeugung hervorgeht. Ja, endlich heisst diese Göttin auch Shakti, d. i. eine das Daseyn und die Hervorbringung bewirkende Macht oder Kraft.

Wenn diese Göttin Shakti nun, als gegenwärtig im ersten Augenblicke der Schöpfung des vor ihr schon da gewesenen Gottes Ishvara, dargestellt, und in einem Gespräche mit diesem letztern aufgeführt wird, so kann dies auf eine zwiefache Art verstanden werden. Entweder nämlich, redet Ishvara oder der Gebieter seine Macht und Kraft an, ertheilt ihr Befehle, und erhält von ihr eine Folge leistende Antwort; oder Ishvara als Schöpfer, redet die Natur, als Hervorbringerin der Dinge an, worauf diese ihm ein nachgebendes Om, d. h. es geschehe, oder wohl, so sey's, erwiedert *).

Aus dieser Idee von einer unablässig hervorbringenden Natur, ist eine Menge indischer Erzählungen entsprungen, z. B. das Parvadi oder Bhavani tausend und mehr Jahre, mit dem Gotte Ishvara in beständiger Verbindung lebte; das Shiva sie immer mit sich, und zwar auf seinem Haupte trage; das diese Göttin nichts anders sey, als der berühmte Gangesfluss, in dessen Gewässern hinzusterben und zu ersticken, nichts anders heisst, als entzündigt und in die ersten Naturstoffe aufgelöst werden, damit nachmahls die Seele und der Körper, noch reiner und unbefleckt, auf's neue von der Natur könne hervorgebracht werden. So, und nicht anders, sind diese brahmanischen Mythen zu erklären.

*) Doch kann diese Unterredung auch auf die Sonne als Shiva, und auf den Mond als Parvadi, bezogen werden, da sie denn ähnlichen jüdischen Dichtungen entsprechen würde.

Wenn Párvadi ferner die Tochter eines Königes der Gebürge heisst, und die Berge zwischen Tibet und Indien, als der Wohnort ihres Stammes angegeben werden: so ist dies gleichfalls Allegorie, die darauf hindeutet, dass Párvadi, Shakti oder Bhàvani, die Gemahlin des höchsten Gründers der Natur, oder mit andern Worten, der Mond im Verhältniss zur Sonne sey.

Uebrigens wird diese Göttin jährlich einmahl, in festlichen Aufzuge, und unter dem Zuströmen einer Menge von Menschen, von den Brahmanen, im Meere oder in einem Flusse gebadet.



TRIMURTI,

die indische Dreyeinigkeit.

Wir haben zuerst zu einer richtigen Einsicht in diesen Gegenstand, die Bedeutung des Namens Trimurti zu entwickeln. Tri bedeutet im Sanscrit Drey, Murti aber eine Person oder einen Körper *). In einem Gebete, welches die Brahmanen an den Gott Shiva, Ishvara, Mahadèva oder Rudra richten, reden sie ihn auf folgende Art an: „Gott Bhagaván (d. i. Shiva), der du den Reuigen, was sie wünschen, ertheilst, dir sey Anbetung! Dir, der ersten Person, dem ersten Körper, sey Anbetung! Anbetung sey dir, du Träger des Ganges!“ In diesem Stofsgebete also wird Shiva, der mit zu der indischen Dreyeinigkeit gehört, ein Körper, oder eine Person genannt, Trimurti bezeichnet daher nichts andres, als drey in eine gewisse Einheit zusammengefügte Körper oder Personen, und diese sind Brahma, Vishnu und Shiva.

*) Hanxleden sagt in seinem Wörterbuche: *Murti pessoa, que explicão por Shariram (Körper), assim chamão a sua falsa trindade trimurti.*

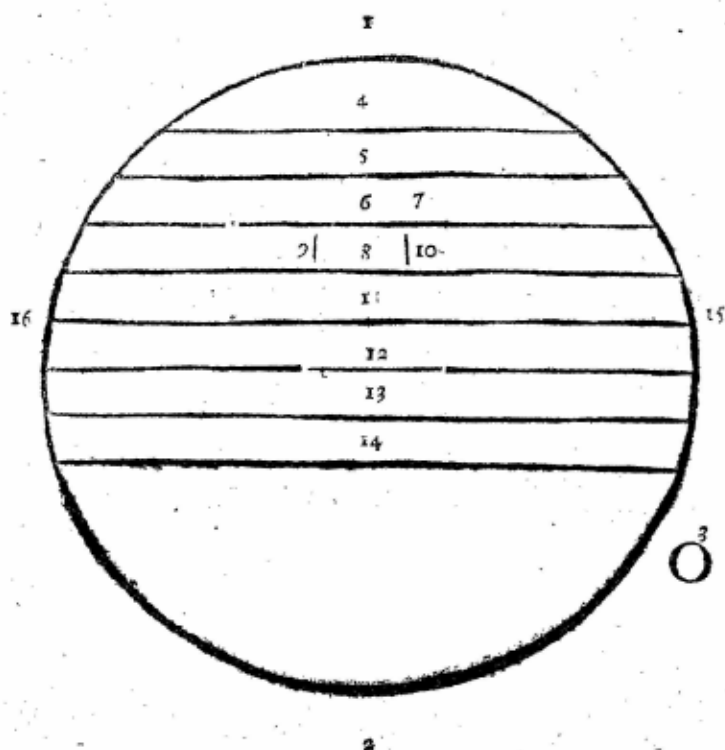
Diese drey Gottheiten sind, nach der Sage brahmanischer Weisen, entweder aus der Pflanze der Bananafeige, als dem Symbol der Fruchtbarkeit, erzeugt und gebohren, oder aus dem Dreyeck, dem Prinzip aller Dinge; aus dem *Joni*, d. i. aus der Bärmutter der Göttin *Bhaváni*, oder der Göttin der Natur, welche das Dreyeck abbildlich darstellt; aus dem *Lingam*, einem andern Prinzip und Symbol der Erzeugung, oder endlich aus dem *Lotus*, dem Produkt der Wärme und Feuchtigkeit, als einem noch andern Symbol der Fruchtbarkeit und Erzeugung, wegen der Aehnlichkeit, die es mit einer Bärmutter hat, daher diese drey Götter auch oft, als mitten im *Lotus* sitzend, abgebildet werden. Zur Gemahlin, und zugleich auch zur Mutter haben diese drey Brüder die Göttin *Shakti*, oder die Göttin der Macht; insbesondre aber ist sie die Gemahlin des *Shiva*, *Mahadèva* oder des großen Gottes, d. h. der Sonne oder des Feuers, weil dieses Element mächtiger ist, als die übrigen. Demnach also ist *Shiva* oder das Feuer, *Brahma* oder die Erde, *Vishnu* oder das Wasser, auf das genaueste mit der Macht oder Kraft verbunden, ja sie selbst sind Kräfte, *Brahma* nämlich in Bezug auf die Schöpfung, *Vishnu* in Rücksicht auf die Erhaltung, und *Shiva* in Rücksicht sowohl auf die Erzeugung, als auf die Vernichtung. Daher jener indische Ausspruch: „Schöpfung oder Hervorbringung, Erhaltung oder Regierung, Erzeugung und zugleich Vernichtung.“

Es sind dieses also, wie man aus allem sieht, drey symbolische oder allegorische Gottheiten, wie die Göttin *Sarasvadi*, d. i. Weisheit, oder Göttin der Harmonie, die Gemahlin *Brahma*'s. Man erzählt von diesen Göttern auch, daß sie einst in Frauenzimmer verwandelt, mit einander Söhne gezeugt hätten, und ihrem Geschlechte nach überhaupt, männlich sowohl als weiblich wären, wie wir dies schon vorhin vom *Shiva* insbesondre gesagt haben *).

*) S. von einer solchen Statue des *Brahma* den *Porphyr.* in seinem Buche *De Styge*, und den *Shiva* bey *Niebuhr*, Th. 2 Taf. 6.

Nehmen wir diese ganze Theodicee von der allegorischen Seite, so werden wir uns nicht nur das bisher gefagte deutlich machen können, sondern wir werden auch im Stande seyn, uns so manches andre zu erklären; z. B. dies, daß es von jenen drey Göttern heist, sie wären einst unter sich in einem Streite verwickelt gewesen, dann aber wieder zur Eintracht zurückgekehrt, und hätten nun nicht nur die Welt gebildet, sondern sie auch als Gesetzgeber eingerichtet. Nun leuchtet es ein, woher Brahma keine Tempel hat, und woher sich die ganze indische Philosophie, und alle indische Sekten, nur mit Vishnu und Shiva, oder, mit andern Worten, nur mit dem Feuer und Wasser, so ganz ausschliessend beschäftigen: Brahma nämlich, als die Erde oder der Aether, welcher die Erde umschliesst, bedarf keines Tempels, da er überall verbreitet ist, und sich überall befindet; Vishnu aber und Shiva, als Wasser und Feuer, diese mächtigen Freunde und Feinde des menschlichen Geschlecht's, haben ihre unzähligen Verehrer, und geben Veranlassung zu der Bildung von zwey grossen philosophischen Sekten, welche ganz Indien gleichsam in eben so viele Religionsklassen, die Vishnuviten nämlich und die Shivaniten, trennen *).

*) Von dieser indischen Dreyeinigkeit redet auch Niebuhr a. a. O. Th. 2. S. 22. 23. Wie unrichtig und falsch hierüber der Verf. der *Recherches sur l'origine et les progres des arts de la Grece. T. I. p. 91.* u. f. raisonnirt, ergiebt sich aus einer Vergleichung mit dem hier gefagten, nur zu deutlich.



1. Bezeichnet den Nordpol. 2. Den Südpol. 3. Die Insel Laenga, Gemmadiba oder Ceylan, außerhalb dem Erdglobus. 4. Vtera curucal oder der nördliche Fuß. 5. Irul malá, oder der dunkle, schattige Berg. 6. Ramja. 7. Der Berg Meru und Kailasa, der Wohnsitz Shiva's. 8. Giamba oder Iamba. 9. Parashva. 10. Kedumalá. 11. Elembhada. 12. Arivangia. 13. Vimprua. 14. Parida. 15. Westen. 16. Osten. Die Räume zwischen 4. 5. 6. 9. 10. 11. 12. 13. 14. sind neun Theile der Erde, welche durch Gebürge von einander getrennt werden.



S H R I R A M A.

Bevor ich die Thaten des berühmten indischen Gottes Ráma beschreibe, wird es nöthig seyn, hier die sehr unvollkommne, alte, brahmanische Erdkarte *), und einiges zu ihrer Erläuterung, bezubringen.

Mit Rücksicht auf diese Karte, bemerke man also die brahmanisch-pythagorische Zahl neune, welche, wie sieben und drey, nicht nur eine sehr wirksame Zahl ist, sondern auch die Basis der alten brahmanischen Philosophie ausmachte, und in der Geographie wie in der Astronomie vieles bestimmte. Ferner erhellet aus dieser Karte und ihrer Gestalt, daß die alten Brahmanen außer diesen neun, durch Berge getrennten, Theilen Indiens, weiter keine Länder gekannt haben, und daß daher ihre Schriften nur von jenen Gegenden ihres Vaterlandes zu verstehen sind, wenn sie von gewissen Ländern und Oertern reden. Die Insel Ceylan, welche ihrer Meynung nach, außer dem Bezirk der Erde

*) So, glaube ich, muß es nach Maßgabe der Carte heißen.
Anm. d. Bearb.

liegt, wird von ihnen neben den Südpol gestellt, den sie für das Ende der Welt halten. Indien selbst stellen sie als von Bergen durchschnitten dar, wie dies denn auch wirklich der Fall ist.

Der Berg Meru befindet sich in der dritten nördlichen Zone, nordöstlich *) von Gembu oder Jamba, welches Land unfre Geographen, unter den dreißigsten Grad der nördlichen Breite setzen. Jamba aber ist ein aus dem Samscrid verdorbener Name, in welchem Giambhu oder Gembhu, das Vaterland, oder den Stammort der Indier bezeichnet, welche dort vom Brahma gebildet, und von dem höchsten Wesen geschaffen zu seyn, behaupten. Das Königreich Ajodja, in welchem Ráma oder Shriráma geboren ward, und von wo aus dieser ganz Indien bekriegte, auch bis nach der Insel Ceylan vordrang, liegt, nach der Behauptung der Brahmanen, oberhalb des Berges Meru, etwas weniger nördlich. Aus diesem allen, und einer Vergleichung der beygefügtten Karte, erhellet nun aber soviel, daß die Brahmanen dem Lande Indien eine größere Ausdehnung geben, als es einige unserer Erdbeschreiber thun. Jene nämlich rechnen noch die tibetischen Gebürge bey Caschemir, welche unter dem sechs und dreißigsten Grade liegen, zu Indien, und nehmen dieselben als die äußersten nördlichen Grenzen dieses Landes an. Demnach macht denn Bactriana und das indische Scythien wirklich einen Theil Indiens aus.

Soviel war zum Verständnisse des folgenden nöthig! Itzt gehen wir zu einer nähern Ansicht desjenigen über, was die Indier vom Shri Ráma erzählen oder dichten.

Nicht überall wird dieser Gott in Indien auf gleiche Weise abgebildet. In einem Tempel auf der malabarischen

*) Man sehe auf *De l'Isle* Karte unter dem sechs und dreißigsten Grade, die Namen *Cashgar*, *Siba*, *Jamba*, *Nagaresat*, *Ajoud* oder *Ajodja*.

Küste erschien Râma oder Shri Râma unter einer dunkelgrünen Gestalt, mit Pfeilen und einem Bogen in den Händen, am Halse aber mit einer herabhängenden Kette versehen; seine Mütze endlich lief kegelförmig zusammen, und war übereinander von drey Kronen umgeben. In andern Abbildungen hat er häufig ein grünes Gesicht, in der einen Hand hält er eine Cirkelähnlich zusammengewundne Schlange, mit der andern aber umfaßt er seine neben ihm stehende Gemahlin Sidam. Diese erscheint gemeinhin in weißer Farbe und halb entblößt; an jedem Fusse aber befindet sich ein goldner oder silberner Ring, wie ihn noch itzt viele Frauen in Indien zu tragen pflegen. Für das Alter dieser Sitte, dienen jene Bildnisse zum deutlichsten Beweise. Der Brustharnisch des Râma endlich, und seine vorhin beschriebne Mütze, gewähren das mannigfachste Farbenspiel, indem sie mit Edelfsteinen, Perlen, mit Gold und Silber besetzt sind.

Weit älter aber, als alle diese Abbildungen, ja vielleicht die älteste, ist diejenige, welche Niebuhr nach einem Original auf der Elephanteninsel gegeben hat *): denn alle, oder doch die mehresten indischen Götter, werden unbekleidet dargestellt, welches beweiset, daß die Götterlehre dieses Landes, in dem warmen Clima Indiens, ihr Entstehen gefunden habe. Damals ward noch keine Kunst an die Statuen verwandt, und keine Farben an dieselben verschwendet, sondern sie trugen deutlich die rohen Spuren ihres hohen Alters an sich. Auf jener Abbildung nun erscheint Shrirâma, eben so wie seine Gemahlin Sida, ganz unbekleidet, nebst dem Affen Hanuman, und der Schlange, dem Symbol des jugendlichen Bacchus, oder des Lebens. Er hat eine alte indische Mütze auf, und trägt einen brahmanischen Gürtel über den Schultern. Der genannte Affe, und mehrere im Dienste dieses Gottes befindliche Genien, ziemlich unförmlich gebildet, stehen neben

*) Reisebesch. nach Arabien. Th. 2. Taf. 7. Fig. 3.

ihm und beten ihn an, gerade in der Stellung, in welcher man sie auch auf andern indischen Denkmählern gewahrt wird, vorzüglich zu Patmanáburam, einer königlichen Burg, und in der malabarischen Stadt Tiruvancoda auf den dortigen Triumphwägen. Doch wir gehen zu der wichtigern Frage über, welche Gottheit diese denn wohl so eigentlich sey?

Ráma oder Shriráma wurde, wie man sagt, aus dem Sterne Rohini gebohren, und ist Vishnu's Bruder. Im Wörterbuche Amarafinha heist er Ráma, der weisse oder schöne; Ramena *), der frohe; tändelnde; rüstige; Kamapala, der begehrlche, dem Lüften ergebne; Halájudha, der ungestümme Kämpfer; Samkarshaná, der grausame, in allem gleich tapfre; Sirabáni, der Lenker des Pfluges; Nilambara, der mit einem grünen, oder hellblauen Kleide umgebne; Kálinibhedana, der Theiler, oder Uebergänger über den heiligen Fluß Kálini, der sonst auch Ciamuna heist. Auch nennt man den Ráma, den tapfern Gott, den edelmüthigen, den rüstigen Streiter, und Rohineja wegen seiner Abstammung vom vorerwähnten Sterne. Sollte man in allen diesen Nahmen nicht einen jugendlichen, und ursprünglich indischen Bacchus erkennen? Der Fluß Kalini oder Ciamuna, wurde schon einmahl, — von wem, weis ich nicht — für den Styx gehalten. Die übrigen Nahmen sind schon an und für sich deutlich genug.

Sida, der Nahme der Gemahlin Ráma's, bezeichnet auch die Erde, oder die Aufwälzung derselben durch das Pflügen, und einen fruchtbaren Boden. Der Affe Hanuman aber ist ein Sohn der Sonne und des Mondes, und

*) Das erste A in diesem Nahmen ist kurz.

deutet den Wind, oder die alles durchdringende Luft an *).

Vergleichen wir dasjenige, was alte Schriftsteller **) aus von einer zwiefachen Gestalt des Bacchus bey den Griechen und Römern sagen, dafs er nähmlich, bald als ein schöner Jüngling, bald als ein bärtiger Alter abgebildet ward: so scheint Ráma jener jugendlich schöne Bacchus, oder die Sonne, als Hervorbringerin des Tages zu seyn; Shiva aber der ältere Bacchus, die Sonne zur Nachtzeit, der Richter der Verstorbenen, der Bewohner des Berges Meru, und die alles vernichtende Sonne. Dieser ist von

*) Clemens von Alexandrien erzählt in seinen *Strom. Lib.* 3. §. 194. dafs einige Brahmanen den Herkules und Pan verehrten. Pan, als Wind, erscheint auf den griechischen Denkmählern mit einer Rohrflöthe, auf indischen Abbildungen aber mit einer Fliegenklatsche, oder der Cithar Kinnara. Das erstere sowohl, als dieses letzte Instrument, deuten gleich schicklich auf den Wind, oder die Luft hin, durch deren schnellere Bewegung sie nähmlich zum Tönen gebracht werden. Die Fliegenklatsche aber dient zur Mäfsigung der Sonnenhitze durch das Wehen. Pan also, oder Hanuman ist der Vorgesetzte der Winde, welche selbst symbolisch dargestellt werden, durch die andern Affen, Faunen, oder Satyrn Báli und Sugriva, die als dienende Krieger und Begleiter der am Tage scheinenden Sonne, oder des Shrirama erscheinen. Vergl. die *Asiatick researches*. p. 257. wo der Versuch zu dem Beweise gemacht ist, dafs Pan den Bacchus auf seiner Unternehmung in Indien begleitete. Diese Dinge werden noch itzt vor den indischen Tempeln nachgebildet; denn hier wird, während der Tänze der Dévadási oder Bacchantinnen, und unter dem Getöse von Glocken, Schellen und Hörnern, Shriráma mit dunkelgrünem Gesicht, nebst seinen rothwangigen Silenen, und dem Könige Ravana von Ceylan oder dem Pluto, zur Schau ausgestellt. Man merke, dafs Pluto, der Gott der Reichthümer und der Nacht, die Insel Ceylan bewohnt, die sich durch ihren Werfluß an Edelsteinen und Perlen auszeichnet.

**) 2. B. *Macrob. in Saturn. Lib. 1. cap. 17. 18.*

schrecklichem Ansehn, ist Rächer der Vergehungen, Herrscher über die Seelen nach dem Tode, über die nächtlichen Gespenster und die Dämonen oder Bhudanguel, und oberster Regent der Unterwelt. Jener jugendliche Bacchus hingegen, oder Shriráma, gilt in der indischen Mythologie, für einen wackern Heerführer, König und Krieger, für den Lehrer des Ackerbaues, für den ersten Erbauer der Städte und Gesetzgeber Indiens, und für die Zuchtruthe der gottlosen Könige dieses Landes, welche sich weigerten, den Shiva oder die rächende Sonne anzubeten. Seine Gemahlin Sida stellt Indien dar, welches ihm Rávana, der König von Ceylan, und das Oberhaupt der Riesen entriß, aber nach einem heftigen Kampfe mit Shriráma, diesem wieder abtreten mußte.

Wie Shiva oder die nächtliche Sonne, den Berg Meru bewohnt, so erschien Shrirama oder die Sonne am Tage vom Königreiche Ajodja aus, das neben jenem Berge liegt; er bekriegte Indien, d. h. die damahls noch über diesem Lande schwebenden Finsternisse und Wolken, und andre nächtliche Ungeheuer, mit seinen Strahlen; er entriß die Sida, seine Gemahlin, d. i. Indien dem Pluto, und führte sie wieder an das Licht herauf; er lehrte das Umpflügen und Zusäen der Erde, that dem Riesen, oder dem Einflusse widriger Gestirne Einhalt, pflanzte den Weinstock, und brachte ihn durch seine Wärme und Feuchtigkeit zur Reife, gründete Städte, schrieb allem, was fortkommen und gedeihen sollte; gewisse Gesetze vor, besiegte mit Hülfe des Hanuman, den König Rávana von Ceylan, wo, wie man glaubt, die Sonne, gleichsam an der äußersten Grenze Indiens, unterhalb der Welt untergeht, und sich in's Wasser taucht, und setzte die Sida in Freiheit.

Die grüne oder blaue Farbe, mit welcher Shriráma abgebildet wird, deutet auf den Untergang oder das Tauchen in das Meer, und auf das Herabsteigen der Sonne, oder jener Gottheit in die Unterwelt, nach dem Siege über Rávana. Wirklich befindet sich auch zwischen der Insel

Ceylan und der Fischerküste, neben der Brücke Ráma, die fälschlich Adamsbrücke genannt wird, dicht am Meere, ein sehr alter und berühmter Tempel, welcher, weil er dem Ráma oder jugendlichen Bacchus geweiht ist, Rámishvaram heisst. Dies sowohl; als die indischen Bacchanalien oder Ramfa, welche zur Ehre eben dieser Gottheit begangen werden, scheinen unfre Muthmaßung zu bestätigen, wozu denn noch viele alte Denkmähler in Rom kommen, die den Bacchus unter jener zwiefachen Gestalt aufführen. Wenn es wahr ist, was ein unbekannter Verfasser eines handschriftlichen Werkes sagt, daß man nämlich unter dem Thore einer Stadt in dem kleinen Königreiche Ciringapatam, eine Statue der Göttin Sida gewahr werde, welche drey entblößte Jogui's, in einer sehr ungesitteten Stellung, zu ihrer Seite habe: so scheint es als ausgemacht angenommen werden zu können, daß diese Göttin die Erde oder den Mond, in Rücksicht der hervorbringenden Kraft derselben, und zwar als Gemahlin der Sonne darstelle.

Vom Affen Hanuman sagt der Pater Constantin von Asculo, daß er zu Nepal mit rother Farbe abgebildet sey, und in der Hand einen Berg, einen Zweig, einen Hammer und einen Dreyzack halte. Diese Attribute scheinen den Hanuman, als den Gefährten Rama's darzustellen; d. h. als den Wind, welcher nebst der indischen Sonne auf Bergen wohnt, und mit ihrer Hülfe die Früchte hervorbringt, ja, als den Diener des in's Meer herabgestiegenen Bacchus, dessen Symbol der Dreyzack ist.

Soviel von Ráma, in Bezug auf die indische Götterlehre.

Diejenige, welche diese Gottheit historisch deuten, finden in ihm bald den Chus oder Cusch, bald den Simson, bald wieder den Nimrod, oder wie Sonnerat der Meynung ist, irgend einen peguanischen König, der Indien bekriegte, und den Einwohnern dieses Landes ver-

schiedne Glaubenslehren beybrachte. Da es aber im Buche Bhágavadam heisst, dass Vishnu den frommen König Manu, den Gründer des indischen Volkes, von der allgemeinen Wasserfluth errettet habe, und da, wie sich's weiter unten ausweisen wird, unter der astronomischen Hülle, in welcher die Geschichte des Gottes Krshna sich befindet, sonst Niemand zu suchen ist, als die indischen Könige Pandava: so scheint auch bey dieser astronomischen Dichtung vom Gotte Shriráma, ein wirklicher Held zum Grunde zu liegen; denn irdische Thaten werden von den Indiern auf die Gestirne, so wie im Gegentheil astronomische Nahmen, und die Bewegungen der Himmelskörper, auf irdische Gegenstände zurückgeführt.

K R S H N A.

Die neunte irdische Erscheinung Vishnu's, welche auf die Erhaltung der Welt, und besonders Indiens Bezug hat, heist Krsnavadāram, welches eigentlich eine Menschwerdung, oder auch ein Herabsteigen in der Person Krshna's bezeichnet. Krshna deutet etwas schwarzes an, so wie Krshna varnam die schwarze Farbe. Demnach zeigt Vishnu bey seiner irdischen Erscheinung als Krshna eine schwarze Person an, und wirklich wird er so abgebildet.

In den Borgianischen Museum befinden sich zwey in Erz gegossne Bildnisse Krshna's, in deren einem er als Knabe dargestellt wird, mit einem zierlichen, zum Lächeln verzogenen Gesichte. Uebrigens steht er, und hält in beyden Händen diejenige Butter, welche er den Hirtinnen Govastriguel, mit denen er im vertrauten Umgange lebte, entwandt hatte. In dem andern Bildnisse erscheint er in einer gebückten, kriechenden Stellung, indem er mit dem einen Knie die Erde berührt, das andre aber in einer gewissen Erhöhung hält. In der einen Hand trägt er die genannte Butter, mit der andern drückt er im Kriechen gegen den

Boden. Vor der Stirne führt er auf diese Art ॐ das heilige Zeichen, welches entweder S h i v a's mitten an der Stirne hervorragendes Auge, oder den Mond, oder den Lotus als Symbol der Bärnutter der Göttin B h a v a n i, oder endlich den Lingam nebst dem Joni, darstellt. An seinem Halse hängt eine geöffnete Lotusblüthe, und an den Fußsohlen, wie an dem innern Theile der Hände, befindet sich die Abbildung eines Viereckes, in dessen Mitte ein Punkt hervorragt, welches eine geheimnißvolle Hindeutung, entweder auf die Sonne, oder auf den Lingamdienst enthält.

Auf einigen Statuen und Bildnissen, wie z. B. im Palaste des Königs von Travancor zu Tiruvandapuram, erscheint Krshna stehend, mit einem schwarzen Gesichte und in jugendlicher Gestalt, indem er auf einer Flöthe bläst. Noch andre Abbildungen stellen ihn dar, wie er zwischen einigen Hirtinnen steht, und diese auf beyden Seiten umarmt; eine deutliche Anspielung auf sein Hirtenleben! Die irdischen Erscheinungen Vishnu's in der Person des Königes Rama und des Krshna, sind unter seinen übrigen neun oder zehn Erscheinungen dieser Art, die wichtigsten, daher es billig ist, hier etwas von der letztern zu sagen, nachdem wir von der erstern schon vorhin ausführlicher geredet haben.

Krshna und die ganze indische Mythe von ihm, ist sehr verschieden gedeutet. Einige finden in ihm den Apollo Nomios der Griechen, oder die Dichtung dieses Volks, von dem Hirtenleben Apollo's. Andre finden wieder die Pandionen der Griechen darin, und noch andre endlich glauben, daß Krshna der verdorbne Name Christi sey, dessen Geschichte in apocryphischen Evangelien nach Indien herübergebracht worden.

Um uns aus diesem Labyrinth mannichfacher Erklärungen zu ziehen, wird es nicht undienlich seyn, uns zuvörderst aus dem Wörterbuche Amara sinha mit den

verschiednen Nahmen dieses Gottes bekannt zu machen. Hier heist er Krshna, der Schwarze, oder schwarze Gott; Késhavá der haarigte; Mádhava, der Gemahl der Göttin Mâ oder Lekshmi, denn er ist Vishnu; Punarikáksha, der Augen hat, wie die Tamara-, Padma- oder Lotusblüthe; Madhuribu, der Feind, der Gegner des Riesen Madhu; Dévaginananá, der Sohn Devagui's; Gauri, der Bengale, oder der vom Ganges her ist; Purushottama, der trefflichste Mann; Vanamali, der mit Blumen bekränzte; Kámsarâdi, der Mörder des Königes Kamsa. Aus diesen Nahmen erhellet die Abstammung und Bedeutenheit Krshna's ziemlich deutlich: um aber zu einer noch genauern Einsicht hierin zu gelangen, müssen wir vor allen Dingen auf den Bericht des brahmanischen Werkes Judhishdiravigeam Rücksicht nehmen; denn in diesem Buche, welches ich im Sanscrit verfaßt vor mir habe, und das nicht nur als das Hauptwerk über diese irdische Erscheinung Vishnu's, sondern auch als ein Inbegriff des Gesetzes, und als ein Canon des ganzen indischen Glaubens an Krshna, angesehen wird, enthält die ausführlichste und anziehendste Darstellung des Abstammes, der Kriege und Thaten dieses Gottes.

Der König Judhu, so sagt dieses Werk, hatte zwey Söhne, deren einer Tredareda, der andre Pandu hieß. Jener zeugte hundert Söhne, unter welchen Duridena der älteste war. Pandu hingegen ward, als er, ohne etwas übles zu befürchten oder im Sinne zu haben, auf einer Jagd die Frau eines Irshi oder heiligen Mannes erschoss, da sie als Hirschsin und er als Hirsch mit einander umher gaukelten, von diesem letztern mit einem Fluche belegt, dem zufolge der König sterben sollte, sobald er seiner Gemahlin Cundi beywohnen würde. Zwar schmerzte den Pandu dieser Fluch, aber Cundi, ein sehr verschlagnes Frauenzimmer, tröstete ihn mit der Versicherung, daß sie auch ohne sein Zuthun, bloß mit Hülfe eines magischen Sprüchelchens, Söhne zur Welt zu bringen im Stande sey. Sie hielt ihr Wort, und gebahr zuerst den Dhermaputra,

dann den Bhīma oder Bhimen, hierauf den tapfern Krieger Arjuna, nachmahls den Nágala, und endlich den Sahadeva *). Candari aber, eine geschworne Feindin der Cundi **), gebahr vom Karna, einem von ihr an einem verborgnen Orte auferzognen Sohne dieser letztern, den sie mit Hülfe jenes magischen Sprüchelohens, noch als Mädchen, durch eine gewisse Einwirkung der Sonne, vermittelt des Ohrs empfangen hatte, hundert und einen Sohn. Als diese erwachsen waren, und von jener nicht im natürlichen Laufe der Dinge vollbrachten Zeugung der erwähnten fünf Brüder hörten, machten sie ihnen das Reich ihres Vaters Pandu streitig, und wollten sich selbst in den Besitz der Nachlassenschaft dieses ihres Großsohns setzen. Da ihnen aber die fünf Söhne Pandu's Widerstand leisteten, so entstand daraus jener fürchterliche und lange Krieg, welchen das Buch Jūdhishdira beschreibt. Die Pandava nämlich, oder die Söhne Pandu's, wurden von ihren hundert Vettern in die Enge getrieben, aber Vishnu nahm sich ihrer nun unter der Gestalt des Krshna an, bekriegte, in Verbindung mit dem Arjuna, ihre Feinde, tödtete den Karna, setzte jene fünf Brüder in ihr angestammtes Reich ein, sagte diesen darauf Lebewohl, und starb nun, von einem Pfeile durchbohrt, an einem Baume. Vorher aber machte er noch bekannt, daß dreißig Jahre nach seinem Tode, das eiserne Menschenalter (Kaliyugam) eintreten werde, welches er durch eine Angabe, der in demselben herrschenden Verfündigungen und Leiden, im voraus bezeichnete.

Nach dem Berichte des Buches Bhágavadam, wurde Krshna in der Stadt Madu, welche fünf und zwanzig indische Meilen, deren jede eine Länge von 2500 geo-

*) Dhermaputra bezeichnet einen Kraftbegabten Sohn, Bhīma einen furchtbaren, Arjuna einen weisen, Nágala einen schleichenden, Sahadéva einen geduldigen.

**) Sie war eine Tochter des Königs Tredareda.

metrischen Schritten hat, von Agram liegen soll, von der Schwester des Königes Kamfa, Devagui gebohren. Eigentlich brachte Devagui sieben Söhne zur Welt, unter denen Krshna der jüngste war, sie aber und Váfudeva ihr Gatte, waren nur im Stande diesen allein zu retten, nachdem Kamfa die übrigen sechs getödtet hatte. Da aber Kamfa nun auch den Krshna umzubringen trachtete, suchten seine Eltern ihn durch eine gemeinschaftliche Flucht zu retten, auf der sie, bey dem Uebergange über einen gefährvollen Strom, die Schlange Caliga zum Begleiter und Beschützer hatten, indem diese das Haupt des Kindes beschirmte, und es vor den Sonnenstrahlen, wie vor dem Regen, schützte.

Als aber Krshna zum mannbaren Alter gelangt war, besiegte er alle Ungeheuer, welche Kamfa zu seinem Verderben ausschickte, ja er tödtete diesen König selbst, und legte häufig überzeugende Beweise von seiner Göttlichkeit ab. Hierauf heurathete er, ward Hirte, streckte die Schlange Caliga zu Boden, stahl Butter, spielte die Flöthe, tändelte mit sechzehntausend einhundert und acht Hirtinnen, die er alle in einer Nacht besuchte und schwängerte, durch Haine, Felder, Blumen und Heerden hin, weidete Kühe, führte Kriege, und ward endlich, als der Krieg der Pandava beygelegt war, von einem Menschen mit Namen Beren, unter einem Baume erschossen, nachdem sein Lehrer Divasa, ein heiliger Mann, ihn mit einem Fluch beladen hatte. Dies ist die kurze, acht brahmanische Uebersicht der Abstammung und der Thaten der Gottes Krshna.

Nimmt man alles dasjenige zusammen, was griechische und römische Schriftsteller *) von den Padaven erzählen, und vergleicht damit die Nachrichten Indisch-Brahmanischer Werke, z. B. das Krshna der Bengale oder

*) S. *Plin. H. N.* 6. 16. 20. 23. *Arrian. Hist. ind.* I. 1. p. 323. und *Ptolomaeus in Geograph. Lib.* 7. tab. 10. p. 94. ed. Argent. 1522.

Gauri heisst; dafs er zu Madu oder Madura *) gebohren ward; dafs die Cundi, von welcher das Geschlecht Pandava herstammt, mit Hülfe eines magischen Sprüchels, von der Sonne, d. h. vom Herkules, soll geschwängert seyn; dafs die Pandaven während ihres Krieges über den Ganges giengen, und endlich, dafs sie auf Wagen, mit Bogen, Pfeil und Elephanten kriegten; vergleicht man, sage ich, diese Nachrichten, so scheint sich hier vorzüglich ein zwiefacher mythologischer Gesichtspunkt zu eröffnen. Für's erste nämlich, scheint Krshna oder der indische Apollo, ursprünglich die Sonne, und zwar in einer Verfinsternung zu bezeichnen, so dafs demnach diese Mythe wieder auf die Astronomie Bezug haben würde. Die indische Erzählung von der Schlange Sessen oder Vāsughi, welche die verfinsterte Sonne niederschlucken wollte, ist sehr bekannt. Diese Schlange nun oder die Pytho, besiegte Krshna und tödtete sie mit seinen Pfeilen: insofern heisst diese Sonne ihrer Strahlen wegen, die haarigte. Die Pandava aber wurden vermittelt eines magischen Gebetes, von der Sonne gezeugt. Unter den Römern wurden die Apollischen Spiele, um eines, vom Apollo davongetragenen Sieges willen, gefeyert **) und die Brahmanen begehen gleichfalls die dem Krshna geweihten Fasten und Feyertage, zum Andenken eines von ihm erfochtenen Sieges. Apoll hütete die Herde

*) Madu, oder besser Madhu ist der eigenthümliche Name, Vr aber bezeichnet ein Volk, eine Colonie, ein Vaterland. Daher die Benennung so vieler indischer Oerter, z. B. Tānūr, ein niedriger, feuchter Ort, Pālur, ein Land neben einer Brücke, Cannanūr, unrichtig Cannanor, ein an Bamburohr reiches Land, Madur, (daher Madura oder Modura des Ptolomäus) das Vaterland des Königs Madu, eines rüstigen Kämpfers, der gegen den Krshna stritt. Auf diese Art werden mehrere Namen aus den Wörtern Pur, Bur, Buri, Puri, Buram, puram u. s. w. zusammengesetzt, z. B. Rāgiapur oder Rāgiapuri, die Stadt des Königs, oder eine königliche Stadt.

**) S. den Macrob. in Saturn. Lib. I. c. 17.

Admets, wie Macrobius sagt *), weil die Sonne alles ernährt, was die Erde hervorbringt. Eben so ist es auch allegorisch zu erklären, wenn es von Krshna heisst: er habe, indem er mit einer Frau verbunden war, auch allen übrigen Hirtinnen beygewohnt. Die Sonne nämlich erfüllt mit ihrer Kraft, ihrem Lichte und ihren Strahlen, alle übrigen Gestirne. Auf dieselbe Art entwickle man sich das übrige, was vom Krshna erzählt wird, und vergleiche damit den Macrobius an der angeführten Stelle. **)

Ein zweyter mythologischer Gesichtspunkt, der sich aus der Vergleichung jener Nachrichten ergibt oder bestätigt, ist derjenige, dessen wir vorhin schon gedachten, daß nämlich die Indier ihr Himmelsystem auf das Irdische übertragen, und ihre Könige, wie ihre Vesten, von der Sonne und dem Monde benennen. Hieraus würde denn folgen, daß jene höchst alte brahmanische Mythe vom Krshna, gleichfalls auf die Thaten wirklicher indischer Könige anzuwenden sey. Wie demnach die Sonne am Himmel mit den Planeten, Gestirnen und den Wolken kämpfte, so

*) An der angeführten Stelle.

**) So heisst z. B. die Sonne Krshna, oder die schwarze, Braungelbe, weil sie durch das Dazwischentreten des Mondes, ihrer Strahlen und ihres Lichtes beraubt wird. Die Sonne heisst es, soll Butter gestohlen haben, und zwar, weil sie dieselbe durch ihre Wärme flüssig macht. Die Sonne wird mit einem Blumenkranze geschmückt, weil sie die Blumen hervorbringt; sie bläset die Flöthe, weil sie die Winde bewirkt. Die Sonne wird in eine eheliche Verbindung mit den Sternen gesetzt, und von ihrem Lehrer Beren, einem heiligen Manne, d. h. von irgend einem Planeten, vermittelst seiner Strahlen durchbohrt. Man vergl. damit Krshna's Abbildung. Er führt an der Stirne die Zeichen der Sonne, am Halbe den Lotus, und auf den Fußsohlen, wie an der flachen Hand, einen Triangel oder ein Fünfeck, das Zeichen und Princip aller Erzeugung. (Vorhin setzte der Verf. statt des Drey- oder Fünfeckes ein Viereck. Anm. d. Bearb.)

kämpften auch die Erdenföhne der Sonne unter einander, und dieser Krieg ist nach der Folge der irdischen Erscheinungen Vishnu's, auf mehr als tausend Jahre vor der Geburt Christi anzusetzen. Krshna nämlich, die irdische Sonne oder Herkules, ist in diesem Kriege der Nahme eines würcklichen indischen Königs, der zu Madura geboren wurde.



B U D H A.

Ueber Budha, den man fälfchlich Budela, Butta, But, Pout, Voden, Wod, Both u. f. w. nennt, find die Meynungen der Europäer sehr verschieden *). Ich glaube es an einem andern Orte dargethan zu haben, dafs diefer indifche Gott kein andrer fey, als Merkur **). Indeffen wollen wir hier eine neue Prüfung diefes Gegenftandes anftellen.

Die Nahmen, welche Budha im Indifchen erhält, find folgende: Arhada, der Verehrungswerthe, des Gehorfams würdige; Kshebana, der alles verläfst; Nanna, der gute; Shramana, der forgfältige, ämfige; Givaga, der belebende; Sarvagna, der allwissende; Sugada, der glückliche; Budha, der Verftand, Geift, die Intelligenz,

*) S. z. B. GEORGI *Alphab. Tibet.* p. 373. u. a. vielen andern Stellen, die *Asiatick researches* T. I. p. 426, 344. u. f. und *De Pau* a. öfter a. O.

**) In der *Grammatica Samferdamica.*

oder der Genius voll guter Einsicht und guten Sinnes *); Dhermarágia, der König der Tugend, des Wohlthuns, oder des guten Werkes; Agueda, der nicht wandelnde, der beschauende; Samandabhadra, der überall, zu jeder Zeit, und von allen Seiten rechtschaffen; Bhagaván der glückliche, heilige, glückselige; Máragil, der Sieger über die Begierde; Logagil, der Besieger der Welt; Shadhabhigna, der in sechs Wissenschaften bewanderte; Dashabela, der Besitzer einer zehnfachen Macht; Advajavádi, der sich nicht widersprechende, der Beredte, dem keiner in der Beredsamkeit gleich zu setzen ist; Vinájaga, der Herr; Munindra, das Oberhaupt der heiligen Leute oder Beschaulichen; Sháftámuni, der Lehrer eben dieser Leute.

Aus diesen Nahmen erhellet nun bald, wie es kam, daß der Nahme Budha bey verschiednen Völkern, eine so verschiedne Gestalt gewann. Das Samscrid ω oder ω vertritt nämlich die Stelle eines zwiefachen D, oder eines Dh; diejenigen Nationen also, welche diesen Buchstaben nicht haben, ersetzten ihn auf verschiedne Art, und schrieben dem zufolge den Nahmen But, Buth, Bouth, Butta oder Budda. Auf gleiche Weise wurden auch andre Consonanten verändert, daher das Pout, Vod, Wod, Odin, Thot, Theut, Thout, Thoth, Fo u. s. w. Im Nahmen Thout oder Toth ist das B des Nahmens But oder Both, schon in ein T verändert, wie die Tibetaner es mit einem P oder V vertauscht haben, indem ihre gewöhnliche Volkssprache kein B hat, daher schreiben sie Tiput, Pot-iit u. s. w. Eben so verunstaltet ist das scandinavische Wod, Vod, oder Odin, und das Chinesische Fo. Eben dies gilt auch von dem Worte Dherma. Budha nämlich heißt Dhermarágia, der König der Tugend. Auch dieser Nahme beginnt mit dem vorhergenannten Buchstaben Dh, von welchem andre alte Nationen,

*) S. was MACROBIUS *Saturn. L. 17.* ähnliches vom Merkur sagt.

da sie dem Samscrid nicht inne hatten, auch blofs durch die Sage, oder durch einen Zufall, mit diesem Nahmen waren bekannt geworden, das D wegliessen, und blofs das H beybehielten, woraus denn Herma oder Hermes entstand, jener griechisch-ägyptische König und weise Gesetzgeber, weil Budha allegorisch ein König der Tugend und ein Weiser heifst. Daher die Menge der Erzählungen vom Ursprunge des Hermas, daher die bis ins Unendliche gehende Zwiste der Gelehrten über die Beantwortung der Frage, ob Hermes eine eigentliche, oder blofs allegorische Gottheit sey. Diese Verunstaltung der Nahmen ist um so weniger auffallend, wenn man weifs, dafs sie in Indien selbst, und zwar in der Volkssprache, welche vom Samscrid herzuweisen ist, Statt findet, wo Budha z. B. nach verschiedenen Mundarten, bald Budho, bald Bogha genannt wird.

Die Abbildungen von Budha haben mehrentheils viele Aehnlichkeit mit einander. Er sitzt zuweilen im Lotus, zuweilen aber ohne denselben, nach indischer Sitte, mit kreuzweise über einander geschlagenen Füfsen, indem er den Lingam nebst dem Joni in den beyden Händen vor der Brust hält, und genau betrachtet. Eben so findet man ihn bey Georgi *) abgebildet, mit der Unterschrift Hopame, d. i. O padme, o Lotus, o Nymphäa! denn diese Blume ist, wie ich schon öfter angemerkt habe, ein Symbol des Joni oder der Barmutter. Es giebt noch itzt alte Bildsäulen vom Merkur, die, wenn man sie genauer prüft, und mit dem Macrobius **) zusammenhält, die Aehnlichkeit zwischen diesem Goitte und Budha bestätigen. Budha unterwies auch die Indier in sechs Wissenschaften, nämlich in der Astronomie, Astrologie oder Wahrsagerkunde, in der Moral, den religiösen Gebräuchen, der Arzeneykun-

*) *Alphabet. Tibet. Tab. 4.*

**) *Saturn. I. 19.*

kunde, Rechtswissenschaft und der Handlungskennntniß, gerade wie Tout oder Herma die Aegyptier, Hermes die Griechen, und Merkur die Römer. Maia, die Mutter Merkurs ist die brahmanische Májá, die Göttin der Einbildungskraft und Sinnentäufchung. Diefer, so wie ihrem Sohne opferten im Monate May, bey den Griechen und Römern, die Kaufleute *), weil nämlich Merkur oder Budha zuerst die Handlung lehrte, daher er auch bey den genannten Völkern, einen Beutel mit Geld führt, oder in einem Theile des Mantels Geld eingesehnürt hält.

Dafs Budha aus der Seite eines jungfräulichen Frauenzimmers, oder von einem Mädchen gebohren wurde **), gilt hier nicht als Einwurf. Er wurde nämlich von der Einbildungskraft, oder von der Göttin derselben, der Májá, aus dem jungfräulichen Verstande und Willen, und ohne eigentliche vorhergegangene Beywohnung gebohren. Uebrigens ist Budha oder der Lenker des Planeten, Merkur, ein Muni, oder ein schweigendes beschauliches Wesen, und Oberhaupt aller ähnlicher Wesen. Als solche werden, wie ich schon bey einer andern Gelegenheit gesagt habe, auch die übrigen Planeten dargestellt, welche bald einen vortheilhaften, bald einen nachtheiligen Einfluß auf die irdischen Dinge haben sollen. Daher haben einige Nahmen Budha's Bezug auf die Verrichtungen eines guten Genius, und so heist er denn; der König der Tugend oder Kraft, andere aber, auf den alten dichterischen Ausdruck in der Sprache, und daher heist er ein Beschaulicher oder Muni, von mauna m, das Schweigen. Noch andere Nahmen endlich zeigen die physischen Wirkungen des Planeten Merkur an, und aus dieser Ursache wird er der Fortpflanzer, Lebensgeber genannt; sitzt im Lotus, und wird mit einem

*) MACROB. *Saturn.* I. 12.

**) Dies versichern Hieronymus, Clemens von Alexandrien und andern.

Joni und Lingam in den Händen, von den Indiern, Peguanern, Ceylanern und Tibetanern, von den Griechen und Römern aber auf eine andre, ihn gleichfalls von dieser Seite charakterisirende Art, abgebildet. In einigen Gemälden hat Budha zwar nicht den Lingam und das Joni: dafür aber hält er den innern Theil seiner Hand, auf welchem das Dreyeck eingezeichnet ist, vor das Gesicht, und betrachtet ihn nachdenkend, wie denn überhaupt die meisten indischen Götter, mit der Zeichnung des Drey-oder Fünfeckes in den Händen dargestellt werden.

Budha soll, wie viele Indier glauben, der Gott Vishnu unter einer dieser Gestalten, und vorzüglich unter der Gestalt eines wohlthätigen Genius seyn; wie daher Vishnu zuerst aus dem Sterne Rohini hervorgieng, nachher aber, bey seiner sechsten irdischen Erscheinung, unter dem Nahmen Ráma von der Devagui gebohren ward, so, sagt man, habe er sich auch in der Person des Budha bekannt gemacht. Daher kommt die Sage bey den Indiern, Budha habe keinen Vater, keine Mutter, keinen Stamm.

Ferner behauptet man, daß dieser Genius, wenn er sich den Menschen mittheilen wolle, Vishnu's Gestalt annehme, Tag und Nacht für die Erhaltung derjenigen Seelen bete, welche er Ishvara'n darbringt und empfiehlt, um ihnen Gnade in den Augen dieser unveränderlichen Gottheit, und Entbindung von den leidigen Wanderungen zu bewürken. *)

Hieraus, wie aus dem vorhergesagten ergibt sich's augenscheinlich, daß Budha ein wohlthätiger Genius sey,

*) Hierauf hat die alte Steinschrift Bezug, welche sich in den *Asiatick researches* p. 284 befindet.

nicht aber der Sektenstifter Manes, oder irgend ein Sternkundiger, oder sonst ein Urheber und Reformater des indischen Götzen-Dienstes. Wenn ich indessen von dem uranfänglichen Budha rede, welcher gleichmässig von den Indiern, Tibetanern, Ceylanern, Peguanern, Japanesern und Sinesen verehrt wird, will ich dabey gar nicht leugnen, dafs es auch gewisse Religionslehrer und wirkliche Philosophen habe geben können, die unter dem Nahmen Budha's, schon vor Christi Geburt, bald diese, bald jene Lehren in Indien vortrugen. So nennen die malabarischen Brahmanen den Apostel Thomas auch Budha, und die Christen Baudhenmar, wie wenn diese ihre Lehren von jenem, als von einem äufferst frommen und gottbegeisterten Manne, erhalten hätten. Aber jener erste und ursprüngliche Budha, ist nichts anders, als ein Genius und der Planet Merkur, d. h. ein offener Ueberrest der Verehrung des himmlischen Kriegsheeres, wie sie einst bey allen alten Nationen obwaltete. Es ist unmöglich, dafs ein einziger Budha, so viele und grosse Völkerchaften sollte unterrichtet, und in Indien, Sina, Pegu, Tibet, Aegypten, ja im ganzen Norden, seine Götterverehrung, Religionskenntnisse, Wissenschaften und Gesetze sollte eingeführt haben. Budha kann demnach nur eine allegorische und astronomische Gottheit seyn, und gleichsam der gemeinschaftliche, erdichtete Stamm, aller frühern Einrichtungen unter den Menschen.

Dafs Budha der Planet Merkur sey, kann übrigens auch dadurch bestätigt werden, weil dieser in dem Wörterbuche Amarasinha mit jenem Nahmen unter den Planeten aufgeführt wird. Ja Malabaren, Tamuler, Peguaner, Nepaleser und viele andere Nationen, bezeichnen den Mittwoch *)

*) Dies Mercurii.

mit einem von B u d h a hergenommenen Nahmen *).

*) S. hier zunächst die *Asiatick researches*. p. 161. Ueber Budha aber im Allgemeinen vergl. den *Sonnerat* a. a. O. T. I. p. 219 — 333. der Oktavausgabe, und BAYERI *Historia regni Graecor. Bactriani*. p. 152. der *Doctrinae indicæ temporum, de hebdomade*.

Die zehente irdische Erscheinung

V I S H N U ' S.

Die zehnte und letzte irdische Erscheinung Vishnu's, soll in Gestalt des Pferdes Calighi vor sich gehen. Nach Pivati's Zeichnung dieses Pferdes, ist es mit Flügeln, einem Sattel und einer Decke versehen, und ist aufgezäumt. Irgend ein König, der ein entblößtes, und zum Strafen wie zum Tödten gleichmäfsig bestimmtes Schwert in der Hand hält, wird dieses weisse und edelgebaute Pferd in seinen Besitz bringen, und in dem Augenblicke, in welchem es seinen izzt noch erhabenen Fufs, auf die Erde setzen wird, soll Vishnu, in diesen König oder Rosselenker umgewandelt, beginnen, die gottlosen Könige zu tödten, und das ganze Menschengeschlecht zu vertilgen. Dabey wird denn auch die Erde erbeben, umgewühlt und zertrümmert werden. Selbst die Schlange Ananden, Sessen oder Vásuhi, welche das Weltall gleichsam in einem Cirkel umschlossen hält, wird sich zurückziehen, und die Schildkröte, auf deren Rücken

Rücken die Erde ruht, wird der Tiefe des Meeres zueilen und verschwinden; das Menschengeschlecht wird vernichtet werden, und das letzte Weltalter, wie die Sünde, werden ihr Ende erreichen. Ist die Welt nun durch Feuer, Wasser und Schwerdt vernichtet, so soll ein neues Weltalter beginnen, und eine neue Erde und neue Himmel sollen ihren Anfang nehmen. Diejenigen Brahmanen nämlich, welche dieses behaupten, nehmen einen gewissen Cirkel, oder eine periodische Revolution im Universum an. Man sieht hieraus deutlich, daß es in Indien vorzüglich zwey ursprüngliche philosophische und religiöse Sekten gebe, in deren Lehrsätzen der Inbegriff der ältesten Indischen Religion enthalten ist. Die eine dieser Sekten, oder die Vishnuviten, halten, wie Thales und die ionische Schule, das Wasser für das erste Princip aller Dinge, durch welches aber auch die Welt wieder untergehen soll. Die Shivaniten hingegen glauben, das Feuer, oder Shiva sey das Princip aller Dinge, und dieses werde auch die Welt vernichten, doch so, daß die Urstoffe alsdenn in das Dreyeck der Göttin Bhavani, oder in die Bärmutter der Natur zurückfallen, und so lange in derselben ruhen, bis nach einem gewissen Kreisläufe von Jahren, wieder eine neue Welt aus ihnen hervorgeht.

Es ist nicht zu leugnen, daß es auch noch andere Sekten gebe, wie z. B. diejenige, in welcher man den Shivalingam und die Göttin Shakti, Parashakti oder Bhavani ganz vorzüglich verehrt, und das Princip der Dinge im Dreyeck, Joni, oder der Bärmutter findet; aber diese besondre Sekten sind, wie jeder leicht ohne mein Erinnern sehen wird, aus jenen beyden ursprünglichen und allgemeinen Sekten entstanden.

Aus dem bisher gesagten ergibt sich nun einigermaßen auch dies, daß die Verehrung des Vishnu und Shiva oder des Feuers und Wassers, schon lange vor Christo in Indien müsse einheimisch gewesen seyn. Denn wenn die Griechen schon lange vor dieser Epoche, eben diese Elemen-

te für die Grundstoffe der Dinge anfaßen, und die Aegyptier sie als solche verehrten: so läßt sich schwerlich daran zweifeln, daß diese Planeten- und Elementar-Philosophie und Religion, schon weit früher in Indien vorhanden gewesen sey; ja, um so weniger, da es uns alte Schriftsteller sagen, *) daß die Griechen ihre Philosophie, Wissenschaften und Künste, von ausländischen Nationen, d. h. von den Chaldäern, Perfern und Indiern, entlehnten.

Eben so wahrscheinlich ist es, daß Brahma, Vishnu, Shiva, und andere indische Gottheiten, schon vor Christo, ja selbst vor Alexandern dem großen, in Indien vorhanden gewesen, und nicht erst in spätern Zeiten eingeführt worden, denn die Bildsäulen dieser Götter, unter welchen man sie noch gegenwärtig verehrt, und wie man sie in den ältesten Tempeln, z. B. auf der Elephanteninsel, zu Salfette, Mavalipuram, Iagrenat, Illoura und an andern Oertern antrifft, gehören nach dem Urtheile aller sachkundigen Augenzeugen, in die ältesten Zeiten, und zählen auf das wenigste viertausend Jahre **). Als Belege für diese Meynung sind außer Sonnerat's, Niebuhr's, Freyer's und Thevenot's Beschreibungen indischer Tempel und Götzenbilder, hiernoch einige, auf Kupferplatten befindliche, und im Sanscrit abgefaßte Inschriften zu merken. Auf diesen nämlich heist nicht nur Budha schon Sugueda, ein Name, den wir vorhin kennen gelernt haben, sondern in ihnen wird auch der Göttin Lekshemi, und des Königs Ravana von Ceylan gedacht, welcher mit Shrirama oder Vishnu, bey dessen irdischer Erscheinung als Ráma, Krieg führte. Woraus denn wieder erhellet, daß diese Erscheinungen Vishnu's, über den Beginn der gewöhnlichen Zeitrechnung hinausgehen, also keine Er-

*) DIOP. LAERT. UND CLEM. ALEX.

**) S. SONNERAT. a. a. O. Octavang. T. 2. S. 48. NIEBUHR. a. a. O. Th. 2. S. 43. u. f.

findung des Manes seyn können, so wie denn überhaupt die wesentlichsten Stücke der indischen Religion, seit ohngefähr dreytaufend Jahren, noch genau dieselben sind, wie sie sich gegenwärtig in den Schriften der Brahmanen, in den Lehrsätzen und Traditionen vorfinden. Es ist daher sehr unrichtig, wenn man die heutigen Brahmanen, als himmelweit von den ehemaligen verschieden darstellt.



GAENAVADI ODER GAENESHA.

Ein andrer indischer Gott ist Gaenavadi, welcher Name den Vorsteher oder Herrn einer Versammlung, oder Anzahl bezeichnet. Dieselbe Bedeutung hat auch ein zweyter Name dieses Gottes, nämlich Gaenésa. Mit einem dritten Namen aber heisst er auch Vinájagá, oder der grosse Herr. Bey den Malabaren ist der erste, bey den nördlichen Indiern der zweyte, und bey den Tamulern der letzte dieser Namen, der gewöhnlichste. Gunnis *) und Gones, wie die Ceylaner diese Gottheit nennen, sind aus dem Samscrid verfälschte Namen.

Auf einem Ringe der Könige von Ceylan, erscheint Ganésa mit einem Elephantenkopfe, Ziegenfüssen, erhobnen Schamtheilen, ausgebreiteten Händen, und am obern Theile des Körpers wie ein Mensch gebildet **). Um ihn her erblickt man mehrere Ceylaner auf den Knien, die ihren Rosenkranz abbeten. Spielberg hielt die Ti-

*) So nennt ihn Niebuhr a. a. O. Th. II, S. 32.

**) In indischen Zeichnungen sitzt er auf einer Ratze.

ruvamsa-Priester oder Asceten, die eigentlichen Opferdiener und Verehrer Ganésa's, für Mönche, sie sind aber weder von den indischen Samanen, noch von den peguanischen Talapoinen, welche ein gelbes Gewand tragen, verschieden.

Ein andrer Name Ganesa's ist Vighnarāja, oder der König der Hindernisse. Er erhält ihn daher, weil er die Hindernisse aus dem Wege räumt, und gleichsam die Thüre ist, durch welche man sich zu allen Geschäften begeben muß *). Aus dieser Ursache rufen ihn auch die Indier bey allen Unternehmungen an, bevor sie dieselben beginnen; ja, es ist keiner, der nicht, ehe er zu schreiben anfängt, eins dieser Zeichen



welche den Rüssel dieser Gottheit darstellen, auf sein Palmblatt oder Papier mahlen sollte. Auch die indischen Gelehrten begrüßen, dieser Sitte gemäß, den Gott Ganésa, gleich bey dem Beginn ihrer Rede, oder ihrer Schrift mit den Worten Gaenavadajē nama, d. h. Anbetung dem Gotte Gaenavadi, oder Anbetung dem glückseligen Gaenavadi.

Eben dieser Gott heißt auch Guru oder der Lehrer, weil er zur Verrichtung der Geschäfte die Bahn bereitet, und die Unwissenden unterrichtet. Daher ist ein andrer Ausdruck bey den Indiern und Tibetanern entstanden, Namokuru d. h. Anbetung dem Lehrer! Dem Sanscrit gemäß sollte es heißen Nama guru, oder Sa guruve nama, Anbetung dem wahren Lehrer! Hieraus folgt ohne Widerspruch, daß nicht die Indier von den Tibetanern, sondern diese von jenen, ihre Religionslehren und liturgischen Ausdrücke müssen erhalten haben.

*) Auf einigen Abbildungen hält er in der einen Hand malabarische Schlüssel, zur Eröffnung der Thüren.

Gaenam ist ein Wort aus dem Samscrid, und bezeichnet eine Anzahl, oder eine Zusammenhäufung mehrerer Dinge: daher Gaenavadi einen Herrn der Zahl, Zusammenkunft, oder einer jeden, zur Ueberlegung oder Ausführung vereinigten Versammlung andeutet. Demzufolge scheint es, wie wenn Janus, diese alte römische Gottheit, auch den Indiern bekannt wäre, und da könnten ihn die Griechen von dem Brahmanen, die Römer aber von den Griechen erhalten haben *). Dem steht keineswegs entgegen, daß diese Gottheit bey den Indiern einen Elephantenkopf trägt, denn wer wüßte es nicht, daß der Elephant ein Symbol der Weisheit und Klugheit ist? Die Indier also zeichnen überall diesen Elefantenrüssel deshalb hin, um anzuzeigen, daß jede Schrift, Zahl, Rechnung, jeder Ueberschlag, alle Geschäfte und Ueberlegungen der Menschen, mit Klugheit, reifem Urtheil und Weisheit, müßten abgefaßt werden. Daher pflegt diesem Gotte auch ein Fruchtopfer, von Cokosnüssen oder Reis dargebracht zu werden, wenn etwa die Könige wegen eines Unternehmens in Ueberlegung treten, wenn die Eltern einen Gatten für ihre Tochter suchen, wenn die Knaben in die Schule gehen, oder wenn man sonst über einen schwierigen Fall entscheiden will.

Auch kann der Elefantenrüssel passend genug die Stärke und Kraft bezeichnen, da diese Gottheit die Hindernisse aus dem Wege räumt, und das rauhe und unebene, gleich und eben macht. Sehr viele Frauen in Indien tragen das Bildniß desselben auf ihrem Tály oder ehelichen Schmuck am Halse, denn Gaenavadi ist auch Vorsteher der Ehen, und ihm muß die Verheirathete eben sowohl treu bleiben, als ihrem Manne. In Bezug hierauf heißt dieser Gott gewöhnlich Pulllear.

*) Macrobius hat schon gezeigt, daß Janus und Saturn ausländische Gottheiten waren.

Ein andrer Name dieses Gottes ist Gaenádhiba, der König der Zahlen, der Versammlungen und Zusammenkünfte. Auch heist er Dvajmádura, oder der zwey Mütter hat. Die eine dieser Mütter ist Parvadi oder der Mond, die andre aber Anga, die schöne Gemahlin des Königs Dasaprajávi, welche die eben genannte Göttin Parvadi, lieb gewann, und gleichsam als Gattin sich zu-eignete. Man sieht ohne mein Erinnern, daß auch diese Mythe auf die Sternkunde, und auf die Wirkungen des Mondes müsse zurückgeführt werden. Noch bemerke ich, daß Angana ein schönes Frauenzimmer, Angáram die Glut des Feuers, Angui das Körperliche, Anguli den Finger, und Anguliam endlich den Ring bedeutet. Wenn übrigens Janus bey den Römern mit zwey Gesichtern abgebildet ward, so geschah dies vielleicht auch mit Rückblick auf jene zwey Mütter desselben. *)

Gaenevadi heist ferner Egadaenda, oder der einen Zahn hat, nämlich einen elfenbeinernen Zahn, indem er den andern bey einem Kampfe mit seinem Bruder soll eingebüßt haben. Noch andere Nahmen dieses Gottes sind: Heramba, d. i. der Gott von ungeheuern Körperbau; Lambódara, der Gott mit großem Leibe; Gaegiánana, der Gott mit einem Elephantengesichte. Wenn Janus bey den Römern zuweilen auch mit vier Gesichtern abgebildet ward, so tritt hier ein Elephantenkopf an ihre Stelle, denn wie die ersten, so soll auch der letztere nichts anders, als die Klugheit, Weisheit und Überlegung dieses Gottes andeuten.

Wenn Ganésa, um seine Weisheit, und ihn selbst als Beschützer der Gelehrten dadurch zu charakterisiren,

*) Was man nicht alles muthmaßlich findet, wenn man einmahl ins Muthmassen kommt!

auf einer Ratze oder Maus reitend dargestellt wird, die er soll besiegt haben: so kann dies auf die Gewohnheit dieser Thiere, Bücher, oder auf Papier sowohl, als auf Palmblättern verfasste Schriften zu benagen, Bezug haben. In einem Tempel auf der Elephanteninsel aber ist Ganéscha abgebildet, wie er auf dem Riesen Kajmughasura sitzt, und einen eisernen Griffel, als Symbol des Schreibens, in der rechten Hand hält. Hier ist der Name jenes Riesen zu merken. Kaj nämlich bedeutet die Hand, Mughas oder Mughas das Gesicht, Asura endlich aber den Riesen. Der ganze Name also weist darauf hin, daß dieser Gott auf einem Riesen reitet, welcher sein Gesicht gleichsam in seinen Händen verbirgt. Als Ganéscha diesen Riesen in einem Kampfe besiegt hatte, verwandelte er sich in eine Ratze, welche die Indier Pirusali nennen, und benagte die Füße des Gottes, der ihn aber auch bald in dieser Gestalt bezwang, und ihn sich unterwarf. Uebrigens hält dieser Gott in einer Hand einen Griffel oder ein Rohr; in der andern aber ein Dintenfafs, ein Palmblatt, oder ein Buch.

Ganéscha wird gleichfalls auch für den Gott des guten und bösen Schicksals gehalten. Er lebt ehelos und keusch, und wird vorzüglich den Frauen als Beyspiel aufgestellt. Aus dieser Ursache nennen ihn die Indier Shudha, oder den Heiligen, Reinen, Unbefleckten, woher denn der ausschließliche an diese Gottheit gerichtete Ausdruck kommt, Namá Sciddan, Anbetung dem Heiligen!

Auf einigen Abbildungen hat diese Gottheit vier Hände, ein vom Halbe herabhängendes Gewand, treffliches Haar, ist mit einer Schlange umgürtet, und trägt einen gehörnten Mond auf dem Kopfe. Mitten auf der Stirne ist das Zeichen Kuri, und das des heiligen Namens befindlich.

lich, als Symbol des Feuers, oder der Sonne, oder des Lingam. *)

- *) Schon die Verfasser der *Asiatick researches*, oder insbesondere Jones, haben diese Gottheit, obgleich zweifelhafter als es hier geschehen ist, mit dem Janus verglichen. S. auch den *Sonnerat* a. a. O. Th. 1. p. 323. Vor allen Dingen aber vergleiche man mit dem, was ich bisher von einzelnen indischen Gottheiten gesagt habe, folgendes Werk: *Seconda novissima edizione delle immagini de gli dei delli antichi di Vincenzo Cartari* Reggiano, cavate da marini, bronzi, medaglie, gioie et altre memorie antiche con esquisito studio e particolare diligenza da LORENZO Signoria Padovano. In Padoua. 1626. vorzüglich p. 33. 57. 63. 65. 75. 173. 261. 269. 271. 465.
-

J A M A.

Jamá, auch eine besondre Gottheit, ist Vertheiler der Strafe, wie der Belohnung, Richter über gute und böse Thaten, Rächer der Verbrechen, und Shiva's erster Diener. Auch er erhält verschiedene Nahmen. So heist er: Dharmarágia, der König, Diener oder Richter der Tugend, oder guten That; Pidrubadi, der Herr der Verstorbenen, der Vorsitz der Entkörperten; Samavarti der Bestimmende der Gleichheit oder des Verhältnisses, d. h. der Schiedsrichter zwischen dem Guten und Bösen, der nach Ueberlegung bey sich selbst, das Urtheil fällt, und einem jeden das Seinige zutheilt; Krdánda, der dem menschlichen Leben seine Grenzen vorzeichnet, oder das Ziel der menschlichen Handlungen; Shamuna, der Styx; Jamunabhráda, der Bruder des Styx; Shrádadéva, der Thränenerrgende Gott. Soviel von seinen Nahmen! Jama's Diener, welches Dämonen und Gespenster sind, heissen Rákshasa, Kinnara und Bhúda.

Auf einem, zwar zu Lhaparanga von dem tibetischen Mahler Jon-de-la-hu-ri angefertigten, aber eigentlich brahmanischen Gemälde, welches den Kreislauf der menschlichen Umwandlungen, oder vielmehr den Gerichtshof des Jamá darstellt, befindet sich Scinceciok-

jel, welcher von Gotte Cenresi oder Shiva, seinem Vorgesetzten, unterschieden ist, mit einer Furche abgebildet, die er erhoben, und zum Schlagen bereit, in seiner Rechten hält. In der linken Hand hat er einen Spiegel, in welchem er die guten und bösen Handlungen der Menschen anblickt und prüfet, um ein gerechtes Urtheil über sie zu fällen. Er hat einen dicken Körper, aufgedunsenen Leib, straf in die Höhe gerichtete Haare, und wird, wie Shiva, sitzend, mit gräßlichen Augen und strengem Blicke abgebildet. Unterhalb zur Seite sitzt ein Genius, welcher auf einer indischen Wage, in deren einer Schale, die Seele des Verstorbenen, in der andern aber, ein noch igt in Indien gewöhnliches Gewicht befindlich ist, die guten und bösen Handlungen der Seele erprobt, um diese nach Erforderniß der Umstände, entweder länger zur Quaal in der Unterwelt zu halten, oder gereinigt von den Flecken der Sünde, zur Lossprechung dem Gotte Jam à vorzustellen. Unterhalb auf der andern Seite Jama's, wird man noch andere Genien gewahr, welche mit weissen und schwarzen Kügelchen, wie sie den Indiern noch igt zu Berechnungen dienen, die guten und bösen Handlungen der Abgeschiedenen zusammen zählen, um so über den Zustand der Seelen urtheilen, und Jama'n von ihren Verdiensten oder Verschuldungen benachrichtigen zu können. Ganz zu unterst auf diesem Gemälde, werden die herabgestoßenen Seelen in Kesseln gesiedet, an Spießsen gebraten, in Pfannen geröstet, und mit Gabeln durchbohrt.

Im mittlern Cirkel, zwischen den Buchstaben M. N. O. ist die Belohnung oder Strafe dererjenigen abgebildet, welche, so lange sie lebten, den Gott Vishnu besonders verehrten; denn hier ist diese Gottheit durch das Schwein, in dessen Gestalt sie auf der Erde erschien, durch den Vogel Garudha, auf welchem sie reutet, und durch die Schlange Caliga, welche von ihr getödtet wurde, oder durch die Schlange Sessen, die auch Vásnghi heisset, und auf welcher sie ruhet, angedeutet, indem dies alles bestimmte Symbole des Gottes Vishnu sind. In dem

schwarzen Halbzirkel sieht man die Gottlosen und Verruchten, wie sie an Seilen zur Unterwelt herabgezogen werden; im weissen Halbzirkel hingegen genießen die Frommen und Rechtschaffenen, der hohen und himmlischen Glückseligkeit der Götter Shiva und Vishnu. Den ganzen grossen Zirkel endlich umgiebt der furchtbare, drey-äugige Richter der Verstorbenen, welcher deshalb auch mit Schädeln abgeschiedner Menschen auf seinem Haupte abgebildet wird, nämlich jene mächtige Gottheit, die bey den Indiern Shiva, bey den Tibetanern Pra-srinpo heisst.

Ich behauptete im Vorhergehenden einmahl, die Tibetaner hätten diesen Kreislauf der Seelenwanderungen, oder vielmehr dieses Gemälde des Gerichtes, von den Brahmanen erhalten und angenommen, nicht aber die Brahmanen von den Tibetanern. Als Beweis dafür, können die zwölf symbolischen Inschriften dienen, welche sich im grossen äussersten Zirkel des Gemäldes befinden. Die erste dieser Inschriften ist Marikpá, und bedeutet einen verstandlosen Menschen, einen Träger. Dies Wort ist offenbar aus dem Indischen entlehnt, und in der gemeinen tibetanischen Sprache verunstaltet. Im Indischen nämlich heisst Marekuna vergessen, Maradi und Marevi die Vergessenheit, Marrakunu aber heisst, sich bedecken, auf den Kopf legen. Demzufolge bedeutet jenes tibetanische Marikpa denn auch nicht einen Verstandlosen, sondern einen Vergesslichen. Ja, welche Seelenwanderung oder Strafe könnte wohl dem mit Recht zuerkannt werden, welchen der Himmel allen Verstand verlagte? Eben so ist's mit der zweyten Inschrift Dusce, die aus dem samscridischen Dushdam entstanden ist, welches Bosheit, böse Begierde, Ruchlosigkeit anzeigt. Davon kommt her Dushden, ein Boshafter, Ruchloser, Dushdásha ein ruchloses Begehren, Dushkrdam die Sünde u. s. w. Von allen diesen Wörtern können die Tibetaner, in ihrer gemeinen Landessprache, nicht die Entstehung anweisen. Das siebente Sinnbild ferner hat die Inschrift Rek-pá, welche aus dem In-

dischen Redi eine Verbindung, entstanden ist. Die Inschrift des zehnten Sinnbildes ist Len-ba statt des Indischen Lobha, welches Begierde, Geiz, Raubgierde andeutet. Die zwölfte dieser Inschriften endlich heisst Ke-sci, statt Keśhava oder Keshava, das einen Greis bezeichnet. Diese Inschriften also, sammt jenem ganzen sinnbildlichen Kreise der Seelenwanderungen, sind von Indien aus nach Tibet gekommen, so wie denn auch die liturgischen Formeln dieses Landes den Brahmanen abgeborgt sind.



I N D R A

Eine andre Gottheit im brahmanischen Systeme ist Indra, und die gewöhnliche Nahmen, unter denen sie aufgeführt wird, sind folgende: Marutván, der Luftige; Marul, der Wind, die Luft, wovon Marutván abgeleitet ist. Hieraus sollte man fast schliessen, daß Indra der Winde- und Luftgott, also der Zeus der Griechen, und Jupiter der Römer sey. Er heisst ferner: Méghaván, der Bewohner der Wolken; Méghaváhána, der auf den Wolken fährt; Gishnu der Sieger; Págasháfana, der die Witterung und Reife anordnet, für die Witterung Sorge trägt, und die Hitze wie die Kältemäfsiget; Légrshabha, der den Winter, oder die Regenzeit bestimmt; Puruhrda, der ein männliches Herz hat, rüftig und tapfer ist; Shunáfira, der Nasige. Diesen Nahmen hat er von der grossen Nase bekommen, die ihm einer Schmähung wegen zu Theil ward. Das ist allegorisch zu erklären. Indra nämlich wird mit einer grossen Nase abgebildet, um dadurch das stärkere Ein- und Ausathmen zu bezeichnen.

Die drey letzten Nahmen dieser Gottheit endlich sind: Sahafráksha, der Tausendäugige, um nämlich alle Gegenstände erblicken und von einander unterscheiden zu kön-

nen, bedarf es einer hellen durchsichtigen Luft; Divaspa-
di, der Herr der Halbgötter; Indra, der auf die Sinne
wirkende, weil die Luft auf die Sinne wirkt. So ist denn
auch diese Gottheit wieder ein neuer Beweis für die Be-
hauptung, daß die indischen Mythen mehrentheils auf die
Astronomie oder physische Natur zurückzuführen sind.

Waffen oder Attribute des Gottes Indra sind: Die
Vagiram oder Kulisham, d. i. der Blitz, welcher nur
durch Mitwirkung der Luft entsteht und fortgepflanzt wird;
ferner ein Vimánam oder Wagen, welcher auch Vjòma-
jánam, d. i. ein Wagen der Wolkenregion, heisst. Die
Gemahlin Indras heisst Indráni, sein Fuhrmann aber
Sáráthi.

Es würde ein überaus langweiliges und lästiges Ge-
schäft seyn, hier alle, auf die Attribute Indras Bezug ha-
bende, und durch ganz Indien im Schwange gehende Fa-
beln herzunennen oder zu erzählen. Ich will mich daher
nur auf das Hauptsächlichste einschränken. Dieser Gott
nämlich heisst auch Sorggarágia, oder der König der
Wolkenregion; als solcher hat er viele Diener und dienen-
de Nymphen, welche Sorggastriguel oder Absarastriguel
heissen. Er befehligt alle Halbgötter, oder untere
Genien, der guten Art, welche die kleinern Gestirne len-
ken, sie unterweisen und beleben. Auch untersucht er die
Rechte dieser niedern Gottheiten, schlichtet ihre Streitig-
keiten, zerschmettert die Bösen unter ihnen mit dem Blitz-
strahl, stößt die Fehlenden aus dem Himmel, und zwingt
sie auf die Erde herabzusteigen, um da die menschlichen
sowohl, als die thierischen Körper zu beleben und zu unter-
weisen. Ferner theilt Indra den Trank der Unsterblich-
keit, welcher Amrdam heisst, an die Rechtschaffenen aus,
lenkt die Luft und die Wolken, wirkt auf die irdischen
Dinge, erquickt die Erde mit dem himmlischen Ganges, d.
h. mit dem himmlischen Thau, und entfernt den brennen-
den und austrocknenden Wind von ihr.

Wie bey den Griechen Zeus, so ist auch Indra bey den Indiern ein sehr geiler und muthwilliger Gott. Es ist eine allgemein gäng und gäbe Erzählung, daß Indra einst unter der Gestalt eines Muni oder beschauligen Mannes, mit Nahmen Gaudama *), die Frau desselben Ahalja geschwängert habe, und zwar gerade damals, als Gaudama selbst frühe vor Anbruch der Morgenröthe mit Gebeten und Abwaschungen des Körpers beschäftigt war. Indra indeffen wurde bey diesem Ehebruche ertappt, und erhielt, vom Gaudama verwünscht, tausend Schamtheile an verschiedenen Theilen seines Leibes, die indeffen auf sein wiederholtes und angelegentliches Bitten, nachmals in eben so viele Augen verwandelt wurden, und welche er denn auch itzt noch hat. Uebrigens hält Indra in einigen Abbildungen von ihm **), eine Lotusblume in den Händen, und dies wahrscheinlich daher, weil der Aether oder die Luft gleichfalls keinen geringen Antheil an der Erzeugung haben.

Demnach giebt es in der brahmanischen Philosophie einen zwiefachen Himmel. In dem obersten derselben regieret die Sonne, als der höchste indische Gott nebst dem Monde, seiner Gemahlin, und seinen Räthen, den Planeten. Diese Planeten sind Muni oder beschaulige Wesen, welche die Sonne begleiten, und wieder ihre untergeordneten Schüler haben, die sie erleuchten, lenken und regieren. In dem untern Himmel, oder der Atmosphäre ***)) hingegen, gilt Indra als König, der über die untern Gottheiten herrschet,

*) Gaudama ist wahrscheinlich irgend ein Planet.

**) Eine solche Abbildung befindet sich in den *Asiatick researches* bey Seite 241.

***)) Hier dürfte wohl nicht die Wolkenregion, sondern eigentlicher der Lufthimmel, oder die Atmosphäre zu verstehen seyn.
Anm. des Bearb.

schet, und Aufsicht über sie führt. Die Indier geben vor, die Zahl dieser Dévaguél, oder niedern Gottheiten, belaufe sich auf dreyhundert und zwey und dreyßig Millionen, doch sind sie weder sündenlos noch unsterblich, sondern können, wie wir schon gesehen haben, von Indra aus dem Himmel gestossen, und auf die Erde herabgeschickt werden, um, nach Befinden, menschliche oder thierische Körper, immer mit Bezug auf den bevorstehenden Tod, oder die Geburt derselben, zu lenken.

Die vorzüglichsten Genien im obern sowohl, wie im untern Himmel, und ihre Bestimmungen sind nach Angabe einer Handschrift folgende: **ĀDITJA** oder die Sonne. Diesem Genius, oder dieser Gottheit befahl **Karta** oder der Herr, die Sonne zu lenken. Einem andern Genius, der bey den Indiern **NISHAGARA** heist, d. i. der die Nacht erleuchtende Mond, übertrug er das Geschäft, die Nacht zu leiten und zu erhellen. **BRĀHMA** erhielt den Auftrag, die Körper zu schaffen und zu bilden. **VISHNU** muß die Welt erhalten. Auf **SHIVA'N** beruht die Vernichtung, der Tod, das Gericht, die Verderbung und Wiedererzeugung. **INDRA** hat die Verwaltung der Atmosphäre auf sich, d. h. er verursacht, je nachdem es Zeit und Umstände mit sich bringen, Dürre und Regen, Kälte und Wärme. Der siebente Genius ist **AGNI**, und ihm ist die Sorge für das Feuer übertragen; eben daher muß er aber auch alles dasjenige, was den Göttern im Opfer **Homam** dargebracht wird, durch den Rauch zu ihnen heraufführen. Diese Gottheit gehört aber zu denen der zweyten Klasse, muß also vom **Shiva**, d. i. von der Sonne, oder dem Elementarfeuer unterschieden werden. **JAMA** muß auf die Tugenden und Laster merken, und Strafe wie Belohnung abwägen, daher er **Shiva's** Diener, und der Vorsteher des Todes wie der Unterwelt ist. Als Gott oder Vergelter der Tugend, erhält **Jama** den Namen **Dhermadéva**, und wird, damit er als ein Begleiter **Shiva's**, der Sonne, oder des **Bacchus** zu erkennen seyn möge, auf einem Stiere sitzend abgebildet. Wenn er aber als Züchtiger in der Unterwelt erscheinen soll, wird er

mit einer Furchie oder mit einem Dreyzack in der Hand dargestellt. Dieses Instrument dürfte also vielleicht nicht immer ein Symbol oder Attribut des Neptun und Bacchus seyn, wie unsre Mythen - Erklärer es ohne hinlänglichen Grund anzunehmen scheinen. Vaśuna, ein andrer dieser Gottheiten und Genien, führt die Aufsicht über das Wasser, das Meer, die Seen und Flüsse. Vāju oder Maruṭ, eigentlich der Wind, ein Untergebener Indra's, ist zur Bewohnung aller Körper bestimmt, um sie so lange zu beleben und zu erhalten, bis Shiva sie einst beym letzten Gerichte vor seinen Richterstuhl erfordert. Vishva und Karma stehen den mechanischen Künsten vor, und daher auch allen Gebäuden und Städten, welche alle sie, wie die Indier sagen, mit Hülfe der Götter, einst in einer einzigen Nacht aufgeführt haben. Die verbrüdereten Genien Ashvini und Kumāren haben die Heilung der Kranken auf sich, und so giebt es der zu mancherley Geschäften bestimmten Gottheiten, Dämonen und Nymphen noch eine unzählbare Menge.

K A M A D E V A.

Gott Kamadeva, den ich für Kupidon halten möchte, erscheint bey den Indiern in einem lieblichen Bilde. Auch er hat mehrere Nahmen, die ich hier anmerken will. Er heist nämlich Madana, der Muthwillige, Scherzende, Schalkhafte; Mannmatha, der das Herz, den Verstand und den Willen berauschende; Mára, der Verborgene, Hinterlistige, der dem Diebe gleich unbemerkt, und seitwärts einherfschleichende; Pradjumna, der Kühne, Widerseztliche, Rüstige; Darpaga, der Eigenliebige, Großhertzige, oder der Gott mit großem Blicke; Ananga, der Unkörperliche, Feine, Leichte; Kàma, der Begierige; Panciashara, der fünf Blümchen statt des Bogens und Pfeiles hat, der Blumigte, oder der Kämpfer mit blumigem Bogen und Pfeile; Smará, der leichtErinnerliche, Eingedenke; Manasfigia, der aus dem Herzen und Willen Hervorgehende, oder auch, der Sieger über Willen und Herz; Kufuméshu, der Blumenfreund; Atmabhu, das Wesen der Seele, oder, der vorhanden ist in der Seele; Radivadi, der Herr und Beschützer der

Verbindung; Magarudagia, der aus dem Zeichen des Steinbockes Gebohne. Also hier wieder eine, aus der Astronomie hergenommene Gottheit! Mit welcher Bedachtheit dies geschehen ist, leuchtet ein, denn der Steinbock ist seiner Natur nach, ein muthwilliges Geschöpf.

Kamadēva heißt ferner noch Ciuda, der Täuschende, Betrüglche; und Navamálga, der neun Ueberdachungen durchdringende Gott, der auf dem höchsten Gipfel steht, die erhabensten, unzugänglichsten Oerter erklimmt, oder sich auf die Anhöhe der neun Bedachungen stellt, um leicht gesehen werden zu können, der auch durch neun Mauern in das Herz dringende Gott. Ja, endlich heißt er auch, der aus gegenseitiger Eintracht, Freundschaft, und aus guten Verständniß Erzeugte, oder der Hervorbringer dieser Annäherung bewirkenden Eigenschaften *).

So viel von den Nahmen Kamadeva's! Er wird zuweilen sitzend, zuweilen stehend gebildet, und hat einen Blumenbogen in den Händen, aber keine Binde um die Augen, vielmehr wäre so etwas ganz unerträglich mit dem scharfen Blick, der ihm beygelegt wird. Weiber, die sich gute Männer oder Liebhaber wünschen, verehren ihn vorzüglich, und der König von Travancor bringt ihm, dem Herkommen gemäß, alljährlich ein Opfer im Tempel Sushindram neben dem Comorinischen Vorgebürge, der dieser Gottheit geheiligt ist. Sonderbar ist's, daß die Indier diesen Gott verehren, da sie außer den religiösen Mysterien desselben, doch alle unanständigen Bilder, ausge-

*) Ich sehe weder den leibhaften Cupido der Alten im Kamadeva, noch kann ich, und das viel weniger in dieser indischen Idee von ihm, eine überwiegende Schönheit finden, die, wie der Verf. sagt, alles übertrifft, was Griechen und Römer von ihrem Amore erzählen, oder ihre Künstler geformt haben.

laßne Lieder und muthwillige Schriften verabscheuen. Nur an den Fest- und Opfer-Tagen der Göttin Káli oder Bhadrakáli, die aus Shiva's, in der Mitte seiner Stirne befindlichen Auge erzeugt ist, und ein tödtliches Gift unter dem Menschengeschlechte verbreitete *), wird neben dem Tempel dieser Göttin Bhagavadi, — die unter dem Nahmen Pagode bekannter ist — von den niedrigsten Casten im Volk ein schmutziges Lied abgesungen. Außer diesem Fulse aber, und noch einem andern, das Shivarátri genannt wird, und an welchem man die Anordnung des Lingamdienstes feyerlich begeht, zeigen sich die Indier beständig mit Anstand, ihre Reden sind schamhaft, ihr Betragen ist ernst, ihre Götterverehrungen öffentlich wie im Stillen ausgezeichnet, und jede zu keke, muthwillige oder schmutzige Art des Scherzes ist aus ihrem Umgange verbannt,

Káli, Bhadrakáli oder Bhagavadi, eine jungfräuliche Göttin, ist Symbol des der Gesundheit schädlichen Mondes. Man unterhält sie mit unanständigen Gesängen, da sie doch auch Einfluß auf die Erzeugung irdischer Dinge hat, und weil sie zugleich Vollmachtshaberin über Entstehung und Vernichtung, über Leben und Tod ist, so geschieht es, daß das Volk auch dann, wenn die Blatternkrankheit herrscht, und man durch Opfer dieses Uebel zu entfernen sucht, den Glauben hegt, es könne durch Abingung schmutziger Lieder zur Ehre dieser Göttin, sie vergnügen und unterhalten.

Dieselbe Bewandniß hat es nun auch mit den Anstand beleidigenden Unterhaltungen der Indier, in der Nacht Shivarátri, d. h. in derjenigen Nacht des Mo-

*) der Verf. findet viele Aehnlichkeit zwischen der Göttin Káli oder Bhagavadi, und der Proserpine, oder Hecate der Alten.

Anm. des Bearb.

nates März, welche Shiva'n geheiligt ist, und in der sie nicht nur die erste Anordnung des Lingamdienstes! begehen, sondern auch kleine Lingame für diejenigen verkäuflich haben, die noch nicht mit ihnen versehen sind, und sie doch am Halse oder Arme zu tragen wünschen. In dieser Nacht nun pflegt das zahlreich bey dem Tempel des Shiva versammelte Volk, wenn es sich durch Fasten und Waschungen entsündigt hat, in unanständige Unterhaltungen und Gefänge auszubrechen, und unter denselben diese Orgien zu begehen. Eine ungeheure Abbildung Shiva's wird alsdenn aus dem Tempel gebracht, über eine Tragbare gelegt, und laufend bald hier, bald dorthin geführt. Das Volk steht bey dieser Ceremonie umher, und die schamlosesten Männer im Haufen, stimmen denn jene Lieder an. Eins derselben zur Probe! Es ist kurz und lautet folgendermaßen:

Der Phallus unsers Gottes küßet;

Wo schöne Weiber sind,

Die mögen näher treten.

Man bemerke, diese Orgien werden zur Nachtzeit begangen, welches dahin deutet, daß der Lingamdienst ursprünglich in der Nacht seinen Anfang genommen habe, und demnach dem nächtlichen Bacchus, oder der nächtlichen Sonne geheiligt sey. Die indischen Weltweisen also nehmen an, daß die Erzeugung der irdischen Dinge vorzüglich bey Nacht erfolge, und daß die nächtliche Sonne, der Herr des Lebens und Todes, der Erzeuger und Vernichter, ja der Rächer der Vergehungen sey, daher sie ihr die Gespenster, und andere nächtliche Dämonen, so wie die Rátriciara oder Nachtwandler, eine besondre Art der Genien, als Diener unterordnen. In dem allen dürfte nun vielleicht der eigentliche Grund zu suchen seyn, warum Bacchus oder die Sonne so häufig auf eine unanständige Art, bald aber auch als Herr des Lebens, und des To-

des, als Richter der Abgeschiednen, als Vergelter des Guten, und als Rächer des Bösen, von den Römern, auf ihren alten Gefäßen, abgebildet werden. Unsere Alterthumsforscher deuten dies alles auf den Wein, auf die Fruchtbarkeit der Erde, auf den Ueberfluß an Früchten, oder auf die Trunkenheit, nicht anders, als ob die lieben Alten, und die Indier, die nie Wein trinken, beständig im Rausche gewesen wären!



S U B R A M A N N J A.

Die indische Götterlehre eignet Shiva'n drey Söhne und eine Tochter zu. Von dieser seiner Tochter und Gemahlin, — denn das ist sie beydes — oder von der Göttin Káli, ist schon öfter und ausführlicher vorhin gehandelt. Nicht minder haben wir auch schon von den Göttern Gannavadi und Hanuman, als Söhnen der Sonne und des Mondes, umständlicher geredet. Der dritte Sohn der Sonne nun ist Subramannja oder Kártiguea, der indische Herkules, welchen Barvadi oder der Mond, in Abwesenheit ihres Gemahls, der Sonne, in einem Ehebruch, oder wüthenden Anfalle eigner Wollust, soll empfangen haben, und dem nun sechs Sterne als Pflegerinnen und Erzieherinnen beygegeben werden. Das im Borgianischen Museum befindliche Bildniß dieses Gottes, ist aus Erz gegossen, und stellt ihn mit sechs Köpfen auf einem Pfauen sitzend dar.

Subramannja wird, durch folgende Beynahmen von andern Gottheiten unterschieden: Muhásena, der Befehlshaber des himmlischen Kriegsheeres; Kártiguea: bey diesem Nahmen muß ich bemerken, das Kártiga einer der sieben

sieben und zwanzig Constellationen sey, welche der Mond durchläuft, und dadurch den Monden-Monat der Indier bildet. So wie demnach Shriràma bey einer seiner irdischen Ertheinungen, aus dem Sterne Rohini hervorgieng, der gleichfalls zu jenen sieben und zwanzig Constellationen gehört: auf eben die Art heist es nun auch von Subrahmanja, daß er vom Gestirne Kàrtiga erzogen sey, obwohl er die Sonne und den Mond zu seinen Eltern hat. Die indischen Denkmähler machen also hier einen Unterschied, welcher in der griechischen Idee vom Herkules und Bacchus nicht so bemerkbar ist. Denn der jugendliche Bacchus ist Shriràma, der Vater des Lebens, und die Heldenfönne des Tages: Herkules hingegen, den das Gestirn Kàrtiga erzog, ist zwar Führer des himmlischen Heeres, aber nicht Vater des Lebens, und stammt überdem aus einer andern mythologischen Quelle her *). Sonnerat behauptet, das Gestirn Kàrtiga, sey unter jenen genannten sieben und zwanzig Constellationen, der Ordnung nach die dritte, und Hanxleden stimmt damit überein. Auch will der erstere dieser Männer, das Zeichen dieses Gestirnes sey der Bok. **) Georgi handelt gleichfalls von dieser Gottheit, aber nach der Vorstellung, welche sich die Nepaleser von ihr machen, und da sagt er, sie werde mit sieben Köpfen abgebildet, und sey von sieben Sternen im Zeichen des grossen Bären, erzogen worden ***).

*) Ob es der Mühe wohl werth ist, sich in die stupende Combinations- und Disjunctions-Gabe dieser Mythenklärer hinein zu studiren?
Der Bearb.

**) VOYAGE. T. 2. p. 203. der Octav-Ausgabe.

***) S. *Alph. Tib.* p. 116. In dem zu Padua von Simon Affemanni i. J. 1790. herausgegebenen *Globo coelesti cusico-arabico* werden S. 94. neun und zwanzig Sterne im grossen, und sieben Sterne im kleinen Bären angezeigt. Einer unter diesen sieben Sternen ist ungestaltet, und der letzte im Schweife des kleinen Bären, welcher der Polarstern ist, wird durch das Sternbild des Bocks unterschieden. Von diesen sieben Sternen

Doch, welch ein Gestirn dieses auch immer seyn mag, so ist immer soviel gewiß, daß Kártigua ein von dem Sterne Kártiga abgeleiteter, und dieser Gottheit beygelegter Nahme sey, wodurch die Behauptung auf's neue bestätigt wird, daß die Brahmanische Götterlehre aus der Astronomie hervorgegangen, und daß demnach zuerst bey ihnen, wie bey den Chaldäern und Perfern, der Sabäism herrschend gewesen sey, nachher aber dem Götzendienste habe Platz machen müssen.

Ein anderer Nahme Subramannja's ist Shadhānanā der Gott mit sechs Gesichtern, mit welchen er denn auch fast überall abgebildet ist. Dieser Gott kann also nicht der Planet Mars seyn, welcher ein Muni oder beschauliches Wesen ist, und bald Ciova oder der Gerade, bald Mangala oder der Gute und Glückliche heist, wegen seines vortheilhaften Einflusses auf die Erde. Auch gilt Mars in Indien nicht als Krieger.

Noch andre Nahmen dieser Gottheit sind: Pārvadinanana, der Sohn und die Wonne der Göttin Pārvadi, denn von dieser oder dem Monde ist er gebohren. Shighivāhana, der Pfaureuter; Kumāra, der mannbare Jüngling; Guha, der aus der Höhe gebohren. Dies ist ein allegorischer Nahme, denn Guhjam bezeichnet den weiblichen Unterleib mit seinen zur Geburt schicklichen Theilen. Aus diesem wurde Subramannja gebohren, oder durch die Wuth der Leidenschaft, in welcher Pārvadi ihn empfing und gebahr, gleichsam hervorgestossen. Sollte hieraus vielleicht die auch von Herodot erzählte, und

nun ist Kártigua außerzogen, wie dies auch die malabarischen Indier vorgeben. Da indeß ein dieser Sterne, wie gesagt, ungestaltet war, also auch nichts zu der Erziehung oder Erhaltung des Gottes beytragen konnte: so ward dieser nur mit sechs Gesichtern abgebildet. Stellen ihn aber die Nepaleser mit sieben Gesichtern vor, so ist das auch kein Irrthum.

freylich verunstaltete griechische Sage geflossen seyn, daß Herkules in Scythien in einer Grotte gebohren worden, und daß seine Mutter sich daselbst in einer Höle aufgehalten habe?

Endlich führt dieser Gott auch den Nahmen Scanda, oder der schnelle Wanderer: Scandam nämlich bedeutet die Ausdauer, oder die eigentliche Handlung des schnellen Gehens, Umhergehens, Wanderns. Jenen Nahmen also hat Subramannja daher erhalten, weil er mit ausnehmender Schnelligkeit sein himmlisches Heer mustert, und auf einem vieläugigen Pfau reutet, welches alles denn; dahin deutet, daß ein Heerführer schnell und bedächtig seyn müsse. Scanda ist also keine scythische, sondern eine indische Gottheit, und von ihr hat Scandinavien, der äußerste nordliche Theil der Erde, seinen Nahmen: denn dieser kam durch Sythien mit den indischen Scythiern in Verbindung, und erhielt von diesen nicht bloß die Gottheit und den Nahmen Scanda, sondern auch den Budha, Vod, Odin oder Teut, wie sich denn der Norden gleichfalls des indischen Königes Manu, als des Stifters und Urhebers seiner Bewohner rühmet, denn der Mannus des Tacitus ist schwerlich ein anderer. Auch stehen noch izt die Kalmucken und Einwohner Sibiriens im Bezug auf die Religion, mit dem tibetanischen Lama in Verbindung *). Hieraus sollte man schliessen, daß schon in gar alten Zeiten, gewisse brahmanische Lehrsätze und Nahmen, aus dem indischen Scythien, zwischen dem Gebürge Imaus und dem Flusse Indus, in das benachbarte Tibet, und von da aus in das entferntere Scythien oder Scandinavien, übertragen worden. End-

*) Dies bestätigt Turner's zu Calcutta i. J. 1786. an Johann Macpherlon geschriebener Brief.

lich scheint der indische Scanda, auch eine und dieselbe Gottheit mit dem altperischen Secander zu seyn, und es wäre so schwer wohl nicht, die Ursachen und Veranlassungen nachhaft zu machen, die der Verbreitung dieser Nahmen von Indien aus nach andern Ländern beförderlich wurden.

DIE THIEREVEREHRUNG.

Mancherley Thiere gelten bey den Indiern für heilig, wie z. B. die Schwäne, Geyer oder Adler, die schwarzen, bärtigen Affen, die Raben, Ratten oder Mäuse, die Käfer mit rückwärts gebogenen Fühlhörnern und leuchtenden Flügeln, die Böcke, und vorzüglich diejenigen unter ihnen, welche von röthlicher Farbe sind; ferner die Fische, Schweine, Schlangen, Elephanten, Rinder und Kühe. Doch stehen nicht alle diese Thiere in gleicher Achtung, und genießen daher auch nicht einer gleichen Verehrung.

Der Schwan oder Hamfa, auf welchem die Erde ruhet, oder Brahma reutet, ist diesem Elemente in der indischen Mythologie sehr passend beygefellet. Die Erde nämlich schwimmt auf dem Wasser, und von diesem ist der Schwan, wie von jener Brahma, ein Symbol. Der Instinkt des Schwanes leitet ihn dahin, im Schwimmen das bessere, reinere, und gesündere Wasser auszukosten und zu unterscheiden, das stehende und in Fäulniss übergehende aber minder zu achten. Dieser Instinkt ist den Erfordernissen der Erde anpassend, welche nämlich durch reines, gesundes Wasser gebildet,

befruchtet, belebt, vermehrt, und zur Hervorbringung heilsamer Früchte geschickter wird *). Ueberdem ist der Schwan ein sehr geiles Thier, die Erde aber gleichsam nicht weniger zur Hervorbringung geneigt. Da nun endlich auch dieser Vogel ein Attribut der Sonne ist, und mehrere indische Könige seinen Namen geführt haben: so leuchtet es ein, daß der Schwan ein heiliges Thier der Indier sey, wie er denn auch in den brahmanischen Gedichten sehr gepriesen wird; nur wird ihm, soviel ich weiß, nirgend eine besondere Art religiöser Verehrung bewiesen.

Der Adler, oder wie einige behaupten, der rothe Habicht, auf welchem Vishnu gewöhnlich sitzt, ist ein zweites hierher gehöriges Thier. Er heist bey den Brahmanen Garudha und Gaegueshvara, oder der Herr und Fürst der Vögel, auch Suvarna oder der goldfarbige. Er gilt ferner als Symbol der Luft, auf der Vishnu oder das Wasser ruhet, und von der es in die Höhe gehoben wird, damit es als Regen wieder herabfalle, um die Erde durch seine Feuchtigkeit zu erhalten, welches Vishnu's Hauptgeschäfte ist. Einige alte von Hyde und Bayer, wie auch viele dergleichen von D'Hancarville bekannt gemachte Münzen, stellen einen mit Blitzstrahlen bewafneten Adler dar, als Symbol der Vereinigung des Feuers mit der Luft, zweyer Elemente die bey vielen asiatischen Nationen Anbetung erhalten.

Der Stier, welcher Muri, Kála oder Pashu heist, und von dem Shiva, d. i. der Sonne oder dem Bacchus, den Namen Pashubadi, d. h. der Herr des Rindes, oder der Gemahl der Kuh, erhält, ist ohne Zweifel ein Symbol der Erde, auf welcher die Sonne ruhet, oder welche sie mit ihren Strahlen erwärmet, damit dieselbe fruchtbar werde, und Gewächse aus ihrem Schoosse hervorkeimen lasse.

*) S. die *Grammat. sanscrd.* p. 19.

Unter den alten Denkmählern finden sich mehrere gegossene oder gehauene Bildnisse, welche einen Stier darstellen, der entweder eine Sonnenscheibe zwischen den Hörnern trägt, oder mit denselben, sey es ein Ey, als das Emblem der ersten Weltentstehung, oder die Erde selbst, fortstößet. Ein Bildniß der erstern Art befindet sich im Kircherschen Museum, und D' Hancarville führt ihrer mehrere auf, ohne doch anzugeben, woher er sie genommen hat. Auch kann der Stier oft die Sonne selbst bezeichnen, wenn sich's aus gewissen Kennzeichen ergibt, daß er die erzeugende Kraft darstellt, und wenn er ohne einen Mitra, Bacchus, Shiva, Osiris, oder ohne eine auf ihm ruhende Sonne, abgebildet ist.

Irre ich nicht, so war es im Jahre 1776, als ich mich in Pondichery aufhielt, daß dem Stiere des Shiva zu Ehren, mit großem Aufwande ein Fest von den Indiern begangen wurde. Ein rother Stier wurde von den Brahmanen, als den Wächtern und Opferpriestern des nächsten Tempels, in welchem er ernähret wurde, unter einer Klapper- und Trommelmusick, durch die Straßen geführt, oder vielmehr, er selbst gieng, schon bekannt mit dieser Cäremonie, von Haus zu Hause in die geöffneten Thüren, nahm den daselbst vornean für ihn hingestellten Reis, verzehrte ihn, und das Haus ward glücklich gepriesen, aus welchem er auch nur etwas von jener Speise zu sich genommen hatte. Die Bewohner dieser Häuser empfingen ihn mit tiefer Verehrung; viele legten dieselbe dadurch an den Tag, daß sie ihn mit der rechten Hand berührten, andre begleiteten diese vierfüßige Gottheit, und ehrten sie durch jubelnden Zuruf. Man hat diesen Stier für den Apis der Aegypter gehalten, und in mancher Rücksicht findet sich auch eine gewisse Uebereinstimmung, die aber in andern wesentlichen Stücken wieder fehlt.

Die Kuh, eine vorzüglich angesehene indische Gottheit, ist der Göttin Bhavani, d. i. dem Monde oder der Göttin Laekshmi, d. i. der Erde heilig. Doch, welche

dieser Göttinnen sie auch darstellen mag, genug sie ist ein Symbol der Fruchtbarkeit. Bey der grossen Verehrung, in welcher dieses Thier in Indien steht, ist es wohl kein Wunder, wenn noch itzt in Malabarien ein Gesetz in seiner ganzen Stärke vorhanden ist, demzufolge ein jeder am Leben gestraft wird, der eine Kuh tödtet. Oftmahls, und ins besondre im Jahre 1785, habe ich es selbst mit angesehen, wie nach dem Urtheilsspruche des Königes Rāma Varmer von Travancor, in einem Wäldchen ausserhalb der Stadt Callurcata, fünf Männer an einem Baume aufgehängt wurden, weil sie den Gesetzen des Reiches und den Vorschriften der Religion zuwider, eine Kuh vorsätzlicher Weise getödtet hatten.

Schon vorhin habe ich angemerkt, daß die Hörner der Kuh keine schickliche Abbildung der Hörner des Mondes abgeben, und daß die Indier behaupten, die Göttin Lakshmi, als weiblicher Genius der Erde, halte sich in dem Euter, der Zunge, dem Maule, oder dem Schweife einer Kuh auf. Demnach ergibt es sich von selbst, daß dieses Thier heilig ist. Als ich daher einem Minister des Königs von Travancor zu Rāmapurata erzählte, in Europa sey der Genuß des Kuhfleisches etwas ganz gewöhnliches: so verwahrte sich der fromme Mann mit beyden Händen die Ohren, und eilte, ohne weiter ein Wort gegen mich zu verlieren, zum Zimmer hinaus. Ein andermahl, als ich einem Neubekehrten sagte, er möge nun, da er getauft sey, Kuhfleisch genießen, blickte mich derselbe staunend an, und sagte, die Tödtung einer Kuh, und der Genuß ihres Fleisches, habe ja eben soviel auf sich, als die Ermordung einer Mutter, deren Fleisch man verzehren wolle. Damit er indessen nicht scheinen möchte, meine Anweisung zu verachten, so pflückte er von dem vorgesetzten Fleische ein äusserst kleines Fäserchen ab, und aß es auf *).

Die

*) Soll man hier mehr die Anforderung des Priesters, oder den Gehorsam des werdenden Christen bewundern? Warlich! ein herr-

Die Kuh als Symbol der Göttin *Bhavanī* und *Lakshmi*, und der Gottheit überhaupt, ist, wie die Indier erzählen, in den Himmel aufgenommen, und zwar befindet sie sich im Himmel des Gottes *Indra*. Es giebt sogar ein Buch in Indien, das von den Tugenden und Verdiensten der Kuh handelt. Schwören die Leute, so fassen sie den Schweif dieses Thieres an, und das nähmliche thun sie auch, wenn sie dem Tode nahe sind, indem sie dadurch an den Tag legen, daß sie sich auf diesem Schweife in den Himmel zu begeben wünschen, oder mit andern Worten, indem sie glauben, daß ihre Seele in die Kuh übergehe, wenn sie den Schweif derselben in dem Augenblick berühren, in welchem sie sterben. Alsdenn wird ihr Körper, wie sie wähnen, in die Naturstoffe aufgelöst, ihre Seele aber von einer verächtlichen und leidenvollen Wanderung befreiet. Denen, welche in die Caste der Brahmanen aufgenommen werden sollen, wird, um zu erkennen, ob sie auch wirklich den Verordnungen dieses Institutes Beyfall und Ergebenheit zugestehen, ein Getränk dargereicht, das *Panciadévjam* heißt, und aus Kuhharn, mit Wasser aufgelösetem Kuhmiste, süßer Milch, Butter, und säuerlicher Milch besteht. Diese Mischung muß, wie gesagt, der Initiirte, unter dem Nahmen des göttlichen Trankes zu sich nehmen. Eben dieses Getränk, wird auch demjenigen gegeben, welcher, wenn er einmahl sein Institut, und die Vorschriften desselben verlassen hat, aufs neue wieder einzutreten Willens ist; denn nur durch jenen Genuß kann er von seinem Vergehen gereinigt, und nachher wieder aufgenommen werden.

Doch nicht die Religion und die Beziehung des Symbols allein, sind Ursache der Verehrung dieses Thieres in Indien; sondern es giebt noch andre physische und po-

herrlicher Sieg des Glaubens über das Gewissen, wie ihn die allein selig machende Kirche nur fordern kann!!!

Der Bearb.

litische Veranlassungen zu derselben, und zum Verbote der Tödtung dieses Thieres, wie z. B. die große Hitze, die Dürre des Bodens, der Mangel an Wiesen, das große Bedürfnis der Butter und Milch für Leute, die sich nicht von lebenden Geschöpfen nähren u. s. w.

Die Schlange, ein Symbol des Lebens, ist in Indien gleichfalls heilig, weil die große Schlange Vāsughī, die ganze Welt umschliesst und belebt. Auch ist dieses Geschöpf ein Attribut des Bacchus oder Shiva, der allen Wesen ihr Leben zutheilt, daher diese Gottheit oft gleichsam mit Schlangen bekleidet erscheint. Auf der marmornen Abbildung des Borghefischen Mitra in der Pincinischen Villa erblickt man gleichfalls eine Schlange, weil Mitra oder die Sonne durch ihre Wärme und Kraft alles belebt. Nicht weniger wird man dieses Thier auf vielen römischen Urnen gewahr, welche den Bacchus darstellen. Rāma, oder der jugendliche Bacchus, hält eine kreisförmig zusammengebogene Schlange in der Hand, und hier wie dort deutet dieses Symbol auf das Leben hin. Der Gott Krshnā, oder die verfinsterte Sonne, soll nach der indischen Sage, zwey ungeheure Schlangen besiget haben. Die eine, welche man für einen Planeten hält, heisst Rāhu, und diesen Riesen, oder vielmehr diese schwarze Schlange, — denn von solcher Farbe soll sie seyn — tödtete Vishnu oder Krshna, d. h. die Sonne mit ihren Strahlen. Von dieser schwarzen Schlange nun, welche gegen Krshna ihren Geifer auswirft, leiten die Indier die Sonnenfinsternisse her. Die andere Schlange oder der andere Genius und Riese, Namens Kedu ist roth von Farbe, und durch ihn entstehen, wie man dort glaubt, die Mondfinsternisse. Diese beyden Schlangen sind bey den europäischen Astronomen, als das Haupt und der Schwanz des Drachen, oder als der aufsteigende und niedersteigende Knoten bekannt, von den Indiern aber werden sie unter die Planeten gezählt, und die Leute glauben, sie würden bloß bey einer Sonnen- oder Mondfinsternis sichtbar. Hieraus erhellet nun einigermaßen, mit welchem Rechte wir die Tha-

ten Krshna's, auf die Sonne zur Zeit ihrer Verfinsterung zurückgeführt haben; ja, auch der Grund wird einleuchtend, woher die Schlangen in Indien verehrt werden. Diese Thiere nämlich sind Embleme des Lebens und des Todes, und zwar des Lebens in sofern, als sie noch lange nach der Zertrümmerung ihres Kopfs, ein gewisses Leben verrathendes Athemziehen beybehalten, des Todes hingegen, weil sie durch Hinauslassung ihres Giftes tölten. Diese beyden Eigenschaften aber legten die Alten auch der Sonne bey, und daher entstand die Sitte in Gemälden oder Schnitzwerken, dem Bacchus, Mitra, Shiva, Ráma, und Krshna eine, auch wohl mehrere Schlangen beyzugesellen.

Die Malabaren verehren vorzüglich die gefütterten Schlangen, welche sie Nallapámba, d. i. die guten oder schönen Schlangen nennen, obwohl sie von denselben sehr oft gestochen werden, und wegen ihres fürchterlichen Giftes, wie aus öfterm Mangel an Gegenmitteln, dahin sterben. Sie setzen diesen der Sonne geheiligten Thieren, Milch in einem Gefäße zum Getranke vor, errichten ihnen Hütten, häufen für sie Steine in Gestalt einer Wohnung auf, und bereiten ihnen an den Baumstämmen in Hainen Sitze zu.

Der schwarzhaarige, langbärtige Affe wird gleichfalls von den Indiern verehrt, und ist selbst in den königlichen Palästen geachtet, weil er den Gott Hanuman oder den Wind darstellt.

Die Elephanten gelten für Symbole der Stärke, und werden nicht minder hochgeschätzt, indem die Indier glauben, die Welt ruhe auf acht Elephanten, und werde von diesen unterstützt und erhalten. Das Erdbeben sehen sie als eine Folge der Ortsveränderung eines dieser Thiere an.

Der Käfer mit rückwärtsgebogenen Fühlhörnern und glänzenden Flügeln, scheint für ein Symbol der Sonne und

der Planeten zu gelten, daher auch die indischen Dichter, ihn beym Beginn ihrer Gefänge anrufen, oder lobend erheben. Dem Buche Sambhavam zufolge, flattert dieser Käfer unaufhörlich um die einsamen Wohnungen der Hefychasten oder beschaulichen Wesen, d. h. um die Planeten her, -und erleuchtet dieselben mit seinen Flügeln.

Die Raben stellen die abgeschiedenen Seelen dar, und daher ist es ein heiliges Familiengeschäfte, zum Andenken an diese letztern, jenen Vögeln täglich gekochten Reis zur Speise vorzusetzen.

Einen Fisch und Eber, in deren Gestalt nämlich Vishnu auf der Erde erschien, habe ich zwar selbst in die unterirdischen Felsen des Tempels Mávalipuram, auf der Coromandelküste, eingeschnitzt gesehen, doch weiß ich gar nicht, daß diesen Thieren in Indien eine besondre religiöse Verehrung sollte bewiesen werden.



Die bürgerliche Verfassung.

N A L E V A R N N A M.

Von

den vier Stämmen oder Casten.

D I E B R A H M A N E N.

Wie die Indier die mehresten Hauptgrundsätze ihrer Religion von der Astronomie abgeleitet haben, so scheinen auch manche ihrer bürgerlichen Einrichtungen aus derselben, oder einer ähnlichen Quelle hergefloßen zu seyn. Das ganze Alterthum war der Meynung, daß gewisse göttliche Intelligenzen die Sonne, den Mond, die Planeten und die übrigen Gestirne belebten, und daher rühret denn auch wohl bey den Indiern die Herleitung ihrer Könige von der Sonne und dem Monde, welche demnach in zwey Klassen zerfallen, deren erste, wie ich schon ein andermahl zum Theil gezeigt habe, Sürjavamsham, die andere Sûmavamsham heist. Jene umfaßt die Könige, welche von der Sonne, diese die Könige, welche von dem Monde abstammen. Dies wird auch durch die Erzählung

mehrerer griechischer Schriftsteller bestätigt, welche, übereinstimmig mit dem beglaubigsten Vorgeben der Indier, dem Bacchus die Entstehung des indischen Reichs und seiner bürgerlichen Einrichtung zuschreiben. Bacchus aber oder Shiva ist, wie schon oben dargethan wurde, die Sonne.

Arrian erzählt, daß Bacchus den Indiern seinen Sohn Budja, als Nachfolger im Reiche hinterlassen habe. Budja aber ist kein anderer, als jene astronomische Gottheit Budha, Dherma oder Merkur, welcher die Indier, Tibetaner und Aegypter den Unterricht in den Gesetzen und Wissenschaften zuschreiben. So soll auch Shrirâma, nach gleichmäßiger Angabe griechischer und indischer Schriftsteller, Indien unter seine Bothmässigkeit gebracht, dieses Land darauf vertheilt, und nicht nur den Ackerbau und Gesetze eingeführt, sondern auch das Volk durch seine bürgerliche Verfassung verfeinert haben. Shrirâma aber ist, wie wir schon willen, aus dem Sterne Rôhini gebürtig.

Selbst die philosophischen Institute der Samanen, stehen mit der Astronomie im engsten Zusammenhange, indem diese Leute behaupten, daß sie unter dem Symbol der Sonne, des Mondes und der Planeten das höchste Wesen verehren, daß der Lingam, den sie am Halse oder Arme tragen, ein Emblem der erzeugenden Sonne sey, und daß sie endlich die schaffende, erhaltende und vernichtende Kraft der Sonne, unter dem Symbol der Erde, des Wassers und des Feuers, im öffentlichen Religionsdienste anbeten. Diese Samanen, Hefychasten, Muni oder beschauliche Leute sind gemeinhin die Râthe der Könige, weil in der astronomischen Welt, auch die Sonne und der Mond als Könige erscheinen, bey welchen die anderweitigen Planeten gleichsam die Dienste versehen.

In dieser Zurückführung der irdischen Dinge auf die astronomische Betrachtung des Weltgebäudes, besteht

nun der Grund der religiösen und bürgerlichen Einrichtung und Verfassung Indiens, wie dies auch aus der großen Zahl von Königen, Philosophen, Städten, Völkern und andern einzelnen Personen, einleuchtet, welche ihre Namen von der Sonne und dem Monde erhalten haben, und noch izt von den Gestirnen benannt werden *). Hieraus entstand nun wahrscheinlich jene Sachen - und Personenverwirrung in der alten Geschichte, da nämlich mehrere Sachen oder Personen in einer und derselben Gegend, oder Stadt, mit einem und demselben Namen bezeichnet wurden, da alles nur zum Unterschiede seinen Gattungsnamen erhielt, und, die Schreibekunst noch mangelte. Bey dieser genannten großen Verwirrung, giebt es doch eine bestimmte feste und allgemeine Ueberlieferung unter den Brahmenen, nämlich diese, daß die bürgerliche Verfassung, und Staatseinrichtung Indiens, nicht von der Sonne, dem Monde, oder den Planeten, sondern vom Könige Manu, dem Gründer des indischen Volkes, welchen Vishnu seiner guten Werke wegen, von dem Verderben der Fluth befreyte **), herrühre.

*) Noch heutiges Tages sind die Namen Mitra, Mahādēva, Krshna, Rāma u. s. w. sehr gewöhnliche Männernamen, und eben so heißen auch die Frauen noch oft Kālī, Pārvaḍi, Shakti, Išvari u. s. w. Jene Namen der Männer sind, wie sich aus dem vorhergehenden ergibt, von der Sonne und den Gestirnen, die der Frauen, von den Monde entlehnt. Ja einige dieser letztern, z. B. Laekshmi, Shri, Rāmā Vmā u. s. w. haben Bezug auf die Erde, oder die Beherrscher in derselben. Gleicherweise werden auch die Namen der Könige, Städte und Tempel, von der Sonne, oder dem Monde hergenommen, wie z. B. Ciandracōtta, die Mondesstadt, Rāgia Mitra, der König Mitra oder Sonne, fälschlich Rāja Mirda; Rāgia Rāma, fälschlich Raia Ranas auf *de l'Indes* Karte; Rāmishvāram, der Tempel des Herrschers Rāma; Rāmaburam, die Stadt Rāmas; Krshnaburam u. s. w.

**) Dieser Fluth geschieht unter verschiedenen Namen Erwähnung. So heißt sie Pralejā, die allgemeine Verwüstung;

Manu also gab den Indiern, sein von der Sternkunde entlehntes Staatsbürgerliches System, und theilte die Landeseinwohner in vier Klassen, nämlich in Priester, Könige, Ackerleute, und Handwerker *). Diese vier Klassen nun, welche die Nahmen Brahmana, Kshetria, Vei-shja und Shùdra führen, gelten als die Hauptcasten der Indier, enthalten aber nach Maaßgabe der bürgerlichen Beschäftigungen, mehrere Unterabtheilungen, deren Zahl sich auf acht und achtzig, beläuft. Was indessen jene Hauptcasten anbetrifft, so hat eine jede derselben ihre eigenthümlichen Gesetze, Gewohnheiten und Gebräuche; die, welche zu der einen gehören, können nicht in die andre übergehen, oder versetzt werden, auch dürfen sie nicht aus einer in die andre heurathen, sondern müssen ihrer Caste und

Vellapralejam, die allgemeine Verwüstung durch das Wasser; Kalpānda, das Ende der Festigkeit, Gerechtigkeit, Moralität; Kshaeja, die gänzliche Vernichtung; Samyarta, die allgemeine Zertrümmerung, oder Vernichtung aller irdischen Dinge. Diese Fluth war ein Werk der bösen Genien, und ihr Anschlag, die Welt zu vernichten, würde ihnen gelungen seyn, wenn nicht Vishnu auf Bitten der guten Genien, in Gestalt eines Fisches, und nachher einer Schildkröte erschienen wäre, und den König Manu oder Menu, nebst acht Personen aus der allgemeinen Vernichtung errettet, die dem Unterfinken nahe Welt aber, aus dem Wasser wieder in die Höhe gehoben hätte. Selbst Vishnu erzählte, da er in der Gestalt des Königs Krshna erschien, daß seine Voreltern, die Kauranen, aus der Fluth seyen errettet worden, und daß er die Gestalt eines von ihnen angenommen habe, um für die Pandaven zu kämpfen. Die Indier beginnen demnach ihre Geschichte mit Manu, setzen die Epoche ihres silbernen Zeitalters in diese Fluth, und leiten aus jener Zeit ihre Gesetze und Einrichtungen her.

- *) Der Verf. widerlegt auf einer Quartseite die zeitigen Grundsätze über die Gleichheit der Menschen durch ihre Schönheit und Häßlichkeit, ihre Gutmüthigkeit und Bosheit u. s. w. Meine Leser aber sind wohl zufrieden, wenn ich ihnen diese Widerlegung schenke? Der Bearb,

und ihren Geschäften treu bleiben. Demohngeachtet giebt es Fälle, in denen sie alle mit einander übereinkommen. Dahin gehört die Anerkennung eines höchsten Wesens, das sie unter dem Symbole der Sonne, des Feuers und des Wassers anbeten; Die Erwartung einer Belohnung der Tugend, und Befrafung des Verbrechens, oder mit andern Worten, die Erwartung des Ruhmes bey Shiva oder Vishnu, und die Furcht vor Shiva, als dem Richter der Verstorbenen, und dem Herrn der Unterwelt; ferner der Glaube an die Wanderungen der Seelen aus einem Körper in einen andern; die Verehrung der Kuh, der Gehorsam gegen die Könige, die Hochachtung der Brahmanen, die besondre Schätzung der Lehrer, die Waschung des Körpers, die Sühnung durch Gebete und Fasten, die Furcht vor bösen Genien, die hülffreiche Handleistung gegen Arme aus derselben Caste, die Aufnahme und Beherbergung solcher Fremdlinge, die Gefälligkeitsbeweifung gegen dieselben, und endlich die Enthaltfamkeit von den Frauenzimmern einer andern Caste.

Die Brahmanen sind in Rücksicht auf Volk und Land verschieden, und daher sind zu bemerken die Brahmanen in Nepal, welche Tibet am nächsten leben. Ferner die Gauri oder Bengalischen, welche am Ganges wohnen, die Sindhuven, welche man fälschlich Hindus nennt, und sich am Indus aufhalten; die Talingischen, Mogolischen, oder die Brahmanen um Agram; die Marastischen, Carnatensischen, Canarischen, Tamulischen, Malabarischen, Majssurischen und Madurensischen. Diese alle aber sind in Rücksicht ihrer Amtsgeschäfte, entweder Opferpriester, oder heilige Lehrer; sie sind entweder Graehastac, d. h. verehlichte, oder Graehashástri, das sind Astronomen, oder Giodisháshástri, wie die Astrologen unter ihnen genannt werden.

In Bezug auf die Trennung unter den Brahmanen, wegen gewisser Glaubenssätze, sind mehrere Sekten derselben merkwürdig. Die erste dieser Sekten ist die der Vish-

nuviten, welche Vishnubhakter heißen, und auf eine ganz besond're Weise den Gott Vishnu, oder das Prinzip des Wassers verehren. Diese trennen sich wieder in zwey Schulen. Eine von ihnen ist die der Tatvavádi- oder Mádhava-Vishnuviten, welche behaupten, daß sie unablässig die Wahrheit, oder das wahre und höchste Wesen, unter dem Symbole des Vishnu verehren. Daher heißen sie auch die Wahrheitsliebenden, denn Tatvam bezeichnet die Wahrheit, und ein wahres durch sich selbst vorhandenes Wesen. Ihr Name Mádhava ist von dem Stifter dieser Schule entlehnt.

Die zweyte Schule der Vishnuviten wird Rámanájagtier genannt, von ihrem Stifter Rámanájaga. Die Anhänger derselben halten Vishnu'n für einen Hermaphroditen, und schreiben ihm also ein männliches sowohl als weibliches Geschlecht, daher aber auch eine thätige und leidende Macht zu. Sie glauben an Belohnungen und Strafen nach dem Tode, leben unverheurathet, und stehen unter einem Lehrer. Ueberhaupt unterscheiden sie sich von den Anhängern anderer Sekten und Schulen, durch gewisse auf die Stirne und Brust gemahlte Zeichen, unter welchen das weibliche Joni, in gelber oder röthlicher Farbe, als Emblem des Feuers und Wassers, oder der Wärme und Feuchtigkeit, das gewöhnlichste ist.

Die zweyte Sekte ist die der Shivaniten oder Shiva bhakter, welche den Shiva, das heißt, die Sonne oder das Feuer anbeten. Dieser Gottheit schreiben sie die Schöpfung der Welt zu, sehen sie als die Urfache und das Prinzip aller Dinge an, eignen ihr die schaffende, erhaltende und vernichtende Kraft zu, und leugnen zwar den Vishnu oder das Wasser nicht, finden aber die Kräfte desselben alle auch in dem Shiva oder der Sonne vereinigt. Embleme der Verehrung dieser Sekte sind die Conus, Obelisk, Lingams, Jonis und Dreyecke. Die Hörner des Mondes, die Scheibe der Sonne, Shiva's mitten aus der Stirne hervorragendes Auge, das Fünfeck, der Lingam,

und andere ähnliche Zeichen, die sie für heilig und göttlich halten, tragen sie abgebildet an der Stirne und Brust. Die Lotesblume, die Trommete oder Muschel, und das doppelte Dreyeck, oder das Fünfeck, sind auch die Insignien des Königes von Travancor, welchen in seinen Fahnen und Ringen führt.

Die dritte Brahmanische Sekte heist, Smárta, und dieses Wort bezeichnet einen Menschen, der unablässig und ernsthaft nachdenkt, ganz in Gedanken versunken ist. Als Stifter dieser Sekte wird Ciangra Guru genannt, und die, welche ihr folgen, behaupten, Vishnu und Shiva seyen nicht verschiedne, sondern eine und dieselbe Gottheit. Zugleich eignen sie die schaffende und vernichtende Kraft einem einzigen Wesen zu, und halten sie für untrennbar und gegenseitig enge verbunden. Diese Sekte also beweiset deutlich, daß die Untersuchungen der indischen Weltweisen unter den Symbolen des Wassers und Feuers, noch auf einen andern Gegenstand Bezug hatten, nämlich auf die erschaffende, erhaltende und zerstörende Kraft, das Attribut des wahren Gottes, welches sich an einem einzigen, nämlich an dem höchsten Wesen befindet, und in Rücksicht auf die wirkende Ursache unzertrennlich ist, in Gott aber allein durch den Verstand und das Nachdenken kann bemerkt und unterschieden werden. Hätten die Forschungen der Brahmanen nur allein Bezug auf das Symbol des Feuers und Wassers, oder auf die erzeugende und zerstörende Kraft der Sonne: wie würden sie wohl das Feuer und Wasser für eine und dieselbe Sache, die schaffende, erhaltende und vernichtende Kraft aber für unzertrennlich halten können? Daß sie hier aber sehr von einander abwichen, und sich in Sekten trenneten, war bey so spekulativen Untersuchungen wohl nicht anders zu erwarten.

Das eben gefagte bestätigt die vierte brahmanische Sekte zur Gnüge. Sie begreift in sich die Páshándisten, welche nichts glauben, die Attribute Gottes leugnen, keinen Gott anerkennen, und mit den übrigen Sekten im Wi-

derspruch stehen. Páshánda bezeichnet einen Gottesleugner, einen Menschen, der der Gottheit zuwider ist, ihr widerstrebt, und so ist es nun einleuchtend, daß jene Leute ein höchstes Wesen anerkannten, unter jenen Symbolen über die göttlichen Eigenschaften nachgrübelten, und sich endlich, gemäß ihrer unvollkommenen Idee, ihrer mannigfachen Deutung und Trennung derselben, und ihrer Unwissenheit über die Art und Weise, wie sich diese Eigenschaften bey der Gottheit befinden, in mancherley Sekten trenneten, die noch izt bestehen. Demnach sind Erde, Wasser, Feuer oder Sonne, nichts weiter als Symbole, unter denen aber wirklich die schaffende, erhaltende und zerstörende Macht Gottes begriffen, und auf diese Weise von den Brahmanen angebetet wird. Ishvara ist der Herr, oder das höchste Wesen, Shakti aber seine Kraft, oder erdichtete Frau, durch welche er wirkt. Von jenen ist die Sonne, von dieser gilt der Mond als Symbol. Brahma oder die Erde bezeichnet ferner die schaffende, Vishnu oder das Wasser die erhaltende, und Shiva oder das Feuer, die zerstörende Eigenschaft dieses höchsten Wesens.

Die fünfte Sekte der Brahmanen besteht aus den Shaktisten, oder Parashaktisten, und führt den Namen Shaktibhakter. Sie behauptet, die Göttin Shakti sey die Natur, oder jene wirkfame Kraft, durch welche Gott alles erschaffen habe, sie sey das höchste Wesen, und die erzeugende Ursache der Erde, des Wassers, und des Feuers, oder des Brahma, Vishnu und Shiva, ja endlich die Gemahlin und Mutter dieser Götter. Daß sie von dieser Göttin ihren Namen erhalten habe, darf wohl nicht erst bemerkt werden. Als Symbole und Zeichen der Sakti aber dienen ihr, das Dreyeck, das Joni, der Lotus, und der Mond. Uebrigens bildet sich diese Sekte von ihrer angebeteten Göttin, eine zwiefache Gestalt, nämlich die einer Schöpferin und Zerstöhrerin, wie vorhin ausführlicher gezeigt ist, als wir von der Bhaváni handelten.

Die sechste oder letzte Sekte der Brahmanen führt den Namen Sarvagnia. Ihre Anhänger behaupten alles zu wissen, wollen aber zu keiner der genannten Sekten gehören. Sie glauben ein höchstes göttliches Wesen, die Welt aber soll ihrer Meynung nach, bloß durch den Zufall, und ohne eine besondre Vorsehung gelenkt werden, und durch die einst ihr mitgetheilte Kraft bestehen.

Die Grāhastā-Brahmanen gehen eine wirkliche und unzertrennliche Ehe mit einer einzigen Frau ein; ist diese aber unfruchtbar, so verstoßen sie dieselbe in Gegenwart des Richters und ihres Guru oder Lehrers, und heurathen eine andere. Die Söhne erben das Vermögen ihres Vaters, die Töchter aber erhalten bloß eine Mitgabe. Einem seiner Caste treuergebenen Brahmanen, steht es frey, Thiere zu speisen und Wein zu trinken. Auf der malabarischen Küste gehen sie halbnackend einher. Sie sind die Rathgeber der Könige, und Richter in Religionsstreitigkeiten. Alle leisten sie dem obersten Meister ihrer Sekte oder Caste Gehorsam, und vergehen sie sich gegen ihren Orden, oder seine Statuten, so werden sie aus demselben verstoßen, ja wohl aus dem Reiche verbannet. Die Opferpriester und Gesetzlehrer unter den Brahmanen, werden von den Revenüen desjenigen Tempels erhalten, bey welchen sie angestellt sind. Schon bey der Eintheilung des Volkes in Casten, wurden den vorzüglichsten Tempeln Aecker und Felder zum Anbauen des Reisess angewiesen, um von den daraus herfließenden Einkünften, den Gottesdienst und den Unterhalt einer bestimmten Zahl von Priestern zu bestreiten. Diese Einrichtung hat auch noch izt in solchen Reichen Indiens Bestand, in welchen eingebohrene, dem National Gottesdienste ergebene Könige regieren. Doch hat dies eigentlich nur auf die Opferpriester eines bestimmten Tempels, und auf die Jamanen Bezug, nicht aber auf diejenigen Brahmanen, welche vecheurathet sind.

K S H E T R I A.

Von der Regierung und dem Kriegswesen.

Die zweyte edle Volksklasse in Indien, besteht in der königlichen Caste, welche den Nahmen Kshetriagiädi führt. Kshetram bezeichnet eine Frau, einen Acker, Körper und Tempel. Die Kshetrier nämlich haben keine bestimmte Frau, wenn sie sich anders nicht mit einer solchen verheurathen wollen; in Friedenszeiten bearbeiten und pflegen sie die Aecker; im Kriege bieten sie ihren Körper zum Dienste für das Vaterland dar, und wohnen ausser demselben neben den Tempeln. Sie werden auch Rágiaputra, d. h. Söhne der Könige, genannt. In dieser Caste müssen die indischen Könige gebahren seyn, um zum Reiche und zu der Regierung gelangen zu können. Doch giebt es gegenwärtig auch einige Könige aus der Caste der Brahmanen, wie z. B. der König von Rapolis auf der malabarischen Küste, welcher eben sowohl die Opfer versieht, als seinem Staate vorsteht.

Der ältesten indischen Anordnung gemäß, ist der König eines Landes jedes Mal der erste Soldat in demsel-

ben, und seine Kshetria, oder Rágiaputra*), das heist seine Amtspflichten, sind unter folgende Titel gebracht.

Sandhi, der Friede. Der König nämlich muß, so viel als möglich, suchen den Frieden zu erhalten, und mit den benachbarten Staaten in Freundschaft zu leben.

Vigrahm, die Tödtung. Wenn es die Nothwendigkeit zum Erforderniß macht, muß er im Kriege die Ruhestörer zu tödten bemühet seyn.

Jánam, das Fortschreiten. Der König soll kundig seyn, die Truppen zu ordnen, zu mustern, sie in Lager zu bringen, dem Feinde entgegen zu führen, und die Kunst verstehen, nicht nur ein Pferd, oder einen Elephanten zu reuten, sondern auch diese Thiere zu lenken.

Aasanam, das Ansetzen. Der König muß es verstehen, sich an einem schicklichen Orte festzusetzen, und sich, wie sein Heer zu sichern.

Dvaidham. Er muß die Truppen gehörig vertheilen, und die Verheerung des Reichs zu hindern wissen.

Ashrajam. Er soll dem Heere, wie dem Volke Hülfe zu leisten streben, und bey wankendem Kriegsglück, sich kunstmäßig in die Verschanzungen zurückzuziehen verstehen.

Dies nun sind die Amtspflichten der Könige, deren Ausübung ihnen obliegt, und zu der sie also Vorkenntnisse und Geschicklichkeit besitzen müssen. Folgendes aber sind die Mittel, deren sie sich zu einer guten Regierung bedienen sollen.

Sámam. Sie müssen sich bey dem Heere und dem Volke beliebt zu machen wissen.

*) Man schreibt fälschlich Rágiaput, oder Rágiapouts.

Dánam. Sie müssen freygebig seyn.

Bhédam. Sie müssen auf eine rechtmäßige Art bessern, züchtigen und strafen.

Dandam. Durch Arbeitsamkeit und Thätigkeit sollen sie ihrem Staate vorstehen und nützlich werden.

Rhasjam. Sie müssen Verschwiegenheit besitzen, und keine Geheimnisse verlaublichen.

Mandram. Bevor sie ein wichtiges Werk unternehmen, sind sie verbunden zu berathschlagen, und Vorlichtsmaßregeln zu nehmen.

Parikshanam. Ehe sie das Reich in einen Krieg verwickeln, muß reife Erwägung seiner Folgen vorhergehen.

Njájam. Die Könige müssen Gerechtigkeit üben.

Kalpana. Rechtmäßige und vortheilhafte Gesetze müssen sie bestätigen.

Nilá. Sie selbst endlich müssen rechtlich verfahren.

Als Stützen und Sicherungsmittel des Reichs, führen die Indier schließlich folgende auf. Zuerst den Regenten. Alsdenn.

Rágiam. Dieser Regent nämlich muß sein Reich wirklich besitzen.

Amádja. Er muß einen geschickten Minister haben.

Suharda. Ein treuer Diener muß ihm zur Seite stehen.

Coşham. Es muß ein Schatz gesammelt und beygelegt werden.

Durggam. Der König muß mit hinreichenden Hülfsmitteln versehen seyn.

Belam.

Belam. Er muß kriegerische Macht und ein Heer haben.

* Dies sind die Erfordernisse der Könige und Reiche, von denen aber die des Kriegswesens verschieden sind. Waren nämlich die Soldaten versammelt, die Kriegsgeräthe herbeygeschafft, das Heer gemustert, und der Proviant vertheilt, so wurden die indischen Truppen vormahls nicht nach Legionen, Cohorten, Fahnen oder Rotten, sondern in folgende Ordnungen oder Glieder getheilt.

Das erste Glied hieß Patti, und in demselben befanden sich ein Elephant, ein Wagen, drey Reuter, und fünf Infanteristen.

Das zweyte Glied, Sénamugham, bestand aus drey Elephanten, eben so vielen Wagen, neun Reitern; und funfzehn Infanteristen.

Das dritte Glied, Gutmam, enthielt neun Elephanten, neun Wagen, sieben und zwanzig Reuter, und fünf und vierzig Infanteristen.

Das vierte Glied, Ganam, faßte in sich sieben und zwanzig Elephanten, eben so viele Wagen, sieben und achtzig Reuter, und hundert und fünf und dreißig Infanteristen.

Das fünfte Glied, Vahini, bestand aus ein und achtzig Elephanten, eben so vielen Wagen, zweyhundert und drey und vierzig Reitern, und vierhundert und fünf Infanteristen.

Das sechste Glied, Vrdana, schloß in sich zweyhundert und drey und vierzig Elephanten, eben so viele Wagen, siebenhundert und neun und zwanzig Reuter, und eintaufend zweyhundert und funfzehn Infanteristen.

Das siebente Glied, Ciámú, enthielt siebenhundert und neun und zwanzig Elephanten, gerade so viele Wa-

gen, zweytausend einhundert und sieben und achtzig Reuter, und dreytausend sechshundert und vier und vierzig Infanteristen.

Das achte Glied, Aniguini, bestand aus zweytausend einhundert und sieben und achtzig Elephanten, einer gleichen Anzahl von Wagen, sechstausend fünfhundert und ein und sechzig Reutern, und zehntausend neun hundert und fünf und dreißig Infanteristen.

Das neunte Glied endlich, oder Akshohini, zählte ein und zwanzigtausend achthundert und siebenzig Elephanten, eben so viele Wagen, fünf und sechzigtausend, sechshundert und zehen Reuter, und einhundert und neuntausend dreyhundert und funfzig Infanteristen. Dieses Glied beschloß zugleich das ganze Heer, wenn je eine solche Armee in Indien wirklich vorhanden war *).

In dieser Stellung also lieferten die Indier zu alten Zeiten ihre Treffen, und wahrscheinlich wurde sie auch von dem Heere beobachtet, welches unter dem Könige Porus gegen Alexandern kämpfte **). Hieraus läßt es sich denn auch erklären, wie das indische Heer bey dieser Gelegenheit, ohngeachtet seiner Uebermacht, dennoch dem macedonischen unterlag. Späterhin befolgten die Indier zuerst die persische, dann die tatarische, und jetzt die europäische Schlachtordnung. Tipo Saib hat die französische, der König von Travancor aber die englische Kriegszucht angenommen.

Wie leicht es übrigens sey, ein Heer in Indien aufzubringen, ergibt sich deutlich aus folgenden Gründen.

*) Ein solches Heer würde demnach aus 25150 Elephanten, eben so vielen Wagen, 75456 Reutern, und 125749 Infanteristen bestehen, jedes nachfolgende Glied aber ohngefähr drey Mahl größer seyn, als das nächstvorhergehende. Anm. d. Bearb.

**) S. CURTIUS *Lib. 8. cap. 23.*

Für das erste, so ist die zweyte königliche Caste in Indien, zugleich auch die militärische Caste, und da sie zum Unterhalte ihre angewiesenen Gärten und Aecker hat, so ist sie beständig zum Kriege vorbereitet und versehen, und es bedarf nur eines Umschreibens oder Zeichens, um sie augenblicklich zu versammeln. Zweytens bedarf es keiner langen Zurüstungen, denn die Indier streiten mehrentheils nackend, mit Bogen und Pfeilen, Lanzen, Schildern, Schwerdern, Spiessen von verschiedner Länge, Kolben, Wurffpiessen und Hellebarden. Flinten sind nicht überall gebräuchlich, auch nicht einmal in einem und demselben Reiche allgemein eingeführt. Der indische Soldat ist drittens sehr leicht zu unterhalten, denn Reis, Früchte, Kräuter und Reiswasser, waren von jeher, und sind noch itzt seine ausschliessende Nahrung. Eben so enthaltsam war er auch in ältern Zeiten in Rücksicht auf den Gebrauch des Opiums, und der Kanciáva - oder Banga - Blätter, deren Genuß berauschend ist; späterhin aber führten die Araber dies in Indien ein. Der europäische Soldat, welcher der Unmäßigkeit nachhängt, und dem Araka, oder Arak sehr ergeben ist, wird durch seine Ausschweifungen, durch die Hitze, die Armseligkeit, die Märsche, und die Krankheiten, welche daraus folgen, sehr leicht mitgenommen, und ist nach dem ersten Kriegszuge untauglich, daher die Engländer und Holländer lieber indische Truppen in Sold nehmen, und ihnen den Vorzug vor den europäischen geben. Viertens endlich, so kehrt der indische Soldat, nach beendigtem Kriege, zu seinem Eigenthum zurück, und bauet die Aecker an, welche dieser Caste vor Alters her angewiesen sind. Dies mindert natürlich den Druck des Volkes, macht den Ackerbau blühender, und das Land befindet sich glücklich dabey. Nachdem aber die Tataren und Europäer ihre Art Krieg zu führen, und ihre Unmenslichkeiten nach Indien verpflanzt haben, sind Mieths - oder Soldsoldaten auch hier üblich geworden.

Die Kshetrier kleideten sich vor Alters bloß in feine Leinwand, trugen Fußsohlen, und umwanden sich

wie noch itzt, das Haupt mit leinenen Tüchern. Sie dürfen den Schultergürtel in eben der Art tragen, wie die Brahmanen, nur erhalten sie dadurch nicht die Erlaubniß, wie diese, das Gesetz zu erklären, sondern bloß, die Erläuterungen desselben anzuhören. Die Könige erhielten ihren Unterricht von den Philosophen, und zwar in Häusern, die nahe an den Tempeln liegen; und diese Sitte findet noch in Tibet und auf der malabarischen Küste Statt. Dort nämlich wird der junge Ticho Lama im Kloster der Lahen, hier aber die Coccinienfischen und Travancorischen Könige, in nahe an Tempeln gelegenen Gebäuden, unterrichtet.

Diese königliche Caste ist in mehreren Gegenden Indiens verloschen, und an ihre Stelle ist die dritte Caste, nämlich die der Shudra und Najren getreten, welche itzt den Kriegsdienst versehen. Weder die eine, noch die andre dieser Casten, ist zu einer wirklichen und gesetzmäßigen Ehe verbunden, sondern alles hängt bey ihnen vom Gutdünken, und von der Neigung ab: daher der Mann seine einmal angenommene Frau wieder wegschicken, ja das Frauenzimmer sogar, den bey sich zugelassenen Liebhaber, nach Willkühr verabschieden kann. Dies ist der Grund, woher das Frauenzimmer zwar in ihrem Hause Besuche von Männern dieser Caste annimmt, aber nur selten in das Haus des Mannes geführt wird. Das Recht, sie zu besuchen, hängt bloß von ihrer Erlaubniß ab, und von den Bedingungen, die sie dabey ihrem Liebhaber macht. Indessen erhält ein Frauenzimmer, einer alten Sitte gemäß, bey dem ersten Besuche, ein Gewand von feiner Leinwand. Nimmt sie es an, so gilt dies als ein Beweis, daß sie in die Wünsche des Mannes stimmt, und ihm den Umgang mit sich, ja gleichsam ein Recht auf sich zugesteht, und dieser Umgang hat denn in gewisser Art ein gesetzliches Ansehn.

Diese unbestimmte Liebeley, diese Freyheit, sich mit einem Frauenzimmer zu verbinden, und bald wieder

zu trennen, diese durch Ort und Umstände bestimmte, der beyderseitigen Willkühr überlassene Wahl, und die daraus herfließende Sorglosigkeit des Vaters im Bezug auf seine Kinder, die er zuweilen nicht einmal dem Ansehen nach kennt, dies alles, sage ich, könnte beynahe mit Gewißheit vermuthen lassen, daß diese Caste endlich ganz aussterben und verlöschen müsse: aber die Unveränderlichkeit, das hohe Alter und die lange Dauer dieser Sitte, beweisen das Gegentheil. Denn diese Caste besteht noch, und wird wahrscheinlich auch so lange Bestand haben, als die indische Religion, und die ursprünglichen Einrichtungen dieses Volkes, im Ansehen sind *).

Die aus einer solchen Verbindung erzeugten Söhne, treten ganz in die Lage ihrer Mutter. Sie bleiben, wie

*) Der Verfasser scheint sich hier einigermaßen zu widersprechen, indem er vorhin gestand, diese Caste sey wirklich schon in mehreren Gegenden Indiens verlöschen. Indessen glaube ich, daß seine letztere Behauptung gegründet ist. Wären die Frauenzimmer aus einer andern Caste, als der königlichen, dann würden freylich auch ihre Söhne nicht zu dieser gehören, und es wäre ein Wunder, wie sie noch bis izt habe bestehen können. Da aber die Frauenzimmer auch aus keiner andern, als aus der königlichen Caste seyn dürfen, wie der Verf. gleich nachher erklärt, so bleiben ihre Söhne gleichfalls in derselben, und der ganze Unterschied besteht darin: daß sie nicht in die Erbschaft ihrer Väter, sondern ihrer Oeime treten, und unter diesen Umständen, könnte nur eine wunderbare Unfruchtbarkeit diese Caste besonders ausrotten. Ich kann mich irren, aber ich halte die Einrichtung dieser Caste für ausgezeichnet staatskling. Der Soldat nämlich hat hier seinen Grund und Boden, für den er aus Interesse fechtet, aber keine eigentliche Familie, so daß er in Gefahr gerieth, bey dieser lieber in Unthätigkeit zu schwelgen, als dem Feinde entgegen zu gehen. Wenn die wirklichen Folgen dieser sichern Voraussetzung in neuere Zeiten nicht entsprechen, so liegt die Ursache davon offenbar in andern Umständen.

Anm. des Bearb.

hergebrachte Sitte und Recht es verlangen, bey dem Frauenzimmer, werden in dem Hause ihrer Mutter erzogen, und erben das Vermögen ihres Oheims, ohne daß dabey eine Rücksicht auf den Vater eintrete; vielmehr muß dessen Schwester gleichfalls, wenn er eine solche hat, die von sich gebohrne Söhne ernähren, und erziehen, worauf sie denn eben sowohl ihren Oheim beerben.

Es wird den Frauenzimmern als ein Verbrechen angerechnet, wenn sie sich mit einem Manne aus einer andern Caste etwas zu thun machen; und ist dieser aus einer geringern Caste, so werden sie, wenn sie ihres Vergehens überführt sind, gewöhnlich auswärts hin als Slavinnen verkauft. Die Söhne der Könige treten also nicht als Erben in die Verlassenschaft ihres Vaters, sondern bloß der erstgebohrne Sohn der Schwester des Königes, beerbet seinen Oheim, und pflegt den Nahmen des zweyten Königes zu führen, so wie seine Mutter, oder die Schwester dieses seines Oheims, den Titel Königin führt. Daß hierbey gar nicht auf die eignen Söhne des Königes und deren Mutter Rücksicht genommen werde, ist schon gesagt. Diese haben zwar rechtliche Ansprüche auf einen besondern Unterhalt, aber nicht auf besondere Würden. So verhält es sich denn auch gegenwärtig mit den Söhnen der Könige Perumpadapil und Ráma Varmer.

Als Ursache dieses Gesetzes und dieser Sitte, führen die Indier an, daß dadurch das königliche und kriegerische Blut unvermischt erhalten werde, daß die Besitzlichkeiten auf diese Art, nicht durch die Frauen von einer Familie auf die andere übertragen würden, daß die Männer, entledigt von der Sorge für Söhne und Gattinnen, rüstiger zum Kriege wären, daß endlich die Frauen dadurch gegen die Gefahr in Sicherheit gestellt würden, bey einer längern Abwesenheit ihrer Gatten, in eine gewisse Unenthaltbarkeit zu verfallen, und die Männer eben so wenig zu befürchten hätten, ihnen untergeschobene Söhne zu ernähren.

V A J S H J E R.

Die dritte edle Volkscaste in Indien führet den Namen Vajshagiádi. Als ihre Beschäftigungen werden folgende angesehen:

Krshí, der Ackerbau.

Pashupáljam, die Hütung des Viehes.

Vánigiam, der Handel, oder der Verkauf ländlicher Dinge.

Zuerst soll Shríráma, oder der jugendliche Bacchus, die Indier mit dem Ackerbaue bekannt gemacht haben, und daher heist er auch Siravánni, d. i. der Pflüger. Auch wird ihm die Vereinigung der bis dahin zerstreutlebenden Indier, und ihre Zusammenführung vom Hirten- zum bürgerlichen Leben beygemessen. Diese Meynung erscheint aber bald in ihrem Ungrunde, wenn man erwäget, daß der Ackerbau und das Hirtenleben einer einzigen Caste bestimmt ist, also von dem indischen gesetzlichen und bürgerlichen Systeme abhängt. Demzufolge kann also die Einrichtung jener beyden Handthierungen auf keinen

andern, als auf den König Manu zurückgeführt werden, dem man die Eintheilung des indischen Volkes in Casten zuschreibt *). Da Shriráma aber die Tagessonne darstellt, und die ganze Grundlage der indischen Religion sowohl, als vieler in diesem Lande im Schwange gehender Sitten und Gewohnheiten, zwar nicht aus der künstlichen und gelehrten Beobachtung der Gestirne, aber wohl aus dem bloß natürlichen und einfachen Anblick des Himmels herzuleiten ist: läßt sich da nun wohl mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, daß so frühe und nothwendige Kenntnisse, als diejenigen sind, welche das Hirtenleben und der Ackerbau verlangt, von der Sternkunde getrennt gewesen seyn sollten? daß sie einen andern Erfinder sollten gehabt haben, als die Nothwendigkeit? und daß endlich eine dieser Kenntnisse älter sey, als die andere? Demnach aber erforderte es denn auch schon die natürliche, einfache und richtige Anordnung der Gesetzgebung, selbst zur Zeit der ersten bürgerlichen Einrichtung unter den Menschen, daß da, wo Priester zur Bewerkstelligung der Verehrung der Götter, und Könige als Vorsteher des Volkes, angestellt waren, auch Ackerleute, Hirten, und solche Leute vorhanden wären, welche die erzeugten Produkte in Umtrieb brächten. Diese bewundernswürdige, der menschlichen Natur angebohrne, Anordnung, thut auf das deutlichste die ursprüngliche Einfalt dieses Volkes, und das hohe Alter dieser Gesetzgebung dar. Ackerleute müssen denen, welche sich nicht mit der Bereitung von Nahrungsmitteln beschäftigen, Getraide, Reis, Milch, und Butter überlassen, und indess die Priester den Gottesdienst versehen, und

*) So leicht dies freylich aus den indischen Angaben herfließt, so wenig läßt sich hierauf doch eine historische Behauptung gründen, nicht mehr und nicht weniger, als etwa auf den babylonischen Thurmbau. Denn jene historisch eingekleidete Angaben sind nichts als Vermuthungen alter Völker über das noch höhere unbekannte Alterthum.

und die Könige für den Frieden forgen, oder Kriege führen, muß eine dritte Caste die Aecker bearbeiten, und jenen die benöthigte Speise herbeyschaffen.

So angesehen und geachtet die erste und zweyte Caste in Indien ist, eben so sehr ist es auch diese dritte, da sie mit jenen in der engsten Verbindung steht, höchst unentbehrlich ist, kein unanständiges Geschäfte treibt, und die Grundlage des ganzen Staates ausmacht. Hier tritt gar kein Gedanke ein, an jenen den Luxus befördernden, und die Kräfte des Reichs schwächenden *) Handel, sondern die Gesetzgebung zeichnet sich auch hier durch ihre Simplicität aus, indem sie die Lebensart, Arbeit und Beschäftigung dieser dritten edlen Caste, auf den Ackerbau, die Viehzucht und den Handel mit den hieraus gewonnenen Produkten einschränket. So besteht diese Gesetzgebung schon seit mehr als dreitausend Jahren **), und sollte daher wohl nicht so oft in Europa getadelt werden.

Die indischen Tempel sowohl, als die christlichen Kirchen, und die ihnen verliehenen Grundbesitzungen, sind von aller Schatzung oder Steuer befreyt ***), und die

*) That dies der Luxus geradehin und ausschließend immer?

Anm. d. Bearb.

**) Auch historisch erwiesen und gewiß?

Anm. d. Bearb.

***) Der heidnische König von Coccina verlieh den katholischen Priestern das Dattelnwäldchen und die Kirche von Verapolis. Hier ist der auf einer Kupferplatte in gemeiner malabarischer Sprache abgefaßte Schenkungsbrief in einer Uebersetzung.

„Wörtlicher Grufs des Königes an die Priester zu Verapolis! Wir befreyen hiermit, den von uns bisher befeffenen, im Distrikte von Verapolis belegenen Dattelnwald Tattáracéri, und die itzt in ihm befindliche christliche Kirche, von jeglicher Abgabe, Taxe, Schatzung oder sonstigen Last,

Kirchen der Nafráni genannten St. Thomas Christen in Malabarien, genießen dieses Vorrechtes schon seit der Zeit des Königes Ceramperumal, das heist, fast seit dem sechsten Jahrhundert. Es ist ein uralter, allgemeiner und unwandelbarer Grundsatz der Indier, daß nichts müßte an-

die sowohl wir, als unfre Erben, Nachkommen oder Minister, aufgelegt haben, oder in Zukunft auflegen dürften, und schenken euch jenen Grund von der Oberfläche der Erde, bis herab in die Tiefe des Wassers, und verleihen ihn euch, daher wir denn auch dieses Schenkungs- Befreyungs- und Zusicherungs- Instrument oder Schreiben haben ausfertigen lassen. Die Grenze jenes Dattelnwaldes macht gegen Morgen der dort vorüberströmende Fluß, gegen Mittag der Dattelnwald Mundencéri, dessen nördliches Ende er berührt; gegen Abend der Dattelnwald Márába, an dessen östliche Seite er stößt, und gegen Mitternacht der Dattelnwald Manijandra, mit seiner südlichen Seite. Was nun von diesen vier Grenzen eingeschlossen ist, das alles, bis zu der Tiefe des Wassers herab, verleihen, schenken und ertheilen wir euch, zu eurem Eigenthume und Besitze, und damit aus diesem, oder wegen dieses Grundes keiner von unsern Erben, oder sonst irgend jemand, Ansprüche mache; Abgaben, Taxe oder Schatzung fordere, oder einhebe, so befreyen wir dieses euer Eigenthum von jeder solchen Last, so daß ihr ungehindert eure Religionsübungen verrichten, und jenes Dattelnwäldchens, so wie alles dessen, was er enthält, euch nach Willkühr bedienen möget, denn es ist eure Besitzung, die wir euch verleihen, als verliehen bestätigen, und zu euerm Eigenthume abtreten. Diesen Befehl und Beschluß nun, habe ich Rámen, mit eigner Hand, und in allem übereinstimmend mit den Worten des Königes im Palaste Cerékel, abgefaßt, im Jahre 860 der Stadt Collam, im Monate der Jungfrau".

Das Jahr 860 der Stadt Collam ist unser 1673tes Jahr, und der Monat der Jungfrau ist unser September. Die bürgerliche Zeitrechnung der Malabaren beginnet also, wie wir sehen, mit der Erbauung der Stadt Coullon oder Collam. S. *Alph. Malabar. p. 21.*

getastet werden, was Ishvar'an oder dem höchsten Gotte gehört, und ihm geheiligt ist *).

Die Schulen, oder Akademien, in welchen die jungen Brahmanen erzogen werden, und den Unterricht im Samscrid, in der Liturgie und den Religionsritus, in der Sternkunde und andern Wissenschaften, welche alle unter dem gemeinschaftlichen Nahmen Shástram begriffen werden, erhalten, haben auch ihre eigenthümlichen Grundbesitzungen und Revenüen, die ebenfalls von jeder Staatsabgabe befreyet sind. Die Einsammlung jener Revenüen ist einem Brahmanen übertragen, der von diesem seinem Amte den Titel Snádaga führt, und den Lehrern so wie dem ganzen Institute, das Jògam heist, die Zahlung der Bedürfnisse leistet. Diese Einrichtung findet noch gegenwärtig Statt auf der Akademie zu Triciuri in Malabarien, wo die Gestalt der altindischen Religion, unter ihr ergebenden Königen, noch immer unverändert erhalten ist, dahingegen im mitternächtlichen Striche von Indien, die ursprüngliche Verfassung und Religion, so wie die alten Sitten und Rechte, durch die Tataren, Araber und Engländer, mit andern untermischt und in ihrer Form umgewandelt worden sind. Da Indien nun so mancherley Beherrschern unterworfen ist, deren erste Sorge es war, die alten Gesetze abzuschaffen, und neue an ihre Stelle zu setzen: so

*) Der Verf. ruft hier aus: „Wer wollte nicht lieber unter diesen Heiden leben, als sich nach den Thorheiten, Gesetzen und Einrichtungen einiger europäischer Neuerer ummodelln lassen!“ Als Priester hat er Recht, auf das Patrimonium Petri zu halten; als Gelehrter kann er Ansprüche auf das Zugutehalten dieses Ausrufes machen, denn ein gelehrter Mann ist nicht immer ein gescheuter Mann; aber will er dies letztere seyn, so hätte er bedenken sollen, daß der Gottheit alles gehört, es mag Priester oder Laye besitzen, und daß es sich gemeinhin in den Händen der Letztern besser, als in den Händen der Ersten befindet.

würde es überhaupt schwer werden, das Feudalsystem, die Gewohnheiten und alten Einrichtungen dieses Landes, in einem gewissen Zusammenhange darzustellen. Eben daher rühret auch die Verwüstung Indiens, und die schreckliche Verheerung dieses herrlichen Landes durch Angarien *), Schatzungen, Steuern, u. f. w. Wie oft hat man in Indien die Gelegenheit, den Golddurst der Europäer anzustauen, dessen Befriedigung ihnen auch die gewaltsamsten Mittel annehmlich macht! und wie schicklich war die Antwort des Königes von Travancor, welche dieser einem Europäer gab, da derselbe ihm die Strenge der Eintreibung einer Abgabe vorwarf, er sagte: Ihr selbst habet mir Strenge und Gewaltthat in der Regierung gelehret.

Auf der malabarischen Küste müssen von zehn Maassen Saat, welche im Ertrage hundert Maasse Reis abwerfen, drey Maasse von jenem, also eben soviel als dreyßig Maasse von diesem, an den König erlegt werden. Dieser Zehnte heist Muppapa, und er ist durch ein altes Gesetz verordnet, dem die Vajshjer, Shudrer, Najren, die St. Thomas Christen, die eingebohrnen Araber, welche den Namen Mapule erhalten; und endlich alle diejenigen unterworfen sind, welche von dem Könige Aecker erhalten haben und sie anbauen. Niemand, ausser den Tempeln, Kirchen, Akademien, und Klöstern der Jamanen, erhält ein Eigenthum auf Aecker oder Dattelwälder, ja, nach einer alten hergebrachten Sitte, können die niedrigen Ca-

*) die Angarien sind eine uralte Einrichtung des orientalischen Despotismus, und bestehen eigentlich in gewissen Poststationen mit unterlegten Pferden für die Couriere, denen es zugleich freysteht, wenn es an Pferden mangelt, sich solche, wo sie zu finden seyn mögen, zu nehmen, ja sogar von dem Reisenden, der ihnen etwa begegnet. Da muß denn der Eigenthümer bis zu der nächsten Station mitlaufen, um dort sein Pferd wieder zu erhalten, oder wohl gar um den Weg zu zeigen. S. *Charadin Voyage en Perse*. T. II. p. 242.

ften des Volkes, gar kein Grundeigenthum besitzen, weil sonst zu fürchten stünde, daß sie nicht nur ihren bisherigen Zustand, und ihre Gewerbe verlassen, sondern daß sie auch durch Würde, Besitz, Ehrgeitz, Geschlechtsreinigkeit und Adel, mit den übrigen Casten möchten verwechselt, und auf diese Art dem gesetzlichen Systeme, Indiens könnte Eintrag gethan werden.

Der Acker wird mit einem hölzernem Pfluge, nicht aber mit einer eisernen Pflugschaar aufgewühlt, indem das Erdreich in den mehresten Gegenden dieses Landes leicht ist. Die Egge ist gar nicht gebräuchlich, und eben so wenig bedient man sich eines Jätheinstruments, denn der Reis wächst in niedrigen und feuchten Aeckern, und das Unkraut wird mit den Händen ausgerauft. In vielen Gegenden Indiens wird der Acker jährlich zwey Mahl besäet, und eben so oft geerntet. Wenn die Ländereyen unfruchtbarer sind, so gräbt man mitten in denselben, und in bestimmten Entfernungen Gruben, die mit abgeschnittenen Zweigen und Blättern angefüllt, und dann, wenn sie verfault sind, als trefflicher Dünger gebraucht werden, der die Aecker auf eine Art befruchtet, daß es nicht nöthig ist, sie brach liegen zu lassen. Wenn es am Regen mangelt, so schöpfen sie mit einem Eimer oder Gefäße, das an einer Stange befestiget ist, Wasser aus den Seen, Flüssen und Teichen, und leiten es vermittelst Canale und Rinnen auf ihre Aecker, wie Sonnerat dies weitläuftiger beschrieben hat *). Man würde sich sehr irren, wenn man die Art und Weise des indischen Ackerbaues im Allgemeinen nach dem Verfahren der Leute auf der Coromandelküste beurtheilen und daher tadeln wollte. Aus Bengalen und von der malabarischen Küste her wird ja eine Menge Reis zum Unterhalte für die Indier auf der Coromandelküste abgeführt, dort also muß man sich die Kenntniß des indischen Ackerbaues holen, nicht aber hier, wo der Boden dürrer und undankbar ist,

*) S. Sonnerat a. a. O. Th. I. S. 189. der Oktav-Ausgabe.

sind die Leute sich mehr mit dem Handel, oder dem Weben und Färben feiner Leinwand, als mit dem Landbaue abgeben.

Einigen Angaben zufolge, die sich bey dem Arrian, Strabö und Curtius befinden, sollte man fast glauben, daß die Brahmanen schon in den ältesten Zeiten des Ackerbaues wegen, Tagebücher oder Calender angefertigthätten. Nun schien es ihnen aber der Natur und Sternkunde gemäß, nach der Bewegung der Sonne, — denn sie halten immer noch dafür, daß die Sonne sich um die Erde bewege *) — zufolge der zwölf Himmelszeichen, durch welche die Sonne gleichsam geht, das Jahr in eben so viele Monate zu theilen **), und diese Eintheilung findet in Indien noch gegenwärtig Statt.

Nicht minder erforderte es die Sternkunde, den Lauf und Einfluß, die Verbindung und Einwirkung der Sonne, des Mondes und der übrigen Planeten zu beobachten, zu bemerken, welcher Zusammenhang zwischen diesem allen und der Erde, vorzüglich aber dem Ackerbaue, statt habe, und demnach nun die Saat- und Erntezeit zu bestimmen, die glücklichen und unglücklichen Tage zu bezeichnen, oder sie mit einem eisernen Griffel auf Palmblätter einzutragen, aus der Bewegung der Luft und der Gestirne Regen oder heiteres Wetter vorher zu sagen, ja endlich den Gestirnen,

*) Es scheint nicht als gewiß angenommen werden zu können, daß die alten Brahmanen die Erde in den Mittelpunkt der Welt gesetzt hätten, ja einige meynen, der indische Philosoph Javan Ashvárja habe die Attraction gelehrt, und die Sonne in den Mittelpunkt des Weltsystems gestellt. S. die *Asiatick Researches*. p. 430.

**) S. WALTHERI *doctrina indica de tempore*, p. 153. als Anhang zu BAYERI *historia regni Bactriani*, und dieses Letztern *Chronologia Scythica vetus*, in den *Commentariis academ.* Petropolit. T. 3. p. 302.

welche sie für Intelligenzen halten, und wie Gottheiten verehren, eine besondre Kraft zuzuschreiben.

Dafs die Brahmanen im Alterthum, sich schon mit der Sternkunde beschäftigten, und den Planeten mancherley Kräfte, ja selbst einen gewissen Einfluß auf die Erde zuschrieben, erhellet aus den alten Nahmen derselben nur zu deutlich. Ciani oder Shani ist der Name des Saturn, und seine Bedeutung ist, feucht, kalt. Er heist auch Shanejshvara, oder der Herr der Feuchtigkeit; Gauri, der am, oder aus dem Ganges gebohren; Mandà, der Langsame, wegen des größern Kreises, den er um die Sonne zu machen hat, und den er also auch nur in längerer Zeit zurücklegt; Pangu, der Hinkende; ja endlich heist er auch schlechtweg die Zeit, oder der Planet, welcher zu seinem Umlaufe einer gar langen Zeit bedarf. Saturn heist also allegorisch Chronos, oder Zeit, wird als Greis abgebildet, und hält zuweilen eine Sichel in der Hand, weil er ein Symbol der Zeit ist, indem die Umschreibung seines Kreislaufes nur in längerer Dauer möglich ist. Er trägt auch wohl eine Schlange, als Symbol des Lebens, weil er wie die übrigen Planeten, gleichfalls die Eigenschaft der Belebung besitzt, und auf des Irdische Einfluß hat. Die Malabaren und Tamuler halten ihn für einen Tabaffa, d. h. für ein beschauendes Wesen, weil er nämlich, wie Budha oder Merkur, die Gottheit der Sonne beschaut, und sich um sie wälzet. Budha oder Dherma ist der Rathgeber Saturns, weil er sich der Sonne, als der obersten indischen Gottheit am nächsten befindet, daher er auch der Allwissende, der Verstand, die Einsicht heist. Er zeigt dem weiter von sich entfernten Saturn den Weg für die Vollendung seines Kreislaufes um die Sonne, und aus dieser Ursache hält man ihn auch für den Bothen der Götter, den Führer der Wanderer, und den Schreiber des Saturn.

Der Mond ferner führet die Beynahmen: der Kühle, Feuchte, Braune, Rückwärtsgebogene, der Herr; Jupiter

heisset der Planet von großem Körper, der Beschauende und Lehrer, und die Venus endlich Vshæn a, der immer erzeugende Stern, oder der Frühstern. Dies scheint zu beweisen, daß die alten Brahmanen in der Sternkunde sehr bewandert waren, und daß diese Wissenschaft, zugleich mit ihren astronomischen Fabeln und morgenländischen Allegorien, von da aus nach Griechenland und Latium übergetragen wurde.

Das Alter dieser Genien oder Planeten, ist sehr von dem Alter der Menschen verschieden, und die himmlische Zeitrechnung übertrifft die des Menschengeschlechts ungemein. Nach jenem Alter berechnen die Indier das Alter ihres Volkes, und daß es demzufolge hoch heraufgeht, versteht sich nun von selbst. Ein Tag der himmlischen Genien und Götter, beträgt eins unsrer Jahre; ein Jahr von jenen durchlebt, hat die Länge von dreyhundert und fünfundsiechzig unsrer Jahre, und vier himmlische Zeitalter schließen zwölfthausend Jahre der himmlischen Genien in sich. Nach diesem Calcul richten nun die Indier ihre Zeitrechnung ein, und bestimmen ihr fabelhaftes Alter.

Von dem Gebrauche
des
G E M Ü N Z T E N G E L D E S
bey
D E N I N D I E R N .

Strabo *) sagt, die Indier hätten zwar einen Ueberfluß an Metall, bedienten sich aber weder des Goldes noch des Silbers. Und an einer andern Stelle **) erzählt er aus dem Berichte des Nearch, welcher Alexanders des Großen Schiffe nach Indiengeführt, und dieses Land durchreiset hatte, daß die Bewohner desselben zwar gegossenes, aber nicht geprägtes Erz brauchten. Eben so berichtet Pausanias ***) aus dem Munde der Reisenden, daß die Indier einen Tauschhandel gegen griechische Waaren trieben, aber bey ihrem

*) Lib. 15.

**) L. c.

***) Lib. 3. p. 117. ed. Florent. 1551.

Ueberflusse an Gold und Erzt, keine ausgeprägte Münze hätten. Arrian hingegen erzählt †), daß sich in Barygaze (Baroche) alte Drachmen fänden, mit griechischen Inschriften und den Bildnissen Apollodor's und Menander's, die dort nach Alexanders Tode die Oberherrschaft an sich brachten. Plinius endlich schreibt **), daß unter der Regierung des Kaiser Claudius, ein Freygelassener des Annius Plocamus, der den Zoll vom rothen Meere gepachtet hatte, nebst seinem Schiffe vom Nordwinde ergriffen und nach Indien, oder wie es nach genauer Untersuchung der vom Plinius angegebenen Oerter und ihrer Lage scheint, an die Insel Ceylan oder Taprobanes, verschlagen wurde. Hier nahm ihn, fährt Plinius fort, der Rachia, d. i. der heutige Rágia oder König gütig auf, und wunderte sich nicht wenig, als der Freygelassene ihm Münzen zeigte, die, obwohl sie mancherley Gepräge führten, dennoch alle im Bezuge auf die Regierung des Kaiser Claudius standen. Ja noch mehr, der König schickte hierauf Gesandten nach Rom, welche ein Bündniß zwischen ihm und den Römern bewürken sollten. Diese Verwunderung des indischen Königes, zusammengenommen mit den vorher beygebrachten Zeugnissen jener griechischen Schriftsteller und Reisenden, thun nun ziemlich deutlich dar, daß zwar griechische und andre Münzen vor Alters nach Indien gebracht sind, daß aber der Handel dieses Landes vorzüglich durch Umtausche getrieben ward, indem man ägyptische, griechische und arabische Waaren, gegen indische umsetzte. Eben daher aber konnte der Gebrauch des gemünzten Geldes denn auch nicht stark seyn, vorzüglich in den vom Meere entfernter gelegenen Gegenden, wo es, wie unter den Bewohnern des Gebürges Gates, noch itzt fast gänzlich unbekannt ist, so daß hier immer der Tauschhandel beynahe ausschließend üblich ist. Dem-

†) *Peripl. maris Erythraei.*

***) *Hist. natural. Lib. 6, cap. 22.*

ohngeachtet kann es doch schwerlich auch an assyrischen und persischen Münzen in diesem Lande gefehlt haben, da, wie die Geschichte ausweist, Darius, Semiranis und Cyrus, sich der mittlernächlichen Gegenden Indiens bemächtigt hatten. Befassten nun diese Nationen geprägtes Geld, so führten sie es auch wahrscheinlich hier ein, wie denn noch gegenwärtig in diesem Lande persische, ja sogar venetianische Münzen im Umlaufe sind, welche von den Arabern aus Cahira und Mocha, und von den Perfern aus den Gegenden am persischen Meerbusen, nach der malabarischen Küste gebracht werden *).

Doch dies bey Seite, so hat Indien einst auch seine eigenthümlichen Münzen gehabt, die sich so besonders vor den übrigen auszeichnen, daß es leicht ist, sie zu erkennen. Es ist vorhin dargethan, daß die Indier und Tibetaner schon seit den ältesten Zeiten das Dreyeck, den Lingam oder Kegel, die Bärmutter der Göttin Bhaváni, und den im Joni befindlichen Lingam verehren: wenn sich also diese Symbole oder Kennzeichen auf gewissen Münzen finden, so darf man sie für ächt indisch halten **), und von der Art ist die im Borgianschen Museum zu Velitri befindliche Silbermünze, die das Joni der Bhavani darstellt. Daß schon vor Alters und auch noch gegenwärtig die Indianer die Sonne, den Mond, die Planeten und Gestirne anbeten, ist gleichfalls schon ausführlich dargethan; dasselbe aber wird auch durch viele indische Münzen bestätigt, welche auf der einen Seite den zwiefach gehörnten Mond, auf der andern aber das Bildniß des Shiva, mit dem Dreyzack in der Hand, und das seiner Gemahlin Párvadi darstellen, wie z. B. die Münze Viráguen, welche gewöhnlich Pagode de Mangalor, d. h. die Münze der Stadt Mangalaburam, genannt wird. Sonnerat

*) S. ADLERI *Museum Cusicum Borgianum Velitris* T. I. p. 37 seq.

** *) Versteht sich, wenn der Betrug sie nicht nach indischen Originalen geprägt hat.

Anm. d. Bearb.

spricht von diesem Geldstücke *), und führet ein anderes auf, welches den Lingam darstellt; ja, er erzählt auch, daß sich noch gegenwärtig im mitternächtlichen Theile Indiens, alte Münzen finden, auf welchen die zwölf Himmelszeichen abgebildet sind, wodurch das oben gefagte eine wichtige Bestätigung erhält.

Die ursprünglichen und eigenthümlichen Münzen dieses Landes sind, wie gesagt, leicht von andern, die auch in Indien üblich waren oder sind, zu unterscheiden, denn außer den vorher angegebenen Kennzeichen, enthalten sie auch auf der einen Seite das Bildniß, entweder der Göttin Laekshmi, als der Beschützerin der Reichthümer, oder der Göttin Bhavani, die auch Bhágavadi, und unrichtig Pagode heisst, als des symbolischen Mondes, oder allein das Bildniß des Shiva, oder endlich Sterne ohne irgend eine anderweitige Inschrift. Diese ächten indischen Münzen sind sehr alt, indem sie in die Zeiten der Entstehung der indischen Religion und bürgerlichen Verfassung hinaufgehen, und nicht von auswärts her eingeführt sind. Da sie aber keine Inschrift, und keine Bildnisse der Könige enthalten, so läßt sich weder die Reihe indischer Herrscher, noch irgend ein bestimmtes, sicheres und historisches Zeitalter, oder eine solche Epoche aus ihnen hernehmen. Bis sich daher einmal aus andern indischen Denkmählern etwas gewisseres ergibt, müssen sich die Forscher der Geschichte dieses Landes an der Epoche des Königes Sálivagana halten, der im Jahre 78 unsrer Zeitrechnung starb, und mit dessen Tode die Indier selbst allenthalben übereinstimmig, ihre historische und astronomische Epoche festsetzen, welche den Namen Sálivagana Sagáptam führet. **)

*) A. a. O. Th. I. S. 258. der Oktav-Ausgabe.

**) Dieser Name ist zusammengesetzt, aus dem Namen des Königes, aus dem seines Reiches Sagam, und aus aptam, einem Worte, das im Grandonischen ein Jahr bezeichnet, so daß

Die griechische, parthische, bactrianische, persische, arabische, und neuere indische Münzen, welche sich von jenen durch Bildnisse der Könige und Inschriften unterscheiden, können vieles zur Aufhellung der indischen Geschichte beytragen. Dergleichen Münzen aber muß man itzt vorzüglich im nördlichen Indien suchen, indem die eingebornen Kaufleute und Großen sehr das geprägte Geld lieben, und die wichtigsten Kriege zwischen den Parthern, Griechen, Perfern und Indianern, am Indus und Ganges, oder in der Gegend der Städte Barygaza, Agra und Dely geführt sind. Da die Engländer eben da sehr ansehnliche Besitzungen haben, so muß man von ihnen insbesondre solche Aufklärungen erwarten, zu deren Erwerbung und Mittheilung gerade diese ihre Lage möglich zu machen scheint, wenn sie sich eine genauere Kenntniß des Samscrid erwerben.

Von den neuern Münzen der europäischen Niederlassungen in Indien, vorzüglich von den portugiesischen, die

der ganze Ausdruck so viel sagt, als: das Jahr in welchem Salyaganen regierte. Wilford in seinen Bemerkungen über die Stadt Tagara, in den *Asiatick researches* p. 373. nennt diesen König nach Anleitung der nördlichen Indier, Salbham, und sucht darzuthun, daß er um die Mitte des ersten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung, zu Patan seinen Wohnsitz gehabt habe. Auch Niebuhr a. a. O. Th. 2. S. 26. Sonnerat a. a. O. Th. 2. p. 193. 192. und andre thun dieses Königes und dieser Aera Erwähnung, so daß sich, zusammengekommen mit dem vorhergesagten, an der Sache selbst, nicht leicht zweifeln läßt. Aus dem Strabo, Plinius, Arrian und andern griechischen sowohl, als indischen Schriftstellern aber, ließe sich darthun, daß schon vor Alexandern dem Großen und nochmehr im spätern Zeitalter, eine gewisse Reihe indischer Könige vorhanden gewesen sey, daher auch Bayer in seiner Geschichte des Bactrianischen Reiches, einen König Meander von Indien und Bactrien, einhundert und fünf und neunzig Jahre vor unsrer Zeitrechnung aufführet, und den Beginn der Scythischen Könige auf das Jahr 644 vor Christi Geburt setzt. S. seine *Chronologia scythica*. p. 302.

zu Goa gleich den einländischen im Umlaufe sind, haben schon andre Schriftsteller gehandelt *). Eben so hat auch Balby**) die Zeichnung eines Ringes des Königes von Ceylan gegeben, auf welchem sich das Bildniß des Gottes Ganéscha befindet, und der sehr mit demjenigen Ringe übereinkommt, dessen sich gegenwärtig der König von Travancor, zur Versiegelung seiner Briefe bedient. In der Mitte desselben nämlich erblicket man eine Lotusblume, mit der dem Vishnu geheiligten Inschrift, Shripatmanábhen. Dies beweiset zur Gnüge, daß die indischen Könige nicht einmal auf ihren Siegelringen, ihre Bildnisse, ihre Aera, oder die Epoche ihrer Thronbesteigung, sondern Gemälde und Symbole der Götter, einzeichnen lassen, und das demnach hieraus zwar die Religion des Landes, aber nicht die Reihe der Regenten, einige Aufklärung erhalten könne.

*) S. Caspar Balbys Seereisen Th. 7. Cap. 24. S. 82. und Sonnerat a. a. O. T. I. p. 256. u. f.

**) A. a. O. Th. 7. Taf. 2.

B e m e r k u n g e n

über einige

INDISCHE MÜNZEN.

Diejenigen zwölf Münzen, über welche ich hier meine Bemerkungen mittheilen will, sind ächt indisch, und befinden sich im Museum des Cardinals Borgia zu Veletri.

Die erste dieser Münzen *) ist ein seltenes und vorzügliches Silberstück, das aus dem Königreiche Nepal in das genannte Museum gekommen ist. Es ist rund, geht aber doch an der einen Seite ein wenig in eine ovale Gestalt über. Innerhalb ist es ausgehölet (concav), erhaben (convex) aber von aussen, fast einen Finger dick, und gewähret

*) Auf der Kupfertafel Fig. I. No. I.

von einer Seite den Anblick einer länglichten Halbkugel. Durch ihre Peripherie, wie durch die zirkelförmigen Linien und die Bildung ihres Mittelpunktes an der hohlen Seite, wird es deutlich, daß diese Münze zu Ehren der Göttin Bhaváni geprägt ist, indem sie das Joni derselben darstellt.

Die zweyte Münze *) ist von Gold, und heißt ein Golmor. In Bengalen ist sie noch itzt im Umlaufe. Ihre Form ist rund, und stellt dem ganzen Ansehen nach, eine Lotusblume oder Nymphäa mit ausgebreiteten Blättern vor. In dem Mittelpunkte oder dem Becher dieser Blume befindet sich das Dreyeck, als Prinzip jeglicher Erzeugung, und Emblem der dreyfachen Kraft der Sonne. Mitten aus dem Dreyeck raget ein Punkt hervor, als der Mittelpunkt aller Kraft, aus welchem Brahma, Vishnu und Shiva hervorgegangen sind. Das Dreyeck selbst kann auch, wie schon vorhin erinnert ist, die weiblichen Theile der Göttin Bhaváni, d. i. des Mondes oder der Natur, und der erzeugenden Kraft, welche sie in die eben genannten Göttin, auch unter dem Nahmen Shakti symbolisiren, darstellen. Daher wird dieses Dreyeck gleichfalls in die Lotusblume gesetzt, indem dieselbe auch ein Symbol der durch Wärme und Feuchtigkeit hervorbringenden Natur ist.

Daß diese Münze keine scythische, tibetanische, oder sonstige, sondern eine ächte und original indische sey, beweisen nicht nur diese einländischen Symbole, sondern vorzüglich auch die Inschrift, welche sich in ihrem Mittelpunkte, am Umkreise des Dreyeckes befindet. Diese Inschrift lautet Sri, und zwey andre außerhalb dem Mittelpunkte, auf den Blättern der Lotusblume, sind durch Sa und Ka zu erklären. Es sind nagarische oder vanarenische Schriftzüge, und lassen, als einsam stehende, oder

An-

*) A. z. O. Fig. 2.

Anfangsbuchstaben, welche nicht ganze Wörter ausdrücken, zwar Vermuthungen, aber keine Gewissheit zu. Jenes erstere Sri, welches im Mittelpunkte drey Mahle vorkommt, scheint demnach der Göttin Laekshmi, der Beschirmerin des Reichthums und des Geldes, geweiht zu seyn. Im Samscrid lautet dieser Buchstabe unverderbt Shri, und wird mit einem Zuge geschrieben, macht aber dennoch ein wirkliches Wort, und einen Beynahmen der Göttin Laekshmi aus, wie wir eben bey dem diese Gottheit betreffenden Artikel gesehen haben. Nur setzt die nagarische, oder vanarenfische Volkssprache ein Sr statt des Shr, schreibt also auch Sri statt Shri, und auf diese Art ist denn jene Inschrift der Münze ausgedrückt.

Doch ist hier ein Unterschied zu bemerken. Shri nämlich schlechtweg, ist ein Nahme des Bacchus, und bezeichnet einen glücklichen, begüterten, berühmten; wird hingegen das I am Ende jenes Wortes in der Aussprache gezogen, so ist Shri der Beyname der Göttin Laekshmi, der Gemahlin des jugendlichen Bacchus, und zeigt in ihr gleichfalls eine glückliche, begüterte, und berühmte Göttin. Aus dieser Inschrift also folget, daß die bisher beschriebne Münze dem Bacchus und seiner Gemahlin zu Ehren geprägt sey. Doch, da sie auch mit der Lotusblume und dem Dreyeck bezeichnet ist, so sollte man fast glauben, daß sie gleichfalls ein Emblem des ältlichen Bacchus, das heist der nächtlichen Sonne, als des Erzeugers und Fortpflanzers, enhalte, und daß sie demzufolge der Sonne am Tage, wie zur Nacht der Erde und dem Mond, oder der Göttin Laekshmi und Bhavani, als den beyden Gemahlinnen des Bacchus, geweiht sey. Diese Münze, als ein halber Golmor *), wiegt vier rö-

*) Der Verf. nannte diese Münze vorhin schlechtweg einen Golmor, ich weiß dies also nicht damit zu vereinigen.

Anm. des Bearb.

mische Scudi auf, und ist, da sie aus feinem Golde besteht, von sehr großem Werthe.

Die dritte Münze *), welche hier in Betracht gezogen zu werden verdienet, ist von Gold, und beträgt den vierten Theil eines Golmor, oder zwey römische Scudi. Sie ist itzt in Bengalen, Vanáres, dem Königreiche Nepal, und vorzüglich in der Stadt Pattan im Umlaufe. Pattan ist ein verderbter Name, aus Patna oder Pattana, welches eine königliche Stadt, oder die Residenz eines Königes bedeutet. Vor Alters hieß diese Stadt auch Shrinagari, oder die Stadt des Bacchus, auch die reiche und berühmte Stadt. Diese ihre Beynahmen zeigen deutlich an, daß Pattan im Alterthume eine Residenz und Hauptstadt war, wie Wilford dies sehr gut dathut **), indem er zu beweisen sucht, daß der König Salbahan oder Sálivagana, um die Mitte des ersten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung, von der Stadt Tagara aus nach Pattana seinen Sitz verlegt habe. Dieser Umstand läßt schon an und für sich vermuthen, daß in dieser Stadt, wo die Kaufleute zusammen flossen, um die indischen Waaren nach Barygaza oder Baroche zu verföhren, wo sie denn auf die Schiffe geladen wurden, die ersten indischen Goldmünzen sind geschlagen worden. Die hier besonders berührte Münze, stellt von beyden Seiten eine Lotusblume mit ausgefalteten Blättern vor. In dem Mittelpunkte dieser Blume auf der einen Seite befindet sich der heilige Conus von Pünktchen umgeben, welche die Stelle der Strahlen vertreten. Auf der andern Seite bemerkt man im Kelche jener Blume einen dreyzackigen Blitzstrahl, oder einen Dreyzack, denn dieses wie das erstere ist ein Attribut des Shiva oder Mahadéva, d. h. des nächtlichen und ätern Bacchus, und zwar der Conus in soferne

*) A. a. O. Fig. 3.

**) In den *Asiatick Researches*. p. 373.

er den Lingam oder Phallus darstellt, der Dreyzack aber und der Blitz, als Werkzeuge des vernichtenden Shiva, welche er in der Hand trägt, und an denen er die Nahmen, Shùli, d. h. der Dreyzackführer, oder der Schreckliche, Vrshadvagia, der Regen-Blitz- und Donnererzeuger, und Bhaya, der Daseynggeber, erhält; alles, wie jeder sieht, Epithete: die allein Bezug auf die Sonne haben. Schlüsslich bemerke ich, daß die Inschrift dieser Münze, mit der auf der zweyten angegebenen, gleichbedeutend, und so wie sie, in nagarisch-indischer Schrift abgefaßt ist.

Die beyden folgende Münzen *) von Gold, und von ähnlichem Gepräge, heißen Viráguen, werden aber gewöhnlich Pagode genannt. Sie enthalten wahrscheinlich die ungestalteten Bildnisse des Vishnu und der Laekshmi, und haben keine Inschrift. Uebrigens sind sie sphärisch gerundet und dick, und heutiges Tages in Indien sehr gebräuchlich **).

Eine andre goldne Münze ***), gleichfalls ein Viráguen, und wie die eben genannten gerundet und dick, stellt auf der einen Seite den Shiva, die Kali, und das ungeschlachte Bildniß der Párvadi dar. Auf der andern Seite befindet sich ein zwiefach gehörnter Mond, als Symbol der letztere jener Gottheiten. Man eignet diese Münze der Stadt Mangalor zu.

Die folgende, auch eine Goldmünze †) und Viráguen, stellet von der einen Seite die Göttin Bhagavadi

*) A. a. O. Fig. 4. und 5.

**) Von ihnen handelt weitläufiger Spielberg a. a. O. Th. 7. und Sonnerat a. a. O. Th. I. S. 256.

***) A. a. O. Fig. 6.

†) A. a. O. Fig. 7.

oder Parvadi dar, und von der andern, welche convex ist, einen Stern, beydes Embleme der Sonne und Symbole des Mondes. Man schreibt diese Münze ursprünglich der Stadt Madrast auf der Coromandelküste, oder vielmehr dem Fürsten von Arcate, zu, aber weder sie, noch die vorherbeschriebne Münze haben eine Inschrift.

Noch eine andre Geldmünze *) stellt auf einer Seite deutlich das Bild der Göttin Laekshmi, auf der entgegengesetzten aber einen Elephanten in sehr artigem Gepräge dar. Nach dem alten indischen Rechte dürfen allein Fürsten, und Tempel für die einländische Götterverehrung, Elephanten in ihrem Besitze haben, und dazu dergleichen Tempeln, nach der Landeseinrichtung, oft sehr große Grundstücke gehören, so konnten einige von ihnen, vermöge des Herren- und Eigenthumsrechtes, goldne Münzen ausprägen. Demnach scheint diese Münze, als eine Tempelmünze, unterschieden werden zu können. Doch ist dies bloße Vermuthung, freylich nicht ganz ohne Grund, aber doch ohne Bestätigung, indem es an einer Inschrift gänzlich mangelt.

Die folgende, aus nepalenfischem Silber geprägte Münze **), ist, wie einige andre, sphärisch gerundet, und wie es mir scheint, mit gewöhnlichen nagarischen Characteren bezeichnet. Diese Schriftzüge sind in den Reichen und Provinzen der Könige von Catmandu Pattan und Badagao üblich. Die genannte Münze macht den vierten Theil einer nepalenfischen Rupie, oder eines Guldens aus. Rupja ist ein Wort im Sanscrit, bedeutet eigentlich das Silber. Dieser generische Name ist also sehr uneigentlich auf die Silbermünzen übertragen; doch dürfte dies nur von Ausländern gethan seyn, wie wenigstens die Reinheit des indischen Sprachgebrauchs, und die

*) A. a. O. Fig. 8.

**) A. a. O. Fig. 9.

Herleitung dieses Wortes, es vermuthen lassen. Hieraus kann man nun auch auf die Wahrheit dessen folgern, was oben gesagt wurde, daß nämlich der Gebrauch der Silbermünzen oder Rupien in Indien später, und etwa zur Zeit der Tataren aufgekommen sey, denn auf den mehren dieser Münzen befinden sich persische Inschriften, aber ganz und gar keine indische Symbole.

Auf der einen Seite einer Silbermünze von der Coromandelküste *), die gewöhnlich Panam, oder unrichtig Fanon genannt wird, befindet sich die Göttin Laekshmi, welche in beyden Händen eine Lotusblume hält. Auf der entgegengesetzten Seite siehet man einen doppelten zwiefach gehörnten Mond.

Eine goldne Münze**), die Kalien genannt wird, ist heut zu Tage im Königreiche Travancor im Umlaufe. Nachdem aber die dasigen Könige zur größern Bequemlichkeit des Volkes, wie des Handels, kleine Silbermünzen, unter dem Nahmen Ciacram, haben ausprägen lassen, sind jene Kalien außer Gebrauch gekommen. Da fünf und zwanzig Ciacram eine Rupie ausmachen, und fünf Kalien den nämlichen Werth haben, so werden die Rechnungen im Reiche Travancor zwar der Form nach auf Kalien gesetzt, würcklich aber fünf Ciacram statt jedes Kalien gezahlt. Diese Geldmünze ist im Gepräge mit vielen Punkten angefüllet, und stellet, wenn ich nicht irre auf der einen Seite, eine Ratte, als das eigenthümliche Thier des Gottes Ganésa dar.

Die zwölfte, oder letzte hierzu bemerkende Münze***), ist von Zinn, sphärisch gerundet, und mit einem stiegenden Hirschen, oder sonstigem eingebildeten Thiere

*) A. a. O. Fig. 10.

**) A. a. O. Fig. 11.

***) A. a. O. Fig. 12.

bezeichnet. Von dieser allein in der Stadt Tavai im Königreiche Ava gültigen Münze, sagt der Missionär, welcher sie nach Rom überschickte, daß sie daselbst nach einem alten Gebrauch, zu kleinen Handelsausgaben diene, und im Barmanischen Danga heiße. Auf der einen Seite, fährt er fort, befinde sich eine schimärische Figur, welche Tó genannt werde, und einen fliegenden Hirsch darstelle. Die andre Seite enthalte als Inschrift, drey Wörter im Páli-Charakter, aber umgekehrt, indem sie sich in dem Stempel in gerader Ordnung befunden hätten. Diese drey erwähnten Wörter, setzendlich der Missionär dazu, lauten Nagará mahá fakha, d. i. ein großes Hülfsmittel für den Handel, obwohl ich weder meine Lesung der Wörter, noch ihre Uebersetzung für völlig richtig auszugeben wage. So weit der Uebersender dieser Münze!

Was die von dem Missionär angegebene Inschrift anlangt, so glaube ich, werden folgende Bemerkungen zu ihrer Aufhellung und ihrem richtigen Verständnisse, nicht undienlich seyn.

Nagara und Nagari bezeichnet im Samscrid oder der heiligen Sprache, eine Stadt, Nagarivasi einen Bürger oder Stadtbewohner.

Mahá bedeutet in eben dieser heiligen Sprache das, was groß ist. Daher Mahatvam die Gröfse; Mahatmjam, die Seelengröfse; Mahòdaram, einen großen, wasserfüchtigen Leib.

Sahájam endlich bedeutet im Samscrid die Hülfe, das Beförderungsmittel. Daher denn Sahája oder Saháji der Helfer; Sahájikunu Hülfe leisten; Shakti die Kraft, Macht; Shaktiman ein starker, kraftvoller, mächtiger Mann.

Sind demnach die Charaktere dieser Inschrift richtig gelesen, so ist der wahre Sinn derselben dieser: Ein großes

Hülfsmittel für die Stadt, oder, eine grofse Kraft der Stadt.

Wenn der Missionär vorhin sagte, diese Münze werde Danga genannt, so ist zu merken, dafs dieses Wort einen Hammer, oder ein Instrument bedeutet, mit welchem man ein Bildnifs, eine Figur, oder ein Zeichen, auf Metall, oder auf ein Maafs und Gewicht prägt. Daher Dangkákasha, eine geprägte, mit einem Zeichen oder Bildnisse versehene Münze.

Jene Münze also aus dem Reiche Ava, erhält den allgemeinen oder Gattungsnahmen Donga, eine geprägte, oder mit einem Bildnisse bezeichnete Münze. Zugleich erhält sie eine Inschrift, die sie zu einem grofsen Hülfsmittel, oder zu einem nicht unbedeutenden Mittel der Kraft des Staates macht. Auch gilt diese Münze zu einem augenscheinlichen und sichern Beweise, dafs der Samscrid im Reiche Ava noch gegenwärtig üblich, und die Sprache Páli oder Bálí nichts anders sey, als ein Dialekt, oder eine verdorbene Mundart jener heiligen Sprache.

S H U D R A.

Die vierte edle Caste in Indien, ist die der Künstler und Handwerker, welche nicht weniger als die übrigen drey zur Aufrechterhaltung des Reiches beyträgt, und daher zur Zeit dieser Staatseinrichtung, mit dem Adel beehrt wurde. Zu dieser Caste gehören die Goldarbeiter, Metallgießer, Schmiede, Zimmerleute, Kränzewinder, Mahler, Aerzte, Schneider, Wahrfager, Zauberer, Leineweber, und viele andre Arbeiter.

Unedel aber, und mit einer gewissen Infamie belegt, sind die beyden Casten Pareja und Beleja. Die erstere dieser Casten hat es mit den Cadavern der in das Wasser gefallenen, oder auch natürlich gestorbenen Thiere zu thun. Die Leute aus dieser Caste enthäuten die Kühe, ziehen die Felle der übrigen Thiere ab, und essen Fleisch. Von dieser ihrer Handthierung erhalten sie die Nahmen Ciandála und Nisha, welche niedrige und verabscheuungswürdige Menschen bezeichnen.

Die andre unedle Caste der Pelejas besteht aus Sklaven, und ist zu alten Zeiten durch Gesetz und Gewohnheit aus solchen Leuten gebildet, welche wegen eines Vergehens gegen

gegen die Verordnungen und ihre Caste, aus derselben getrieben wurden, ihren Adel einbüßten, und zu Slaven gemacht wurden. Da diese Menschen nun mit Frauenzimmern, welche eines ähnlichen Verbrechens wegen ein gleiches Geschick hatten, ihre Gattung fortpflanzten, so entstand daraus diese Caste, welche bis auf den heutigen Tag Bestand hat, und wahrscheinlich so lange fortwähren wird, als die gegenwärtige gesetzliche Einrichtung Indiens besteht. Aus der Ursache zur Bildung dieser Caste ist das itzt übliche Verbum *pelejadunu* entstanden, welches soviel sagt, als aus seiner Caste vertrieben werden, verunreinigt werden, oder Infamie auf sich laden, sey es nun, daß dieses durch Vermischung mit einem Frauenzimmer aus einer andern Caste, oder sonst durch eine andre unanständige und schändliche Handlung geschehe. Doch ich kehre wieder zu der Caste *Shudra* zurück!

Alle Handwerker haben ihre Zunftvorsteher, welche *Kulashreshda* heißen. Die freyen, wie die mechanischen Künste, führen den gemeinschaftlichen Namen *Shilpishatram*. Die, welche sich mit ihnen beschäftigen, sind zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe, und Ordnung, in verschiedne Gewerke getheilt, und alle stehen unter den Zunftmeistern, welche die gewöhnlichen Richter ihrer Gilde sind. Alle Processe, die die Zunft betreffen, sie mögen Nahmen haben wie sie wollen, werden vor sie gebracht, in einer Versammlung der Aeltesten untersucht, nach der alten Sitze, und dem Herkommen gemäß entschieden, und das Urtheil, wenn der Fall schwierig ist, nach der Mehrheit der Stimmen abgefaßt. Das Amt und die Verpflichtung dieser Zunftvorsteher verbindet sie also, die Zwietracht und den Haß in den Familien schon im keimen zu unterdrücken, entstehenden Unruhen vorzubeugen, die Rechte ihrer Zunft aufrecht zu erhalten, über streitige Güter abzuurtheilen, arme Mädchen aus der Gildenkasse auszustatten, die Nachricht wegen einer Heurath anzunehmen, Ehescheidungen zu verfügen, wenn die Gatten nicht bey einander leben können, oder wegen des Verge-

hens des einen von ihnen, 'getrennt zu werden verlangen, die Verbrecher zu ermahnen, und wenn sie sich nicht bessern wollen, an den König zu gehen, und ihn zu bitten, sie vermöge seiner Macht, aus der Caste zu vertreiben, und im Vaterlande, oder ins Ausland gegen eine Zahlung, die in die königliche Kasse fließt, als Sklaven zu verkaufen. Diese Rechte der Zunftmeister sind noch gegenwärtig auf der malabarischen Küste gültig, ob sie wohl seit der Zeit sehr geschmälert sind, als man anfieng Miethsoldaten an die Stelle der alten patrizischen Krieger zu setzen, und Ausländer anzuwerben. Diese nämlich erweiterten mehr als billig die Gewalt der Könige, und die Minister hörten auf, das Urtheil des Zunftmeisters abzuwarten, sondern verhiengen eigenmächtig Belohnungen oder Strafen über Privatpersonen,

Das Bildschnitzen, die Bildhauerey und die Erztgießerey, waren in Indien seit undenklichen Zeiten bekannt, wie dies insbesondre die ältesten Tempel beweisen *). Was die Zeichnung menschlicher Gestalten, und vorzüglich die Bildung größerer Stäuen betrifft, so fehlt es den Indiern zwar ganz an dem Leben und correcten Style, den wir in ähnlichen Kunstwerken der Griechen und Römer bewundern, aber in der Abbildung kleiner Figuren, in der Darstellung von Kriegen, Triumphwägen, und in der Verzierung der Tempelfronten, zeigt sich eine Geschicklichkeit, eine schöne und gefällige Simplicität, und endlich eine so elegante Mannigfaltigkeit, wie wir sie in den altägyptischen Denkmählern nicht gewahr werden. Dafs es den größern Statüen an Kunst und Correctheit fehlt,

*) Ich beziehe mich hier auf die Tempel zu Illoura, Salcette, Rámishvaram und den auf der Elephanteninsel. Dafs Alexander diese sollte erbaut haben, läßt sich gar nicht beweisen, vielmehr spricht ihre ganze Anlage und Verzierung, so wie die sichere Folgerung aus historischen Angaben, für einländische Erbauer.

liegt nicht in der Unbehüllichkeit des indischen Genies und einer Schwäche der Beurtheilungskraft dieses Volkes, sondern in den Anforderungen der Priester und Sekten, die sich auf Meynungen und Mysterien stützen, und denen es gnüget, den Begriff von der Gottheit, nach den Geheimnissen der religiösen Vorstellung von derselben, in eine eben daher unproportionirte, und uncorrecte Abbildung gebracht zu sehen. So giebt es z. B. nichts ungefalteters, als die Statue und das Bildniß der Göttin Laekshmi, die gemeinhin sitzend, und zwar mit krummen, eingebognen und abscheulichen Füßen dargestellt wird. Das geschieht aber nicht ohne einen mysteriösen Grund, denn Laekshmi ist die Erde, welche gebähret, durch das Gebähren ernähret und belebet, und daher als die große Mutter gleichsam in gebärender Stellung abgebildet wird. Aus dieser Ursache erwiederte ein indischer Künstler, der gewisse Bildnisse der Götter in Erzt gießen sollte, und dem das ungefaltete Ansehn derselben zur Last gelegt ward: er könne nicht von der vorgeschriebenen Form abweichen, damit er nicht für einen leichtsinnigen Verächter des Gesetzes und der Gewohnheit angesehen, von den Priestern des Irrthums bezüchtigt, und bey dem Vorsteher seiner Zunft in ein böses Licht gesetzt werden möge. Dies ist auch der Grund, woher es allen Malern, Bildhauern und Gießern unterlagt ist, ein Gemählde oder eine Statue zu verkaufen, bevor dieselben nicht von Priestern in Augenschein genommen, gut befunden, mit Weihwasser eingeweiht, und in die Zahl der Götzenbilder aufgenommen sind *).

*) Der Verfasser geht hier wohl zu weit, wenn er den Mangel alles dessen, was wir Kunst nennen, in Indien, fast ausschließend auf die Rechnung religiöser und mysteriöser Glaubensvorstellungen setzt. Wenn es dem indischen Genie nicht am ächten Gefühle des Schönen fehlte, woher entspannen sich denn in ihm jene bizarren Glaubensvorstellungen von dem Ansehen der Götter, die sich doch die Imagination jedes Volkes

Was die Arzneykunde betrifft, so wird sie auch, wie Strabo schon vor Alters bemerkte *), von den Indiern in Anwendung gebracht, da sie aber die Seelenwanderung als einen Glaubenssatz betrachten, so kann es freylich nicht fehlen, daß sie sich jeder Heilart enthalten, welche einen Blutaussfluß nöthig macht. So falsch indessen immerhin auch jener Lehrsatz ist, so trägt er doch, da er dem milden Clima und dem Charakter des Volkes angemessen ist, nicht wenig zur Moralität der Indier bey. Daher nämlich rühret ihre Sanftmuth, ihre freundliche Behandlung der Menschen sowohl als der Thiere, ja, ich möchte sagen, ihre Liebe für dieselben, die sie bis in das Abergläubische treiben; daher die seltenen Mordthaten, unter den heydnischen Eingebornen dieses Landes, ihr Mitleiden mit Elenden, und ihr Wohlwollen selbst in der Bestrafung von Verbrechen. Aber eben aus jener Ursache schließten sie auch die Adereröffnung von ihren Heilmitteln aus, oder bedienen sich ihrer nur im höchsten Nothfalle. Eben so

mit den schönsten, ihm denkbaren Formen und Umrissen zu bilden pflegt? Geltehen wir es also nur aufrichtig, die Indier kannten, und kennen größtentheils noch itzt keine schönen Formen, oder haben kein Gefühl für das ächte Schöne. Sie bildeten einst ihre Götter so gut als sie sich dieselben dachten, und sie sie darzustellen im Stande waren; ihre Priester aber finden es, wie die Priester überall, trefflich, sie bey dem Alten zu lassen. Niemand wird deshalb indessen über die Indier lachen, sondern sich an Abdera und Democrit's schwarze Venus erinnern. (S. Wielands Geschichte der Abderiten B. I. Cap. 4. 5. 6.) Wenn Griechenland die größesten Meisterstücke der Schönheit lieferte, so ist das sehr begreiflich, indem der Himmelsstrich, die Anlagen, die Erziehung, die Gesetze, die Staatseinrichtung, die Bildung, und so viele andre Umstände sich vereinigten, hier an belebten und unbelebten Wesen, die schönsten Formen zu erschöpfen; weil aber alle diese Ursachen gar nicht die nämlichen in Indien sind, so wird sich auch keiner darüber wundern, wenn die Kunstwerke dieses Landes ganz anders ausfallen, als die griechische.

*) Lib. 15.

wenig kennen, oder wenden sie den Kayferschnitt und die Lavements an, und Krankheiten, die sie ohne diese Mittel, nicht durch den einfachen oder zusammengesetzten Gebrauch der Kräuter heilen können, geben sie entweder ganz auf, oder suchen ihnen durch abgesehmakte oder abergläubische Mittel Einhalt zu thun. Dies kann nicht auffallend seyn, denn so wie die Indier keine starken Gemüthsbewegungen empfinden, so hängt ihnen auch der Fehler einer gewissen körperlichen Trägheit und Schwächlichkeit an. Sie sind höchst abergläubisch, duldsam bey Uebeln, hängen über die Maasse an ihren Gottheiten, suchen Orakelsprüche *) von ihnen zu erhalten, sind nachlässig im Gebrauche von Heilmitteln, dulden voll Ergebung ihre Leiden, wenn sie zu bemerken glauben, daß die Arznei nichts bessert, und die Götter ihnen nicht hold sind, und übergeben sich ohne Bangigkeit dem I s h v a r a, oder dem rächenden Gotte. Man sieht sehr viele von ihnen mit einer Ergebenheit auf dem Krankenlager liegen, die auf einen gänzlichen Mangel des Geistes und der Sinne könnte schliessen lassen, und viele sterben, so sehr ihre körperlichen Kräfte auch von den Leiden schon hingeraffet seyn mögen, ohne daß ihr Gesicht ein Zeichen des Todes verräth, ruhig hin.

So gering nun die Kenntniß ist, welche die Indier von der Arzneykunst und Chirurgie haben, so giebt es doch kaum einige Krankheiten, jene allgemeine Nationalschwäche etwa ausgenommen, welche die Brahmanen nicht zu heilen verstehen. Auch giebt es in diesem Lande eine gar große Menge medicinischer Schriften, und die Knaben lernen von der zartesten Kindheit an die Kräuter und ihre Eigenschaften kennen, so daß man zehnjährige Kinder ihres Geschlechts sieht, die man als erfahrene Kräuterkundige zu bewundern genöthigt ist. Die Analyse der

*) Die, wie hier, oft auch in bloßen Anzeigen und Vorbedeutungen bestehen.

Pflanzen und die Beschreibung ihrer Kräfte, ist, nach Maafsgabe der alten und neuen Versuche und des langen Gebrauchs, in jenen Schriften so vollständig und genau als möglich *).

Dafs die Indier schon in sehr alten Zeiten die Schreibkunst in Ausübung gebracht haben, bestätigt Strabo**), und die Materialien, auf welche sie schreiben, mögen wohl nach und nach in der nämlichen Ordnung gefolgt seyn, welche Plinius angiebt***). Zuerst dürften die Indier sich wohl durch die trockenen und häufig vorhandenen Palmblätter zum schreiben aufgefordert gesehen haben, und daher die Menge aus solchen beschriebenen Blättern bestehender Bücher, welche, wenn sie mit einem durch zwey Oefnungen an beyden Fugen der Blätter durchgezogenen Faden, und zwey, gleichfalls Palmblätter enthaltenden Tafeln, zusammengefnüret werden, Grantham heissen. Von diesen Büchern also hat der Samscrid uneigentlich denselben Namen Grantham erhalten, indem die Sprache und die Schrift, in welcher dergleichen alte Bücher abgefaßt sind, keine andere als die samscridische ist.

Später als die Bücher aus Palmblättern, kamen wohl die papiernen in Gebrauch, vorzüglich im nördlichen Indien, wo die Palmen seltener sind. Wie alt die Weberey

*) Wer sich Kenntnisse der Sprache erworben hat, kann in den zahlreichen Handschriften der itzigen Nationalbibliothek zu Paris, auch über diesen Gegenstand, reichliche Auskunft finden, vorzüglich in dem daselbst gleichfalls vorhandenen Buche Adaravavedam, welches von dem vierten Gesetze der Indier, oder den Funktionen der vierten Caste handelt. S. auch Sonnerat a. a. O. T. I. chap. 5. p. 74. auch chap. 9 p. 174. Asiat. Researches. T. I. p. 408. und 428. und Niebuhr a. a. O. Th. 2. p. 17.

**) A. a. O.

***) Hist. nat. Lib. 13. cap. II.

der feinen Leinwand unter diesem Volke sey, erhellet aus dem Arrian *). Aus der Baumwolle nun, welche zur Verfertigung jener Leinwand diente, bereiteten sie denn auch gleichfalls eine Art noch ziemlich roher Papierplätter, welche hernach, wenn ihre Oberfläche abgerieben und geglättet war, auf mannigfache Art in Bücher zusammengeheftet wurden **). Wenn der König von Travancor an angesehene, nicht unter seiner Herrschaft stehende Männer schreibt, so bedient er sich nach europäischer Art des Papiers, faltet den Brief zusammen, und verschließt denselben mit seinem Siegel; schreibt er hingegen an seine Unterthanen, so geschieht dies auf Palmblättern. Als eine Probe der Art, wie dergleichen Briefe abgefaßt sind, mag hier die Uebersetzung eines, von dem genannten Könige im Jahr 1787, an den Bischoff und die Missionspriester zu Verapolis erlassenen Schreibens folgen.

S c h r e i b e n

zur Einsicht für den Bischoff und die Väter zu Verapolis.

Ich habe Euer an mich abgeschicktes Schreiben gelesen, es mir vorlesen lassen, und den ganzen Vorgang daraus ersehen. Zu gleicher Zeit habt Ihr mir nun den Ausgang des Verfolgs überschrieben. Ich hoffe nicht, daß dem Herkommen eures (christlichen) Gesetzes, ohne Veranlassung ein Hinderniß werde in den Weg gestellt werden. Wenn aber etwas dem ähnliches geschehen sollte, so will ich Euch

(* In seinem *Periplus*.

**) Als Proben dieser Art von Büchern, sind die tibetanischen, peguanischen, indischen, und chinesischen Papierhandschriften, und das auf Seidenzeug geschriebene Diplom des großen tibetanischen Lhama, auf der Bibliothek der *Congregatio de propaganda fide*, zu betrachten.

über alles anhören, und den Handel schlichten. So habe ich, der Großsecretär, Pira Ciñdum Perumál Má dé ven, dieses Schreiben, gemäß dem Befehle Sr. Majestät abgefaßt.

Shripatmanábhen

(des Königes eigenhändige Unterschrift.)

Ausserhalb lautet die Aufschrift:

Antwortschreiben des Königes an den Bischoff und die Väter zu Verapolis.

Gleichzeitig mit dem Gebrauche der papiernen Bücher, scheint die Benutzung der Kupferplatten, indem die Gesetze, Privilegien und andre wichtige Denkmähler, Palmenblättern und Baumwollenpapier nicht mit Sicherheit konnten anvertraut werden. Mehrere solcher Kupferplatten haben die Engländer zu Calcutta bekannt gemacht*), deren erstere eine Grundverleihung enthält, und, man mag die indische Aera wie man nur will berechnen, in die Zeit vor dem ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung zu setzen ist. Hierbey aber ist zu bemerken**), daß die nördlichen Indier nicht bloß nach der Aera des Sálivagana, von welcher vorhin die Rede war, sondern auch, und zwar gewöhnlich, nach der Aera des Königes Vikramàditja, die Jahre zählen. Das Jahr 1848 dieser Aera

*) In den *Asiatick Researches*. p. 123. 131. 279. 357.

**) Was auch schon Niebuhr a. a. O. Th. 2. S. 27. bemerkt hat.

Aera ist unser 1791stes Jahr; wenn es daher wahrscheinlich ist, daß es in jener Kupferplatte heist: der König Déva-pála oder Gopala *) habe jenen Grundbesitz im drey und dreyßigsten Jahre der Aera des Königes Vikramáditja ertheilt, so kann man die Ausfertigung dieses Instrumentes schwerlich anders, als in das drey und zwanzigste Jahr vor Christo setzen **). In eben diesem Denkmahle wird des Sugueda, d. h. des Budha, gedacht; ferner der Göttin Laekshmi, des Râma, des Râvana, ja auch der bisher erwähnten Sekten und Casten. Es fehlt demnach auch den Indiern nicht an einländischen Denkmählern, und diesen, so wie ihren Büchern, zufolge, läßt sich mit vieler Ueberzeugung behaupten, daß der Gebrauch des Samscrid in der Schrift sehr alt sey, und daß alles, was bisher von mir, vorzüglich aus den Angaben des Buches Amarafinha vorgetragen ist, noch itzt unwandelbar bestehe.

Die Indier schreiben vermittelst eines eisernen Griffels, mit bewundernswürdiger Fertigkeit auf die Palmblätter,

*) Diese Nahmen werden in den *Asiatik Researches* sehr unrichtig *deb paal* und *Gopaal* geschrieben.

**) Einige halten den Vikramaaditja, nach der Tradition der Indier, für einen Vater des Königes Sâlivagana oder Salbahan, wie Niebuhr a. a. O. wo er nur, wie Wilford und Wilkins in den *Asiat. Researches*, beyde Nahmen falsch schreibt. Einige schreiben auch Vicramáditja, und das kommt sehr mit dem reinen und originellen Samscrid überein. Vikram oder Vicram zeigt das Außerordentliche an, Aditja aber heist die Sonne, daher jener ganze Name so viel sagt, als die außerordentliche, die größeste Sonne. Doch wer auch dieser König immer gewesen seyn mag, genug daß von seinem Tode an eine besondere historische Aera beginnt, an der sich nicht zweifeln läßt, da sie in den indischen Denkmählern benannt wird. Vorzüglich findet sie sich auf allen bisher bekannt gewordenen Kupferplatten jener Art in Indien. Daher hat man sich denn auch diese Aera, neben der des Königes Sâlivagana, zu merken. Es ist wohl falsch, wenn einige behaupten, jene erstere Zeitrechnung begiñne mit dem Jahre 250 nach Christi Geb.

und das, indem sie stehen, sitzen, umhergehen, oder liegen, oft sogar, ohne etwas zu haben, worauf sie sich stützen könnten. Die Anzahl der Abschreiber ist groß, und eben so groß die Menge der Handschriften, die man doch nur erst nach großer Mühe lesen lernet.

Ich schliesse hier diese Untersuchungen mit einem indischen Denkspruche oder Slogam *).

„Liebe den Umgang mit ehrbaren und würdigen Leuten; wünsche, daß es dem Andern wohl ergehe, und du selbst thue wohl; ehre deinen Lehrer und Meister, befele dich der Wissenschaften, halte dich bloß an deine Gattin; fliehe und verabscheue die Sünden der Welt; sey ergeben gegen deinen Schöpfer, zügele die Leidenschaften, meide den Umgang mit Bösen. Dem Manne, der so handelt, werde Lob und Verehrung zu Theil!“

*) Schon DIOGENES LAERT. *de vitis philosophor. in proem. p. 2. ed. Rom.* sagt: man erzähle, die Gymnosophisten philosophirten in Räthseln und kurzen Denksprüchen, die hauptsächlich darauf hinausgingen, daß man die Götter verehren, nichts Böses thun, und rechtschaffen seyn solle. Eben diese Art zu philosophiren findet noch itzt in Indien statt. und solche kurze Denksprüche heißen Slogam. Ihre Menge in Indien ist groß, und die Knaben lernen sie von der frühesten Kindheit an auswendig. Auch fehlt es nicht an Apophthegmen, durch welche die Indier die Sitten ihrer Jugend zu bilden suchen.

A n h a n g

einiger

Z u f ä t z e u n d B e r i c h t i g u n g e n .





Es war vorhin die Rede von Vishnu's irdischen Erscheinungen, doch nur in solcher Kürze, als es das Verhältniß zu der Behandlung der andern Gegenstände gestattete. Da die Sache indessen eine ausführlichere Darstellung wohl verdient, so mag sie hier insbesondre nachfolgen.

Zuvörderst also kommt hier ein ächt indisches Gemälde in Betrachtung, das sich in dem Museum des Cardinal Borgia befindet, in einem Nachstiche nebst andern Copien indischer Originale, diesem Werke beygelegt werden soll, und die irdische Erscheinung Vishnu's in Gestalt eines Fisches, vor Augen stellt.

Auf diesem Gemälde nun erscheint ein ruhiges Meer; aus welchem eine Menge weißer und röthlicher Wasserblumen emporraget, die gleichsam den Beginn der Erzeugung aus dem Wasser ankündigt. Auf dem Meere schwimmt die goldfarbige, glänzende Scheibe der Sonne; die auf eine Vereinigung der Wärme mit dem Wasser als das eigentliche Prinzip der Hervorbringung, hindeutet. Aus einer Trommetenmuschel, dem andern symbolischen Principe jeder möglichen guten und bösen Erzeugung, geht ein schrecklicher, flammender Riese, mit einem entblößten Schwerdte bewafnet hervor. Ihm gegenüber aber erhebt sich ein großer Fisch über die Fluth, mit weit geöffnetem Rachen, aus welchem Vishnu hervortritt. Vier Hände werden an diesem Gotte bemerkbar; in der ersten hält er

einen Pfeil, in der zweyten eine Trommetenmuschel, in der dritten eine Wasserblume, und in der vierten endlich das Ciacram oder Rädchen. Seitwärts stehen auf dem Meere vier weibliche Gestalten, die in ihren erhobenen und verschlängten Händen eine Lotusblume tragen, und Vishnu anbeten. Vishnu selbst strafet mit dem Pfeile und Ciacram den Giganten, oder Dämonenfürsten Irannja, den grausamen Tyrannen der Welt *). Am Ufer liegen die vier Bücher des indischen Gesetzes, welche unter dem Nahmen Vedam bekannt sind. Diese hatte Irannja dem schlummernden Brahma entwandt und in das Meer geworfen, Vishnu aber als Fisch, sammelte sie dort wieder zusammen, und legte sie unbeschädigt an das Ufer.

Auf dem obern Raume des Gemäldes, wird man zwey weiße Stiere, Embleme der Erzeugung, gewahr, welche mit Decken versehen sind. Sie ersteigen mit gleichmäßigem Schritte einen Felsen, auf welchem sich der berühmte indische Baum Kalpaorksham befindet, der ein Emblem der Unsterblichkeit, Gerechtigkeit und Festigkeit ist. Kalpam nämlich bezeichnet diese Eigenschaften, Vrksam aber einen Baum, und so dient die Vereinigung dieser beyden Wörter zu der Bildung jenes Nahmens.

Dies nun ist die erste irdische Erscheinung Vishnu's in der Gestalt eines Fisches, und die Indier bezeichnen sie mit dem Nahmen Malsjavadaram; übrigens leuchtet es ein, daß sie auf die sogenannte Sündfluth Beziehung habe. Brahma, der Fürst und Genius der Erde, uneingedenk des höchsten und eigentlichen Gottes Parabrah-

*) Einige schreiben den Nahmen dieses Riesen Irenniaczen, welches soviel sagt, als: der Herrscher Irannja, d. h. der zürnende, wüthende Herrscher, der mächtige Genius. Sonnerat nennt ihn Canagacchen, Calakégen und Ajcriben. Der zweyte dieser Nahmen bezeichnet einen Herrn der Sünde, denn Kalagam, oder Calakam, mit welchem k bedeutet Sünde, Isha aber, oder das adjectivische Egen oder Eshen, zeigt den Herrn oder Urheber der Sünde an. Es ist unrichtig, wenn dieser Riese in den *Asiat. Researches* Hereni heißt.

ma, schlummerte, noch im ersten Zeitalter der Welt, ruhig ein. Irannja, ein geschwornener Feind der Götter und guten Genien, und das immer wachsame Oberhaupt der Dämonen, stahl ihm mittlerweile die Bücher des Védam *) und warf sie in das Meer. Das Menschengeschlecht, dadurch aller Gesetze und Vorschriften entbunden, begann Parabrama'n zu verachten, sich allen möglichen Lastern zu ergeben, und veranlasste dadurch die Sündfluth, als Strafe für seine Vergehungen. Mitten unter dieser Vertilgung der übrigen Menschen, lief auch Manu oder Satjavrta, der Gerechte und Redliche, gleiche Gefahr. Schon schwamm er auf der Fluth, in welcher Lage ihn das erwähnte Gemälde darstellt, als Vishnu sein Gebet erhörte, es sich dieses Mannes sowohl, als der untergehenden Welt jammern ließ, den Riesen bekämpfte, Manu'n errettete, und die Bücher des Gesetzes aus dem Meere hervorbrachte. Hierauf begann eine neue Geburt der Dinge aus dem Lotus und der Trommetenschnecke, der paradiesische Baum Kalpavrksham, der den Trank und die

*) Der Name Védam oder Bed, wie ihn die Indostaner und Nepaleser aussprechen, bezeichnet eigenthümlich die heilige Lehre von der Verehrung der Sonne, des Mondes, der Planeten und Elemente. Das Buch Védam aber ist allegorisch zu nehmen, und besteht eigentlich in dem Buche der Natur, d. h. in der Ordnung, Uebereinstimmung und Harmonie zwischen Himmel, Erde, Elementen und irdischen Dingen, die bey der Sündfluth in das Meer herabsank, und welche Vishnu, jene personificirte erhaltende Kraft der Erde, wieder herstellte. Demzufolge bekennen die Brahmanen, daß ein wirkliches historisches Buch Védam gar nicht vorhanden sey, und so ist es lächerlich, wenn in unsern Tagen einige behauptet haben, dieses Buch sey von ihnen aufgefunden worden. Védam ist itzt bey den Brahmanen ein Name, mit dem sie im Allgemeinen das Gesetz, die Lehre und die Anordnung der Götterverehrung, welche in mehr als einem Buche enthalten sind, andeuten, und so heist denn bey ihnen ein Gesetzlehrer Védî, die Erklärung des Gesetzes Védârtham, das Gesetz oder die Verordnungen der St. Thomas-Christen in Malabarien Nas-râni védam u. s. w.

Speiße der Unsterblichkeit, welche den Göttern oder guten Genien versprochen waren, enthält. Die Stiere, als Embleme der neuen Erzeugung, giengen hervor, und die Sonne endlich schwamm über dem Meere, als Symbol des Vishnu, des Erhalters der Welt, der einer gleichen Verehrung würdig ist, mit dem einzigen und wahren Gotte, dessen leibhaftes Abbild er ist. Erst damals begannen die Indier den Vishnu zu verehren, als er in menschlicher Gestalt, unter dem Nahmen Krshna, auf der Erde erschien, und jene Gestalt soll er von seinen Voreltern ererbt haben, die sich gleichsam auf wogenden Bretern, aus dem Verderben der Fluth erretteten. Krshna selbst sagte davon in Buche Bhágavadam: „Vermittelt des Schwimmens ward dieser schwimmfähige Körper erhalten, er, der Grund und Urstoff der Pandavafamilie, und so nach auch dieses meines Körpers, der, als er sich des Bogens und Pfeiles des Gottes Brahma bediente, den Schutz des Gottes Vishnu erlangte, drey Ciacram *) erhielt, und mit denselben den Leib meiner Mutter erfüllte“.

Die zweyte irdische Erscheinung Vishnu's, welche die Indier Kûrmavadaram nennen, gieng vor sich in Gestalt einer Schildkröte, und ist gleichfalls in einem andern Gemählde dargestellt. Hier erblicket man den Berg Meru, den Wohnsitz Sonne, mitten im Meere, wohin ihn die guten und bösen Geinen, während des heftigen Kampfes, der zwischen ihnen eintrat, gestossen hatten. Die Veranlassung zu diesen Kampfe gab das Amrdam, oder der Trank und die Speiße des Himmels, welche Vishnu auf jenem Berge, oder in seinem Paradiese, das Vaicunda heisset, austheilet. Die guten sowohl, als die bösen Genien sehnten sich ungemein nach diesem Tranke

*) Diese Ciacram sind, wie schon sonst bemerkt ist, Rädchen, und Symbole der Herrschaft über Himmel, Erde und Unterwelt.

Tranke *), und wollten ihn von dem Berge Meru entwenden. Bey dem Kampfe beyder Partheyen, den diese Begierde entzündete, sank der genannte Berg, auf dem die Erde ruhet, tief in das Meer herab. In dieser Gefahr eilten die guten Genien zu Vishnu, dem Erhalter der Welt, und baten ihn, den Berg zu retten. Er that es. In der Gestalt einer Schildkröte liefs er sich in das Meer herab, stemmte von unten her seinen Rücken gegen den Fuß des Berges, und hob ihn nicht nur aus den Fluthen empor, sondern unterstützte ihn auch, damit die Gewalt der Wogen ihn nicht wieder in die Tiefe herabwälzen möchte. Als die guten und bösen Genien den paradisischen Berg wieder hergestellt sahen, fassten sie ihn mit der grossen Schlange V á s u g h i, welche die Welt in zirkelförmiger Schliengung umschliesst, ein, indem die bösen Genien den Kopf, die Götter aber den Schwanz dieser Schlange ergriffen, und ihn um den Berg herumzogen, von welchem sie denn wieder die göttliche Speise zu erlangen strebten. Auf dem Gemälde ist unter den Göttern, welche am Schlangenschwanz ziehen, Brahma der erste. Man erkennet ihn an seinen vier Gesichtern; und an dem Buche, welches er in der Hand hält. Ihm zunächst erscheint Vishnu, mit seiner Kette oder seinem Blumenkranze am Halse. Der dritte dieser Götter ist Shiva. Er hat ein Tigerfell um die Schultern, eine Haubenschlange auf dem Kopfe, in der Hand aber einen Dreyzack, an dem eine Glocke befestiget ist. Indem nun die genannten Götter auf das thätigste in ihrer Arbeit beschäftigt waren, gefiel es der Schlange nicht länger sich zerren und ziehen zu las-

*) Bey der grossen Verschiedenheit der Meynungen aller Völker, die einen ähnlichen Glauben haben, über das, worin ihre himmlische Speise, oder ihr himmlischer Trank bestehe, wird man es den Indiern wohl zu gute halten, wenn sie ihn nach unterschiedenen Gegenden, bald aus Milch, bald aus Honig, bald wieder aus Kräutern anfertigen lassen, und ihm die Ertheilung der Unsterblichkeit zuschreiben.

fen, sie entledigte sich ihres Giftes, und inficirte das ganze Meer mit demselben. Sogleich aber ströhmte der Berg Meru sein Ambrosia aus, welches indessen der himmlische Arzt *Danu vandra* von der Meeresfläche wieder auffammelte, und wohlbewahret in einem Gefäße dem *Vishnu* auslieferte, der sich auf dem Gipfel des genannten Berges befand. Hier theilte es dieser Gott nun an die guten Genien aus, nachdem vorher noch die Dämonen waren vertrieben worden, welche seit der Zeit einen unauslöschlichen Groll, Mißgunst und Haß gegen die Götter in ihrem Busen nähren.

Demzufolge erscheint *Vishnu*, dreymal auf diesem Gemälde. In der Gestalt einer Schildkröte nämlich hält er den Berg in die Höhe, in Menschen- oder Göttergestalt zieht er mit am Schwanze der Schlange, und mit dem Ansehn eines Gottes oder Königes endlich sitzt er auf dem Gipfel des Berges Meru, mit untergeschlagenen Füßen in einer Lotusblume. Sein Gesicht ist schwarz von Farbe, sein Haupt mit einem Kranze unwunden, und auch hier, wie öfter, erscheint er mit vier Händen, in denen er wieder eine Lotusblume, einen Pfeil, die Trommetenschnecke und das eiserne Rädchen, oder *Ciacram* hält. Sobald er das vom Meere zusammengelesene Ambrosia an die übrigen Götter vertheilt hat, steigt neugebohren, aus den Fluthen die Göttin *Laekshmi* *), die Gemahlin *Vishnu*'s hervor, welche mit einer Wasserblume in den Händen, sich ihm zur Rechten niederläßt. In demselben Augenblicke wurde auch aus dem Meere, *Sarasvadi*, die Göttin der Harmonie und Eintracht, und *Brahma*'s Gemahlin erzeugt, die auf der linken Seite *Vishnu*'s ihren Platz nahm. Ja noch mehr, auch die Göttin *Mudevi*, oder die Göttin der Schamlosigkeit und Zwietracht, welche sich indessen nicht auf diesem Gemälde befindet, entschlüpfte

*) Sie ist gleichsam die *Magna mater*, *Ops*, oder *Venus* der Indier, die Göttin der Erzeugung und Fruchtbarkeit.

damals zuerst dem Meere. Nebst diesen Göttinnen gebahr zu derselben Zeit das Meer noch eine Kuh, das Symbol der Fruchtbarkeit, ein Ross mit sieben Köpfen, den Baum Kalpavrksham, und einen weissen Elephanten, der sich nicht nur an Stärke und Klugheit auszeichnete, sondern auch von Vishnu zu einer Stütze der Welt oder Erde bestimmt wurde. Dies ist der fabelhafte Grund der indischen Behauptung, daß die Erde auf einer Schildkröte und acht Elephanten ruhe, und daß das Erdbeben durch die Bewegung dieser Thiere von ihrem Standorte, bewürkt werde. Auf dem Meere und am Ufer erblickt man viele Wasserblumen, und an dem obern Rande des Gemäldes die Sonnenscheibe, und den zwiefach zugespitzten Mond.

So viel von dem Gemälde selbst, und itzt noch etwas von dem mysteriösen Sinne, der auf demselben dargestellten Gegenstände!

Die guten und bösen Genien, wünschen die Unsterblichkeit zu erlangen. Zu diesem Endzwecke suchen sie den himmlischen Trank, entweder von dem Berge Meru, als dem Wohnsitze der Sonne, der ersten Gottheit, und dem Symbole des wahren Gottes, oder dem Baume Kalpavrksham, gleichsam dem Baume des Lebens und Todes, oder endlich selbst aus dem Paradiese Vishnu's, zu entwenden. Doch, indem sie am heftigsten darnach streben, und gegenseitig auf das leidenschaftlichste kämpfen, sinket urplötzlich der Berg, der Baum, ja das Paradies selbst in das Meer herab. Um sie von dem gänzlichen Versinken zu retten, nimmt Vishnu, die personificirte erhaltende Kraft der Welt, die Gestalt einer Schildkröte an, läßt sich in die Fluthen herab, und erhebt unverfehrt, sammt dem Berge die Welt aus dem Wasser. Nimmt man dies alles zusammen, so scheint diese irdische Erscheinung Vishnu's, die Idee der Schöpfung, eines Kampfes zwischen Genien und Engeln, eines wohlthätigen und schädlichen Baumes, eines Hinabsinkens der Erde in das Meer, d. h. einer Sündfluth, und endlich eines Erhalters und Wie-

derherstellers des Menschengeschlechtes, in sich zu schließen. Die Schlange, ein Symbol des Lebens und Todes, welche die ganze Erde in ihrem Kreise umfaßt, vergiftet das Wasser; welches wir als Prinzip der Entstehung kennen gelernt haben, und daher rührt die zwiefache, gute und böse Generation der Menschen. Aber der himmlische Art sammelt die ins Meer verstreute Götterspeise (die Unsterblichkeit) wieder an, und Vishnu theilt sie hierauf bloß an die Rechtschaffenen aus. Die Frevler hingegen werden vom Geschenke und Genuße der Unsterblichkeit und Glückseligkeit ausgeschlossen.

Es ist nicht unbekannt, daß diese irdische Erscheinung Vishnu's, von Andern noch auf eine etwas verschiedene Art erzählt werde: aber die besondere Tradition einer einzelnen Provinz, kann der allgemeinen Lehre der Indier keinen Eintrag thun, und diese stimmt mit ihren handschriftlichen Werken und Gemälden, ganz unfre aufgestellten Nachricht bey.

Ein großer Theil der asiatischen Völker, hat ähnliche, ja übereinstimmende Mythen, mit der eben vorgetragenen. Einige von ihnen halten das Auffinden ihres Göttertranks für möglich, verschwenden zu dem Ende, gleich guten Goldmachern, Zeit und Geld bey ihren Experimenten, und erkaufen sich endlich mit dem Genuß ihrer Extracte, ein früheres Lebensende. Ein ähnlicher Wahn hat sich auch der Indier und Tibetaner bemeistert, doch hegen die erstern, wie es scheint, eine edlere Idee von ihrem Amr-dam, und halten es nicht für ein Kraut. Schwerlich kann diese Götterspeise etwas anders seyn, oder bezeichnen sollen, als die Unsterblichkeit selbst.

Der Berg Meru heißt bey den Indiern auch Sumeru, der schöne Berg; Raetnálena, der köstliche, goldene Wohnsitz; und Suráleja, das Haus, oder die Wohnung der Sonne. Dieser Berg ist also nach der Lehre der Indier, eine Art von Paradies, in welchem Gott die Unsterblich-

keit verleihet. In demselben befindet sich auch der Baum Kalpavrksham, d. i. der Baum der Unsterblichkeit, Festigkeit und Gerechtigkeit. Die nördlichen sowohl, als die südlichen Indier verehren gleichmäfsig diesen Berg, und nennen ihn Someru. Die Tibetaner, welche mystische Stufen auf diesem Berge annehmen, glauben, daß sich auf ihm die Sonne, der Mond, und ihre Lahas oder Planeten befinden und dort im Beschauen vertieft sind. Den Nahmen des Berges schreiben sie Rirou oder Righiellunbò, welches, wenn man es auf den Samserid zurückführt, Irushi, oder unrichtig Rigi und Rushi lunbo lautet. Dies aber sagt so viel als, der Berg der beschaulichen, oder der glückseligen Planeten-Gottheiten, welche auf ihm die Sonne und den Mond anschauen und ihnen Verehrung erweisen.

Auf der südlichen Seite dieses Berges, soll sich, nach der Meynung der Indier und Tibetaner, der Baum Ciamba befinden, welchen die Indostaner Gramum, die Tibetaner aber Zampu nennen; offenbar Verfälschungen jenes erstern Nahmens. Dieser Baum findet sich häufig in Indien, und die im Lande zerstreutlebenden Portugiesen nennen ihn nach einer Verstümmelung in ihrer Sprache Jamboeira. Seine Frucht, die in einem grünen, innerhalb mit einem milchartigen Kerne versehenen Apfel besteht, und ihrer Natur nach viele Hitze hat, heist bey ihnen Jámba, oder der Adamsapfel. Als die Portugiesen zuerst nach Indien kamen, erzählten ihnen die heidnischen Einwohner, daß der Ciamba-Baum in ihrem Paradiese, das heist, auf dem Berge Meru gepflanzt sey, und daß demselben die zwiefache gute und böse Generation der Menschen, ihre Entstehung verdanke; dies gab die Veranlassung zu jener Benennung der Frucht dieses Baumes. Auch glauben die Indier, daß aus dem Saft dieser Aepfel sich ein Höllenfluß bilde, indem sie den Ciamba-Baum zwar für den ersten und frühesten im Paradiese, aber auch für den Urheber alles Uebels halten. Weil doch aber die alten Indier dafür hielten, daß nicht ein und der-

selbe Baum zu gleicher Zeit eine gute und böse Frucht tragen könne, so dichteten sie noch einen zweyten Baum auf dem Berge Meru, und nannten ihn Paramagiádika, oder den Muscatennufsbaum. Eigentlich bezeichnet Parama im Samscrid eine herrliche, ausgezeichnete, treffliche Sache *), Giádika aber die Muscatennufs. Auf diese Art also bildeten sich mit Verlaufe der Zeit durch Grübeleyn, zwey Bäume des Paradieses in der Meynung der Indier. Die ältesten brahmanischen Schriften hingegen thun nur eines einzigen, nämlich des öfter gedachten Baumes der Gerechtigkeit und Unsterblichkeit Erwähnung. Die Wahl jener zwiefachen Bäume in spätern Zeiten ist indessen für die allegorische Dichtung der Entstehung des Guten und Bösen nicht übel ausgefallen. Die Muscatennufs nämlich gewähret, wie man bemerkt haben will, durch ihren Genuß eine gewisse Heiterkeit dem Geiste, Kräfte dem Körper, Stärke dem Magen, und den Sinnen eine merkliche Lebhaftigkeit. Aus dieser Ursache ist sie auch eines der indischen Leckerbissen, und eine vorzügliche Zuthat beym Reis und andern Speisen. Der milchigte Ciába-Apfel hingegen, soll eine gewisse Hitze, und eine solche narcotische verderbliche Kraft bey sich führen, die auch den stärksten Magen angreift, und den rüstigsten Mann zu Boden wirft. Gegenwärtig bedient man sich in Indien, wie es heist, schändlicher Weise dieses Apfels zum Abtreiben der Geburt, und durch die Einmischung seines Saftes in Kuhmilch bereitet man seinem Feinde den Tod **).

Schlüsslich wird es hier nicht überflüssig seyn, anzumerken, daß nach der Meynung der Indier und Tibetaner,

*) Z. B. Paramen, das herrlichste, höchste Wesen, die Gottheit.

**) Abbildungen oder Beschreibungen des Ciába-Baums befinden sich im *Alphab. Tibet*, p. 472. Taf. 1. Bey Pivati a. 8. a. O. T. 8. Tab. 20. Fig. 2. und im *Horto Malabarico. Amstelod.* 1689. T. 1. Fig. 8.

am Fusse des Berges Meru, aus vier, neben der Wurzel des Baumes Kalpavrksham befindlichen Steinen, ebenso viele Flüsse entspringen, nämlich der Indus, Ganges, Pahkiu und Sita *), welche die Kraft haben sollen zu reinigen und zu entzündigen. Wenigstens wird hierdurch die Aehnlichkeit dieser gesammten Fiction mit den Mosaischen Nachrichten, welche sich schon im vorhergesagten zeigte, verstärkt.

Die dritte Erscheinung Vishnus, welche mit dem Nahmen Varáhavadáram bezeichnet wird, gieng in der Gestalt eines Ebers vor sich. Auf einem originel indischen Gemähde wird sie folgendermassen dargestellt.

Man erblickt ein mit Wasserblumen überdecktes Meer, auf dem der flammende schreckliche Riese Irannja schwimmt, und neben ihm sein Schwert, das ihm aus den Händen entfallen zu seyn scheint. An der Seite desselben, gleichfalls auf dem Meere, steht der Sieger Vishnu, braun von Farbe, und ganz in menschlicher Gestalt, nur mit dem Kopfe eines Ebers, aus dessen Mund ein Zahn desselben Thieres hervorragt. Auf diesem Zahne ruhet in einer Lotusblume, die Erde mit Wälen und Thürmen überdeckt. Irannja nämlich versenkte die Erde in den Abgrund des Meeres, aber Vishnu besiegte ihn, und führte sie in der erwähnten Gestalt, wieder unbeschädigt aus dem Meere herauf. Diese Erscheinung Vishnu's scheint mit den beyden frühern zusammen zu hängen **). Ein gewisser Schriftsteller ***) sagt, dafs nach

*) Pahkiu und Sita sind die tibetanischen Nahmen dieser Flüsse.

**) Abbildungen dieser dritten irdischen Erscheinung Vishnu's kann man sehen bey Pivati, a. a. O. T. 8. Tab. 21. Fig. 1. und bey Sonnerat a. a. O. T. I. p. 286.

***) Der Pater Marcus a Tumba in einen handschriftlichen Werke auf dem Museum des Card. Borgia.

der Meinung der nepalenfischen Indier, der Dämon Iran-
ja, im ersten Zeitalter der Welt, die Ursache des mensch-
lichen Verderbniffes gewesen, daß er hierauf die Erde im
Meere zu versenken begonnen habe, und daß demzufolge
diese drey ersten irdischen Erscheinungen Vishnu's im
Bezuge auf die große Fluth stehen. Macrobius *) hält
den Eber für ein Symbol der regnigten Jahreszeit. Nimmt
man dies an, so läßt sich's leicht erklären, warum Vi-
shnu bey der allgemein verheerenden Fluth, die Gestalt
jenes Thieres annahm. Indessen da die Indier diesen Eber
auch Varaha, Kidi und Sugara, d. i. einen wilden
Bergeber nennen, so kann er auch ein Symbol der Stärke,
Wildheit und der Rache seyn. Er hält nämlich die Erde
auf seinem Zahne, welches Stärke andeutet; er ist wild,
denn mit eben diesem Zahne streckte er den Riesen Iran-
ja zu Boden, und zur gerechten Strafe, sog er das Blut
aus seinem zerfleischten Körper. Diese dritte irdische Er-
scheinung Vishnu's zeigt abermals deutlich, daß die
Chronologie und Geschichte der Indier nicht über die Zeit
der allgemeinen Ueberschwemmung hinausgehe **), und
demnach fällt denn Holwels System der indischen Zeit-
rechnung über den Haufen.

Die

*) *Saturnalia. Lib. I. cap. 20.*

**) Aber vorhin deutete doch der Verf. ziemlich merklich die
zweyte Erscheinung Vishnu's auf die Schöpfungsepoche, so-
gar nach Mosaischen Nachrichten, oder um richtiger zu sagen,
auf den Mythos vom paradisischen Leben und Sündenfalle. In
allen solchen Deutungen werden ihm wahrscheinlich Wenige
beytreten, obwohl, was ich nicht leugnen will, eine gewisse
Uebereinstimmung, und ein Zusammenfließen vieler ähnlicher
morgenländischer Traditionen in eine Urquelle, bey weitem
mehr Wahrscheinlichkeit hat, als die Künstliche von Jones
und unserm Verf. getroffene Herleitung der Götter Griechen-
lands und Roms aus indischen Mythen. Noch will ich bemer-
ken, daß ich die sogenannte Sündfluth, immer nur im Cha-
rakter des Verf. dieses Werkes, eine allgemeine Fluth nenne;

Die vierte irdische Erscheinung Vishnu's, Narasinhavadaram genannt, gieng, wie dieser indische Name schon andeutet, in der Gestalt eines Geschöpfes vor sich, dessen Bildung zum Theil mit einem Löwen, andern Theils mit einem Menschen Aehnlichkeit hatte. Die Veranlassung zu dieser Erscheinung gab gleichfalls der Dämon Irannja, welcher, obwohl schon zu verschiedenen Mahlen getödtet, dennoch immer wieder auf die Erde zurückkehrte, und unter den Menschen seine Verehrung begründen wollte. In diesem Geschäfte aber widersezte sich ihm Paragaladen, ein Mann von alter Rechtschaffenheit und altem Glauben, der dagegen sehr viel Böses von dem Dämon erlitt. Hierauf erschien Vishnu in der angegebenen Gestalt, besiegte den Irannja, befreyte den Paragaladen von den bisher erlittenen Verfolgungen, und führte die Verehrung seiner selbst auf der Erde ein *). Wahrscheinlich ist diese, und vielleicht manche andre der Erscheinungen Vishnu's, bloß in der Absicht von den Brahmanen

es sey denn, daß man die überall zusammenstimmende Sage der alten Welt, in Gemeinschaft mit vielen physischen Bemerkungen, auf eine Revolution der Erde, vermittelst einer allgemeinen Fluth deuten wollte; dann würde die sogenannte antediluvische Geschichte, nicht mehr als die Geschichte der Bewohner einer ganz eben so wie izt gestalteten Erde anzusehen seyn, wir würden uns noch weniger über ihre Dunkelheit wundern, ihre geringe Zuverlässigkeit deutlicher einsehen, und könnten dann unsre Chronologie gleichfalls richtiger von der Sündfluth, als von der sogenannten Schöpfung an datiren: denn jene würde uns für diese gelten, gerade wie etwa den vor-noachischen Menschen eine frühere, vielleicht ähnliche, oder auch unähnliche Revolution, für die Epoche ihrer Welterschöpfung galt.

*) Eine Abbildung dieser irdischen Erscheinung Vishnu's giebt Pivati a. a. O. Th. 8. Taf. 21. Fig. 2.

erdichtet, um den ursprünglichen Dienst des Vishnu zu befestigen, und das Volk, sowohl durch die der Tugend verheissenen Belohnungen, als die dem Verbrechen gedroheten Strafen, in seiner Pflicht zu erhalten. Nachdem die Fluth auf der Erde eingetreten war, kam die Verfündigung in grössere Betrachtung, und daher erschien Vishnu, als welterhaltende Kraft, nun öfter, bald um die Gottlosen zu strafen, bald um den Frommen Beystand zu leisten.

Zum fünften Mahl trat Vishnu in der Gestalt eines Pygmäen auf, und diese seine Erscheinung führet den Namen Vamana. Bali nämlich, ein König, soll der Sage nach, sich gegen Götter und Menschen aufgelehnt haben. Man glaubt gewöhnlich, dieser König habe wirklich auf der Erde regiert, aber das Buch Amaraśinha macht den Bali zum Herrscher der Unterwelt, und dieses Buch verdient in Rücksicht der alten Mythen unläugbar grössern Glauben, als die Fabeln des grossen Haufens. Bali ist also ein Dämon, den Vishnu gleichfalls besiegte, obwohl er es nicht hindern konnte, daß er nicht noch immer alljährig, von seinem unterirdischen Sitze her, die Oberwelt besuchen sollte. Doch vertreibt ihn Vishnu jedes Mahl wieder, und weist ihn in die Unterwelt zurück. Dies hat Veranlassung gegeben zu dem Feste Onam, welches in Malabarien im August, an andern Oertern aber im November feyerlich begangen wird. Die Indier kleiden sich neu zu diesem Feste, kämpfen mit einander *), streuen Blumen

*) Wer in diesen Kämpfen bleibt, wird nach der Meynung der Indier, in den Himmel erhoben, denn er hat gleichsam dem Dämon Widerstand geleistet, und sich für die Sache seines Gottes Vishnu dem Tode unterzogen. Da es nun aber nicht wahrscheinlich ist, daß die Indier sich freywillig, zum Andenken an eine durch den Belus oder sonst einen König ihnen zugesagte Niederlage, sollten tödten lassen: so hat man in dieser Sitte, wohl mehr eine zum Grunde liegende religiöse My-

in den Straßen hin, und freuen sich des gegenwärtigen Reichthums an Früchten.

Gewöhnlich heisst zwar die Unterwelt bey den Indiern Pádálam, das Buch Amaraſinha aber nennt sie Baliſatma, oder den Wohnſitz des Königes Bali, und dies beweiset deutlich, wie irrig diejenigen handeln, welche dieſe Erſcheinung Viſhnu's auf den aſſyriſchen König Belus, oder einen indischen Beherrſcher anwenden. Bali bezeichnet im Samſcrit auch ein Opfer, da nämlich den Dämonen, oder vielmehr Geſpenſtern, welche in der Unterwelt umherwanken, und Bhûder heißen, zur Nachtzeit Reis als Speiſe hingestellt wird. Auch dies beweiset wieder, daß Bali nicht ein wirklicher, ſondern ein erdichteter Herrſcher iſt.

Auf einem Gemählde, das dieſe Erſcheinung darſtellt, befindet ſich Viſhnu in Geſtalt eines Zwerges, mit einem Schirme verſehen, und faſſet mit den Händen das Waſſer auf, welches ihm Bali aus einer Flaſche, oder einem Gefäſſe, zum Waſchen in dieſelben gieſſet. Das Gieſſen des Waſſers in die Hände der Brahmanen, iſt eine Art von heiligem Eide, durch den ſich die Könige und andre Leute, gegen die Götter und Brahmanen, zur Haltung ihres Verſprechens, verbinden.

Der ſechſten irdiſchen Erſcheinung Viſhnu's iſt ſchon oben ausführlicher Erwähnung gethan, ich will aber, zur gröſſern Aufhellung dieſes Gegenſtandes, noch eines hierhergehörigen Gemähldeſ denken, welches den Krieg des Shriráma mit dem Rávana, oder den Kampf zwiſchen dem jugendlichen Bacchus und dem Pluto darſtellt. Auf dem obern Theile dieſes Gemähldeſ wird man

the, als wahre Geſchichte zu ſuchen. Von dem hier erwähnten Feſte S. Sonnerat a. a. O. Th. 2. B. 3. Cap. 5.

die berühmte Stadt gewahr, welche Rávana auf der Insel Ceylan besaß. Affen und Bären, die Begleiter des Shriráma, und rüstige Kämpfer, belagerten die Stadt, eroberten sie und lockten ihren Besitzer, sammt seiner ganzen Giganten- und Menschenschaar, auf das offene Feld hinaus. Zur linken Seite auf diesem Felde, fährt oberhalb auf einem mit vier weissen Rossen bespannten Wagen, Laekshen einher, ein Bruder des Gottes Shriráma, und schnellet auf den Riesen Indracittern, der ihm entgegen eilet, einen Pfeil ab. Der Riese stürzt vom Wagen herab, aber ein anderer seines Geschlechtes mit einem Eselskopfe, hält die Pferde an, die sich vom Wagen losgerissen haben. Unterhalb wird man den Kampf zwischen dem Shriráma und Rávana selbst gewahr. Jener steht da, braun von Farbe am ganzen Körper, und drückt einen Pfeil ab gegen den Rávana: hierauf haut er die Hände ihm ab, und den Eselskopf, der über seine andere zehen Köpfe hervorragt, und stürzt endlich dieses mit zwanzig Armen, Pfeilen, Aexten, Schwerdtern und Schilden bewaffnete, vielköpfige und riesenartige Ungeheuer zu Boden. Nun fallen die Affen auf sein Heer, greifen die Giganten, Menschen, Pferde und Elephanten an, die ihn begleiteten, zerstreuen, tödten, steinigen sie, und füllen das Schlachtfeld mit Leichnamen an. Shriráma hatte seinen Affen befohlen, sogleich, wenn sie ihn den Bogen anlegen sehen würden, Rávana's Armee mit Steinen anzugreifen, damit, wenn sein Pfeil das Ziel verfehlen sollte, die Wuth des Angriffes dadurch nicht unterbrochen würde, und er nicht das Ansehn bekäme, wie wenn ihn Furcht, oder das Gefühl einer Gefahr anwandle. Daher erblicket man denn auch auf diesem Gemälde fast alle Affen mit rothen Steinen bewafnet, und indische Palmzweige in ihren Händen, mit denen sie das Heer Rávana's, oder des Gottes der Nacht, von welchem es heisst, daß er den Tod in Ketten mit sich führe, angreifen. Diese Art des Streites nämlich ist, wie jeder weiß, den Affen sehr gewöhnlich, Rávana oder Pluto, König der reichen Insel Laenga, oder Ceylan, gieng, als Gott der Schätze und Reichthümer, dem Shriráma won

gerüftet entgegen. Unter Shrirama aber kämpfte der Silen Hanuman, der Heerführer und Vater der Affen. Er betet mit gefalteten und erhobenen Händen den Sieger an, und erscheint hier braun von Farbe, und mit Hörnern versehen.

Die siebente irdische Erscheinung Vishnu's, gieng in Gestalt eines starken und tapfern Helden vor sich, und so heist er Belabhadramā *). Man behauptet, diese seine Erscheinung habe zur Absicht gehabt, die Riesen und hochmüthigen Menschen zu zähmen, die Götterverehrung zu begründen, die Opfer wieder einzuführen, und die verschwundene Gerechtigkeit wieder in die Welt zurück zu rufen.

Bey der achten dieser Erscheinungen, trat Vishnu als Held oder König, unter dem Nahmen Parasurāma auf. Para bezeichnet im Sanscrit eine herrliche, vor andern sehr vorzügliche Sache, Su aber ist eine Präposition des Lobes und der Ehre, welche dem Nahmen vorgesetzt zu werden pflegt, um die Güte und Trefflichkeit der durch sie bezeichneten Dinge, anzudeuten. Der Name Parasurāma also stellt Ramān, als den höchsten, besten und vorzüglichsten unter allen Göttern dar; ja, die nördlichen sowohl als die südlichen Indier erheben diese Erscheinung Vishnu's, oder vielmehr diesen Gott selbst in dieser seiner Erscheinung, mit dem glänzendsten Lobe, obwohl sie in den Umständen, welche nicht allein hier, sondern auch bey den übrigen irdischen Auftritten der Art eintraten, sehr von einander abweichen. Selbst über die Ordnung und Reihe dieser Erscheinungen sind sie verschiedner Mey-

*) Dieses Wort nämlich bezeichnet einen solchen Helden.

nung, und die z. B. welche wir hier nach der Angabe der mittäglichen Indier, als die achte aufzählen, gilt bey den nördlichen Bewohnern des Landes für die sechste.

Vishnu, bey seiner Erscheinung unter dem Nahmen Parufaráma, betrat in eben der Art, wie Shriráma, mit dem er überhaupt hier ein und dasselbe Wesen zu seyn scheint, zuerst den irdischen Schauplaz, im Königreiche, oder vielmehr in der Stadt Ajódja. Sachkundige Männer setzen diese Stadt nicht ferne von Patná, an den Fluß Devá, welcher nahe bey Ciaprà in den Ganges fließt. Demzufolge ergiebt sich's aus dem Vaterlande und den Thaten Parafuráma's, wie auch aus der Etymologie dieses Namens, daß ein und derselbe Gott, nämlich Vishnu, unter der veränderten Hülle des Namens Ráma, häufig von den Brahmanen, als auf der Welt erscheinend, dargestellt, und als Veranlassung dazu die Absicht angegeben werde, bald diesen oder jenen Tyrannen und Dämon zu vertreiben, zu besiegen, oder zu tödten.

Zum ersten Mahle soll Parafuráma auf der Erde erschienen, und in ganz Indien sichtbar geworden seyn, um den Cartaviraguen, oder einen Herrscher und mächtigen Giganten, — denn dies ist die Bedeutung jenes Namens — zu tödten. Schon hieraus erhellet, daß der Erfinder dieser Göttererscheinungen, ihre Nahmen aus der Natur der Sache, die er behandeln wollte, entlehnet, und sie demnächst in Personen umgewandelt habe. Ja es leuchtet auch ein, daß diese Riesen nichts anders sind, als Wesen, die aus den Nahmen, Tapferkeit, Macht, Grausamkeit, Güte, Vortrefflichkeit u. s. w. erdichtet wurden, und sinnbildliche Kämpfe geführt, oder Niederlagen erlitten haben sollen, um dadurch symbolisch den Kampf der Sünde und Strafe, der Tugend und des Lasters, der Frömmigkeit und Gottlosigkeit u. s. w. anzu-

deuten, das Volk durch diese Fabeln zu unterrichten, und es zur Beobachtung seiner Pflichten anzuhalten.

Zum zweyten Mal erschien Parasuráma, um einige indische Könige, die Kshetrier zu unterdrücken und zu strafen. Sie hatten sich nämlich durch Ehrgeiz, Reichthum und Wollust von den eigentlichen Vorschriften der kriegerischen und königlichen Caste entfernt, behandelten das Volk mit grausamer Tyranney und setzten die Opfer und die Verehrung der Götter hinten. Um diese Tyrannen also zu ihrer Pflicht zurück zu führen, sie zu strafen, oder auch zu tödten, erschien demnach Vishnu, oder die personifizierte Welterhaltende Kraft, unter dem Nahmen Parasuráma. Dem allen zufolge sollte man fast glauben, daß diese irdische Götterererscheinungen erst zu der Zeit von den Brahmanen erdichtet worden seyen, als schon die Eintheilung des Volks in Casten, und seine bürgerliche Verfassung begründet waren. Wie hätte nämlich Vishnu oder Parasuráma in der Absicht auf der Erde erscheinen können, die Könige oder Kshetrier zu strafen, wenn diese damals noch gar nicht vorhanden waren, und also auch nicht von der Norm ihrer Caste abweichen konnten?

Aus dieser und andern Götterererscheinungen, vorzüglich aus derjenigen, in welcher Shriráma auftritt, ließe sich vielleicht mit einigem Grunde folgern, daß die Indier schon etwa um das Jahr 250 nach Abraham, ihre Könige, und eine bürgerliche Verfassung hatten, denn auf dieses Jahr verlegen mehrere christliche Kirchenschriftsteller die Erbauung der Stadt Nyfa in Indien, die Thaten des Bacchus, und den Beginn der Könige vom Geschlechte Pandava. Ich weiß sehr gut, daß viele Schriftsteller anderer Meynung sind, indem sie z. B. die Brahmanen von den Aegyptern oder Persern entspringen, dann um

das Jahr 540 vor Chr. von dem Cambyfes vertreiben, sich nach Indien begeben, und da ihre Schriften, ihre Gesetze und ihre Gottesverehrung gründen lassen, u. f. w. Diese und ähnliche Meynungen aber haben gar vieles gegen sich.

Die neunte irdische Erscheinung des Vishnu, in der Person des Krshna, ist schon vorhin ausführlich erläutert worden, und das bisher gesagte mag genug seyn zur Aufhellung dieses Gegenstandes, oder der irdischen Erscheinungen Vishnu's.

Kürzere Zusätze, Kupfererklärungen und Berichtigungen.

In Bezug auf die fünfte Kupfertafel ist noch zu bemerken, daß die Tularsipflanze, nach dem Berichte eines fachkundigen Mannes, eine Art von wildem malabarischen *Ocymum* ist.

Zu der siebenten Kupfertafel. Brahma wird mit vier Gesichtern abgebildet, und nicht eines derselben, sondern jedes hat ein bärtiges Kinn. Oben auf der Scheitel der vier Häupter dieses Gottes, raget die Trommetenmuschel hervor, als Symbol und Prinzip der Erzeugung durch Wärme und Feuchtigkeit.

Auf der neunten Kupfertafel befindet sich in jeder Figur, der Gott Vishnu, oder der indische Bacchus Shriráma, unter dessen Namen Vishnu auf der Erde erschien.

Auf der zehenten Kupfertafel ist Shiva mit fünf Köpfen abgebildet. Als Urheber der Erzeugung sitzt er in der Lotusblume, und unter ihm erblickt man einen Stier, das Symbol der erzeugenden Kraft. Aus jenen fünf Häuptern strömet der Ganges hervor, das Symbol des himmlischen Thaues und der Fruchtbarkeit, oder das Waf-

fer des Ganges, welches die Kraft der Entfündigung hat. Dieses Gemählde beweiset deutlich, daß der irdische Ganges ein Symbol des himmlischen Ganges sey, oder des himmlischen Thaues, vermittelt dessen die erzeugende Sonne, als Abbild des wahren Gottes, alles erfrischt und hervorbringt, und daß hieraus der ganze Aberglaube herzuleiten sey, demzufolge die Indier es für ein Glück schätzen, in den Fluthen des Ganges ihr Leben zu enden.

In eben der Wasserblume, in welcher *Shiva* oder die Sonne sitzend abgebildet ist, sitzt neben ihm die Göttin *Bhaváni* oder *Párvadi*, d. i. der hervorbringende Mond, welche ihrem Gemahl, der Sonne, mit einer Hand eine Lotusblume darreicht, wogegen sie von ihm einen Hirsch erhält, um anzuzeigen, daß sie in einen Hirsch umgewandelt, mit ihm in den Wäldern, oder eigentlich zu reden, im weiten ätherischen Gefilde umhertändele, was, wie die Werke der Brahmanen versichern, auch wirklich geschehen seyn soll. Der schon vorhin einmal genannte Pater *Markus a Tumba*, hält dieses Bildniß zwar für das des *Bráhma*, und es ist nicht zu leugnen, daß diese Gottheit überall im Lotus sitzend abgebildet werde, aber er hat nie mehr als vier Gesichter, also nicht fünf wie hier *Shiva*. Auch hält *Brahma* in der einen Hand ein Buch, *Shiva* einen Dreyzack; jener reutet auf einem Schwan, dieser auf einem Stiere, oder er hat doch, wenn er im Lotus, als Erzeuger sitzt, immer einen Stier, oder eine Haubenschlange neben sich, zum unterscheidenden Kennzeichen seiner vom Gotte *Brahma*.

Die zweyte Figur auf eben dieser Kupfertafel, stellt den schrecklichen, rührenden Vernichter *Shiva* dar, umgeben mit Menschenköpfen, und auf einen Riesen, oder eine menschliche Gestalt tretend. Die Brahmanen erzählen, die Göttin *Shakti*, oder die Natur, sterbe alljährlich einmahl ab, indem alle Stämme, Kräuter, Früchte und die übrigen Vegetabilien, einmahl im Jahre hinwelken und gleichsam verderben. Daher zieht *Shiva* den Schedel

der sterbenden Göttin Shakti, in jedem Jahre auf einen Faden, und hängt ihn um seinen Hals. Weil dies nun fortwährend geschieht, so entsteht daraus der ganze Kranz von menschlichen Schädeln, den man am Halse des Shiva erblickt *).

Auf der sechszehnten Kupfertafel, unter der zweyten Figur, befindet sich der Berg Meru zwiefach, oder vielmehr, man wird dort zwey Berge gewahr, die doch nur einen und denselben Berg, nämlich den Himala, Imau, oder Mern vorstellen. Auf einem dieser beyden Berge nun sitzt Shiva oder die Sonne, und hat ein Tigerfell unter sich ausgebreitet liegen. Aus seinem Wohnsitze, auf der Spitze des Berges, entspringt der Ganges, und strömet, wie die Sage der Indier erzählt, von da aus durch ihr ganzes Land hin. Die gaurischen oder bengalischen Jogi, ganz dieselben Leute, wie die alten Samanen, gehen noch heutiges Tages in eine Tiegerdecke gehüllet umher. Sie ahmen das unstäte, umherirrende Leben des Shiva, oder der Sonne nach, und verführen durch ganz Indien das heilige Wasser des Ganges, damit die Könige und deren Diener, welche nicht selbst an den Ganges gelangen können, dadurch mögen in den Stand gesetzt werden, sich mit diesem Wasser zu reinigen, und ihre Sünden darin abzuwaschen.

*) Der Verf. behauptet, in einer Abbildung bey Thom. Hyde habe die Gottheit Mitra ebenfalls eine Schädelverzierung, und geht so zu dem sonst schon, aus andern Gründen dargelegten Satze über, daß die Sonne Erzeuger und Vernichter, und Herr über Leben und Tod zugleich sey. Ein solches Bildniß kann sich nur allein in der *Historia religionis veterum Persar.* des großen Hyde allein finden, aber in der ersten und besten Ausgabe dieses Werkes, zu Oxford 1700. ist es gar nicht vorhanden, auch schwerlich in der zweyten, welche Sharpe besorgt hat.

Anmerk. d. Bearb.

Gegenüber auf dem Gipfel des andern Berges, sitzt in einer Lotusblume die Göttin Párvadi oder der Mond, mit einem Schwerdte, wenn ich nicht irre, in der Hand, und unter ihr strömt der Ganges aus dem Berge hervor, welcher, wie ihn einige nennen, Chandrasichara heisst. Dieser Name aber ist verderbt, denn er ist zusammengesetzt aus Ciandra (Tschandra), welches im Sanscrit den Mond bezeichnet, und aus Shegara, das einen Tragen den andeutet. Hieraus also schon erhellet, dass dieser Berg gleichsam den Mond trägt, und dass demnach die Göttin Párvadi, die auf seinem Gipfel ihren Wohnsitz hat, nichts anders ist, als der Mond, oder die Gaengadévi, die diesen Namen als Göttin des Ganges führt. Und hindurch wird nun alles dasjenige bestätigt, was oben vom Shiva, von der Párvadi, u. s. w. gesagt ist.

Auf der zwanzigsten Kupfertafel sind drey Bildnisse des Budha befindlich. Das eine stellt ihn mit untergeschlagenen Beinen, in einer Lotusblume sitzend dar. In dem andern erscheint er in der Gestalt, unter welcher er im Tempel zu Jagarnat verehrt wird, mit zwey Lotusblumen in den Händen. In dem dritten Bildnisse endlich wird man ihn mit untergeschlagenen Beinen, in nachdenkender Stellung gewahr, und dieses Bildniss ist ein tibetanisches. Bey dieser Gelegenheit merke ich aus dem handschriftlichen Werke des P. Marcus an, dass der grosse Lama, nichts weiter ist, als der oberste Lehrer der tibetanischen Religion, gleichwie alle Sekten in Indien einen solchen obersten Lehrer haben. Selbst der brahmanische König Rapolin auf der malabarischen Küste, versteht alle Geschäfte des tibetanischen Grosslama, und die Könige gehoramen ihm nicht nur in Sachen der Religion, sondern beweisen ihm auch durch ihre Besuche Verehrung. Ihnen allein steht ein näherer Zutritt zu ihm frey, den übrigen Brahmanen aber und heidnischen Indiern zeigt er sich bloß im Fenster, und ertheilt ihnen von da aus seinen Segen. Erhält er ein Schreiben des holländischen Gouverneurs zu Cochin, oder des Bischoffes zu Verapo-

Es, so wird die ihm anklebende europäische Unreinigkeit erst mit Wasser abgespült, und es alsdenn eröffnet.

Die zwey und zwanzigste Kupfertafel giebt außer dem Bildnisse des Ganesha, auch die Abbildung eines ehelichen Zeichens, das die Bräute und Frauen in Indien am Halse tragen. Ein solches Zeichen ist dem Gotte Ganesha heilig, und das hier abgebildete, war aus Holz gearbeitet, und mit Goldblech überzogen. Es stellt nach indischer Art den Lingam nebst dem Joni dar, um dadurch die Verbindung des Mannes mit seiner Gattin anzudeuten.

Auf der sieben und zwanzigsten Kupfertafel ist die Abbildung eines ehernen Denkmahls aus dem Museum des Cardinals Borgia beygefügt, das den Kopf des Gottes Apis darstellt. Zugleich bestätigt dieses Denkmahl die Meynung, daß der Apis ein Symbol der erzeugenden Kraft sey, indem er deutlich einen Phallus oder Lingam im Munde hält, welcher in natürlicher Gestalt senkrecht herabhängt. Apis ist ein verderbter Name, aus dem indischen Apen, der Erzeuger, der Vater *).

Die acht und zwanzigste Kupfertafel giebt die Abbildung eines brahmanischen Hauses, und der Frau eines malabarischen Brahmanen.

Auf der Kupfertafel, welche die indischen Münzen darstellt, befinden sich zwey unter der vierten und fünften Figur, von denen wir vorhin sagten, daß es goldene Viraguen seyen, und sie keine Aufschrift hätten. Dies ist aber folgendermaßen zu berichtigen. Die erste dieser bey-

*) Wir kennen den Verf. als einen leidenschaftlichen Freund der Etymologie. Ob die hier beygebrachte wohl mehrere Freunde finden sollte, als manche seiner andern Herleitungen und Erklärungen?

den Münzen *), ist eine goldene Pagode, oder ein Viraguen aus dem Reiche Carnate, bekannt unter dem Namen der Goldmünze des Nabob Hyder Ali Khan. Sie scheint den Gott Vishnu darzustellen, neben welchem die Göttin Laekshmi sitzt. Auf der andern Seite hat sie eine Inschrift, die wahrscheinlich in alten indischen Schriftzügen abgefaßt ist.

Die andere gleichfolgende Münze **) heißt gewöhnlich ein goldener Panam oder Fanon. Auch hier erblickt man den Vishnu in sitzender Stellung, mit untergebogenen Füßen, und auf der entgegenstehenden Seite wird gleichfalls eine Inschrift im alten indischen Charakter sichtbar.

*) Unter Figur 4.

**) Unter Figur 5.



J. H.
von Erx





Tab. I.



*Yagam.
nach einem Gemälde im Museo Borgiano.*

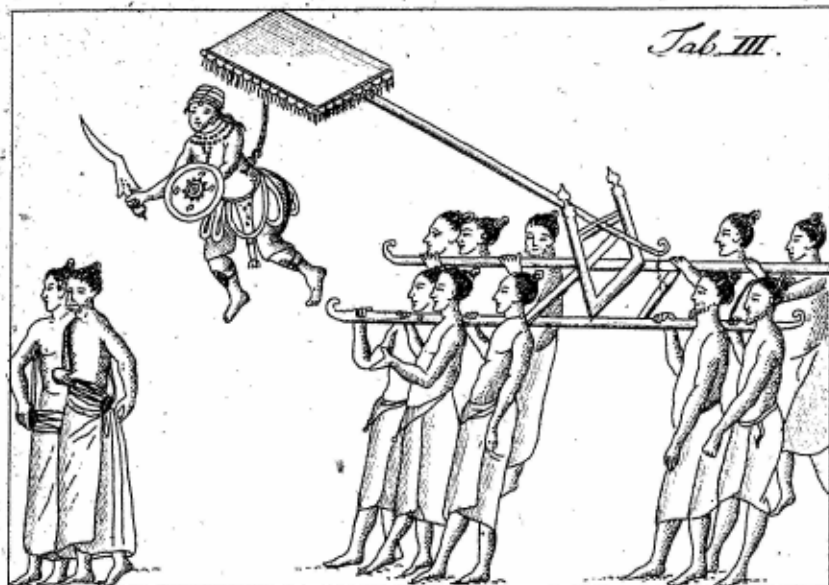
Tab. II.



*Homam
nach einem indischen Gemälde im Museo Borgiano.*



Tab. III.



Tuxam.
nach einem indischen Gemälde im Museo Borg.

Tab. IV.



Ciardhaya.
nach einem indischen Gemälde im Museo Borg.



Tab. VII.



1. Sarayasi. nach einem indischen Gemählde im Mus. Borg.
2. Yogra oder Gosvami.

Tab. VIII.



Brahma.
nach einem indischen Gemählde im Museo Borgiano.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

Tab. IX. a.



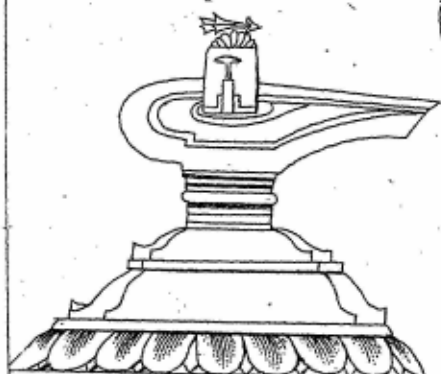
*Drei Bilder des Gottes Vishnu.
aus Erz.*



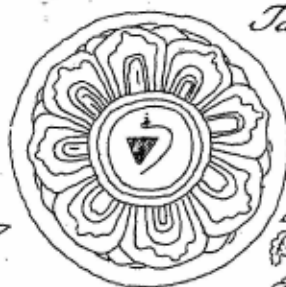
im Museo Borgiano.



Tab. V.



Lingam.
nach einem ind. Gein. im Mus. Borg.



Triangulum in Loto.

nach einem indischen Gemälde im Museo Borgiano.

Tab. VI.



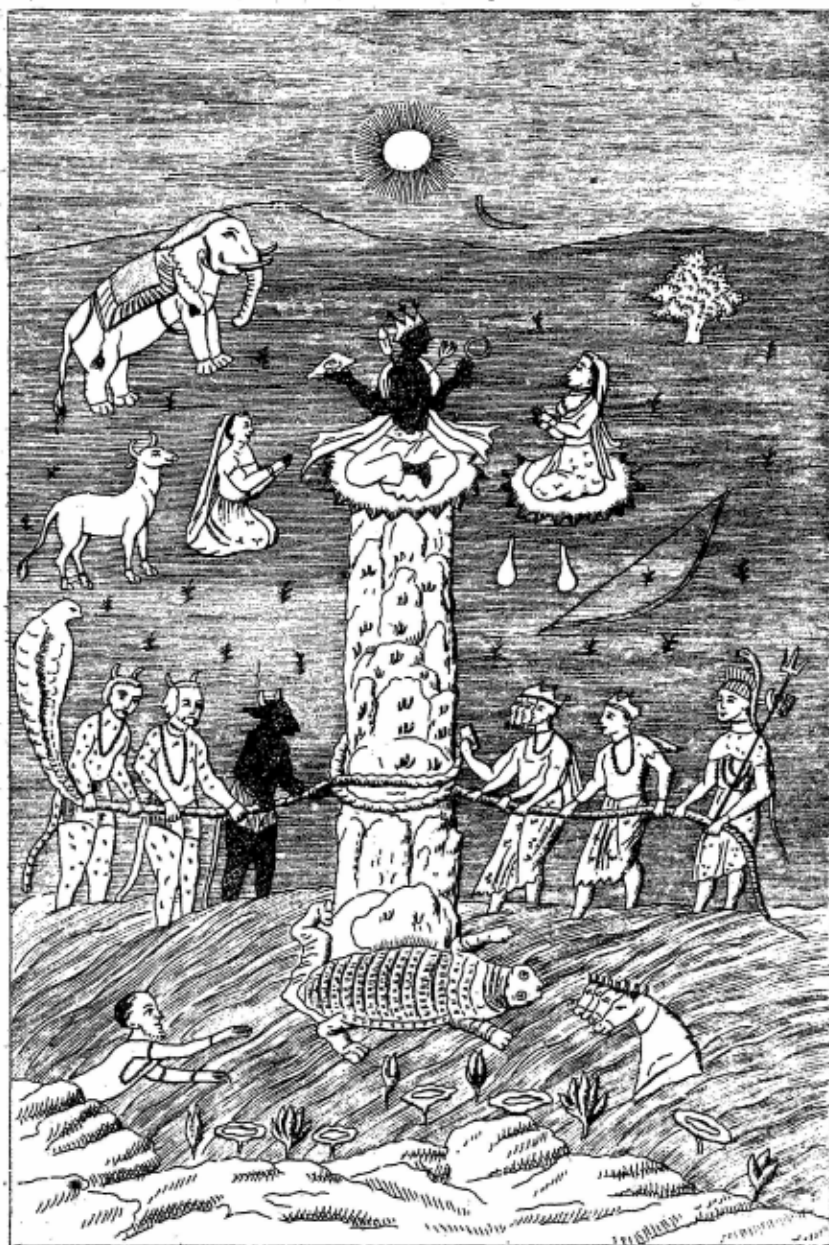
Reinigung der Brahmanen.
nach einem Gemälde im Museo Borgiano.





Erste Menschwerdung des Gott Vishnu.
nach einem ind: Gemälde im Mus. Borg.





*Zweite Menschwerdung des Gott Vishnu.
nach einem indischen Gemälde im Mus. Borg.*



*Shiva
und
Bhavani.*

*nach einem ind. Gem.
im Museo Borg.*



*Shiva der Rächer.
nach einem indischen Gemälde im Museo Borg.*





Tab. XI.

Zwey Bilder des Sarasvadi aus Erz im Museo Borgiano.



Tab. XII.

Drey Bilder des Laxshmi aus Erz im Museo Borgiano.



Tab. XIII. u. XIV. a.



*Parvati oder Bhavani.
aus Erz im Museo Borgiano.*



Tab. XIII. u. XIV. b.

Pārvati
oder
Bhavāni

nach einem
ind. Gemählde
im Mus. Borg.



Tab. XV. a.

Trimurti.
nach einem Gemählde
im Mus. Borg.

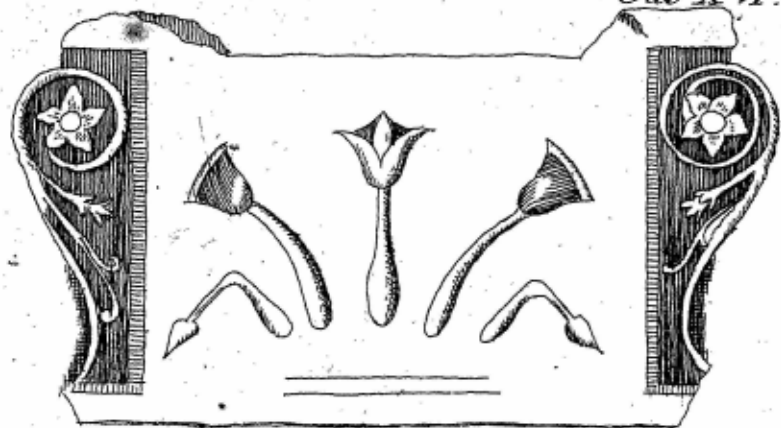


1871
1872
1873



*Gaudama .
aus vergoldetem Bleij im Museo Borg .*





Lotusblume

nach einem alten Marmor in Museo Borgiano.

Shiva u. Pärvadi.
auf dem Berg Meru.



nach einem indischen Gemälde in Museo Borg.



*Shrirama
u.
Sida.*

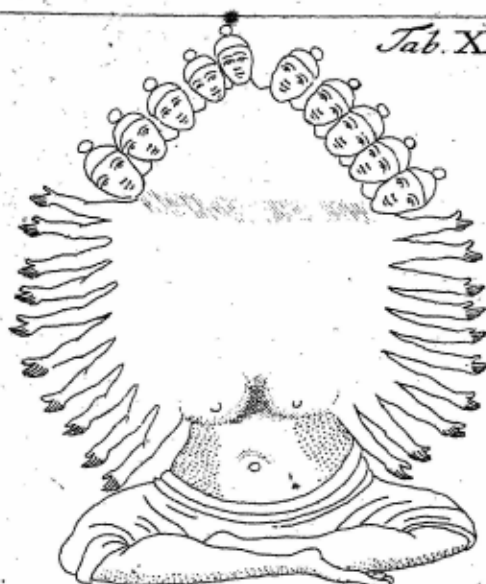
*aus Erz
im Museo Borgiano.*



*Shrirama u. Sida.
nach einem ind. Gem.
im Mus. Borg.*







Ravana

nach einem indischen Gemälde im Mus. Borg.

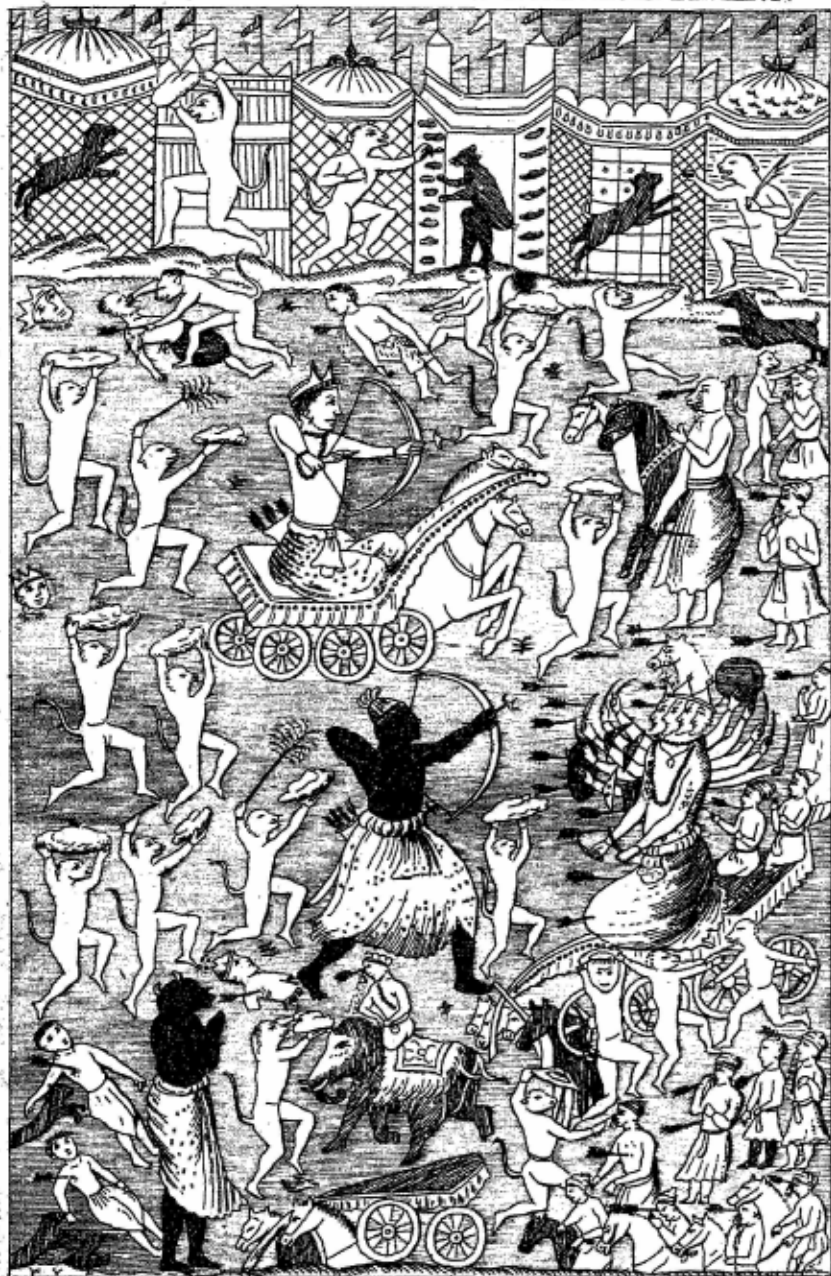


Hanuman.

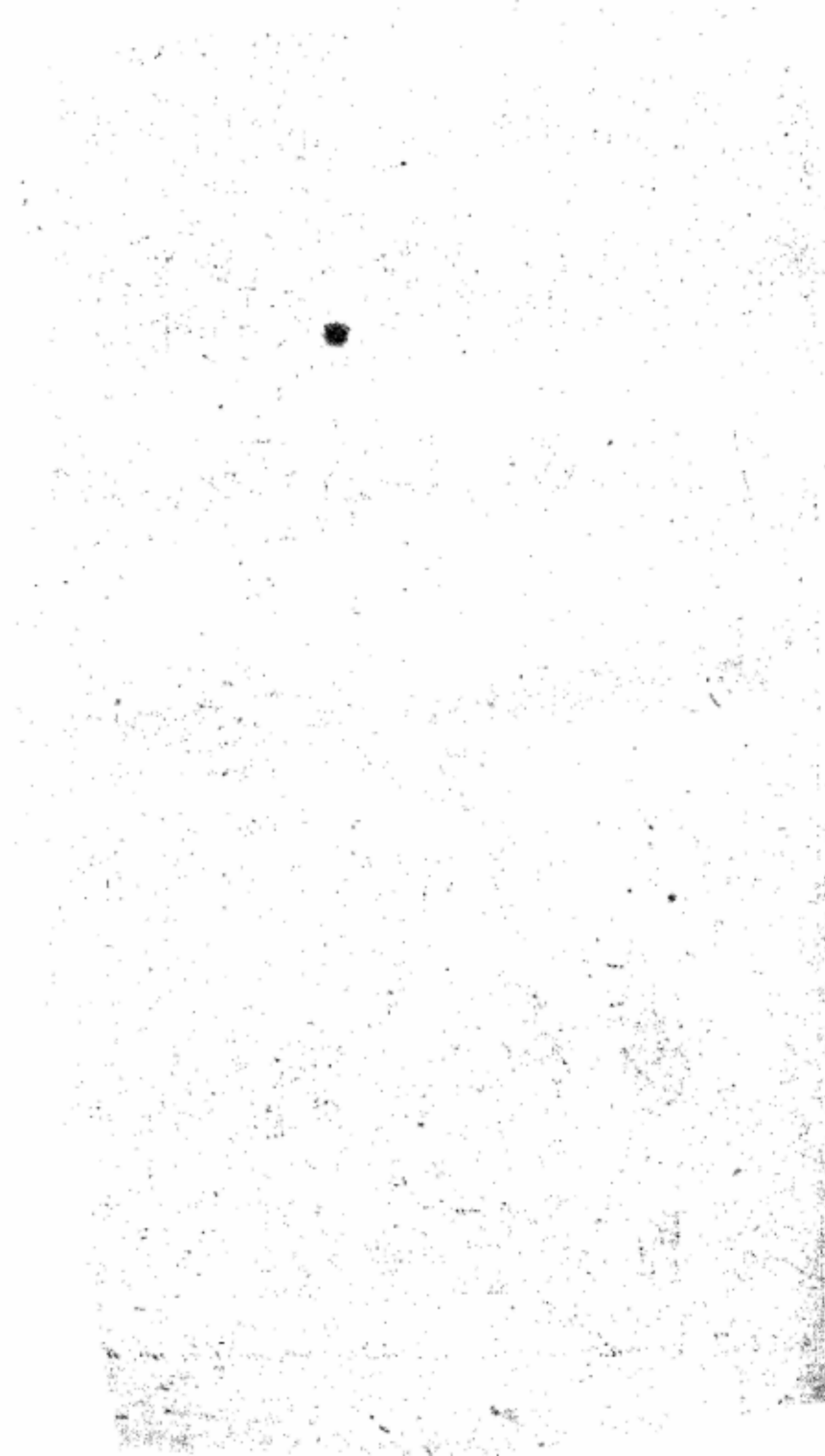
aus Erz im Museo Borgiano.

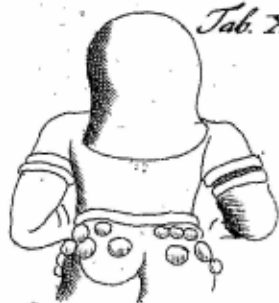
AS 17 1911

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX TILDEN FOUNDATION
100 N. 5TH ST. NEW YORK, N. Y.



*Krieg des Shrirāma gegen Rāvana.
Sechste Menschwerdung des Gott Vishnu nach einem ind. Gem. im M.B.*



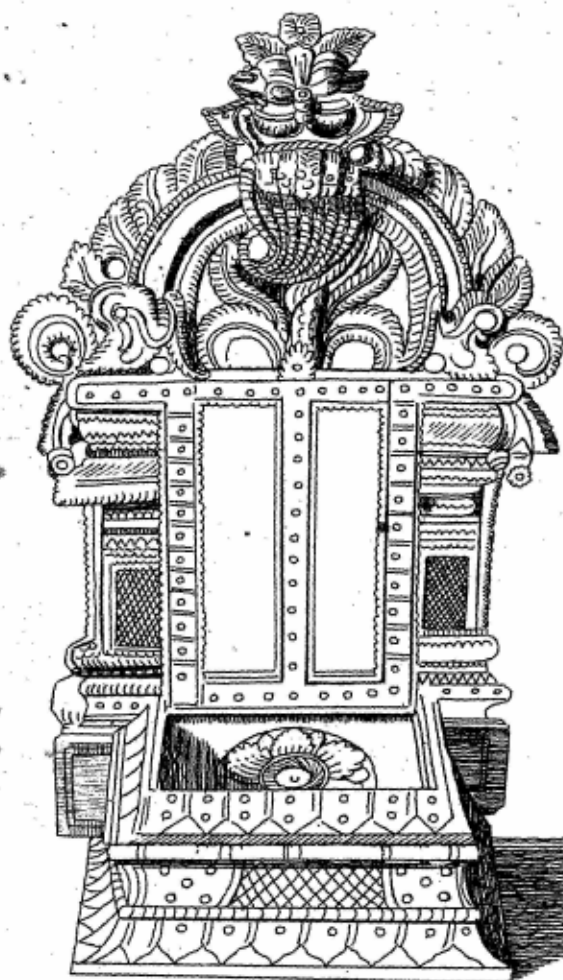


Krishna
aus Erz im Mus. Borg.



Krishna.
aus Erz im Mus. Borg.





Thron des Gottes Krishna aus Erz
im Mus. Borg. an seinem Fusse die Lotusblume
weiter oben unter dem Gesichte des Gottes Shiva
der wache Pytho mit fünf Koeppen.





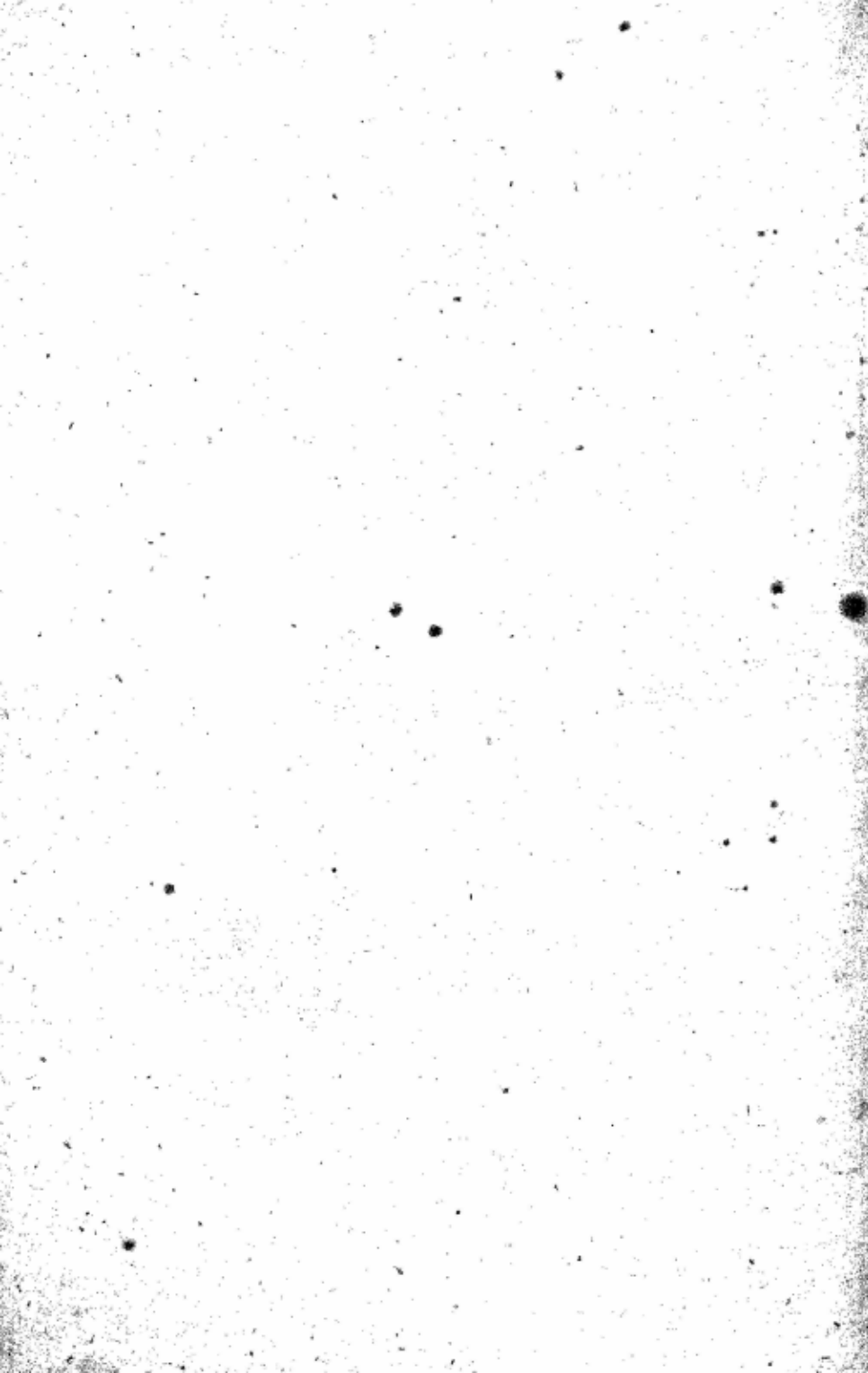
Budha
aus Erz
im
Mus. Borg.



Budha
aus Erz
im
Mus. Borg.



Budha im Tempel Jagarnat.
nach einem indischen Gemälde im Museo Borg.

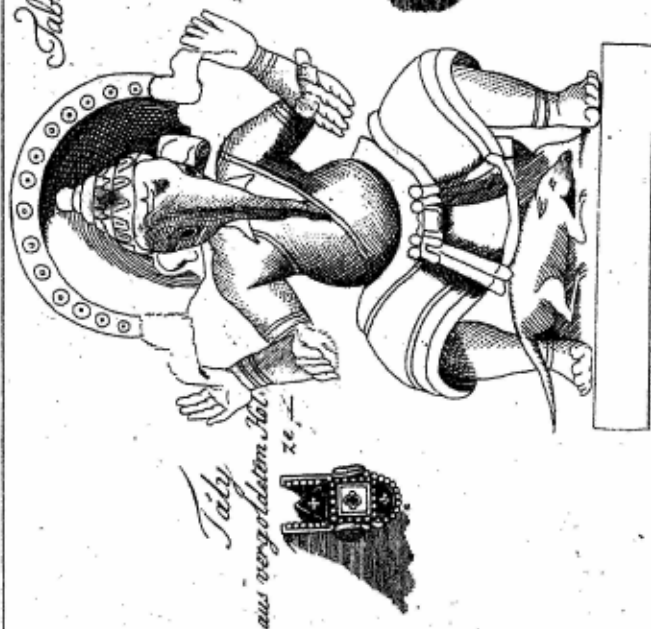




*Lehende Menschwerdung des Gott Vishnu.
nach einem indischen Gemälde im Museo
Borghese.*



Tab. XXXII.

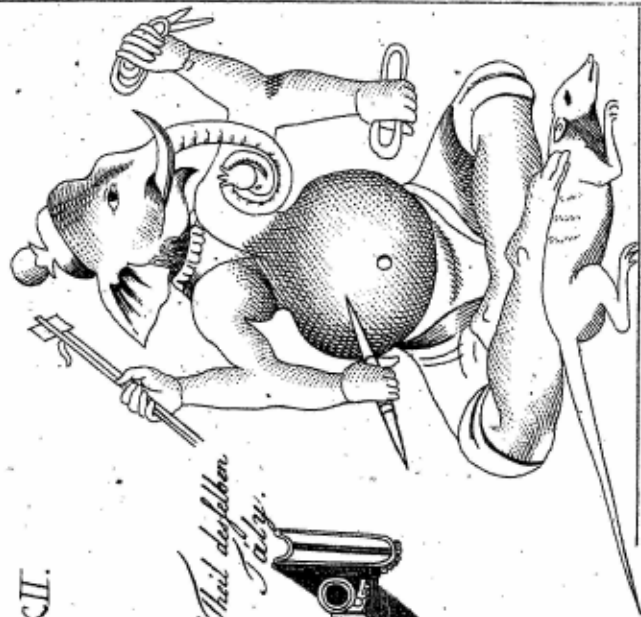


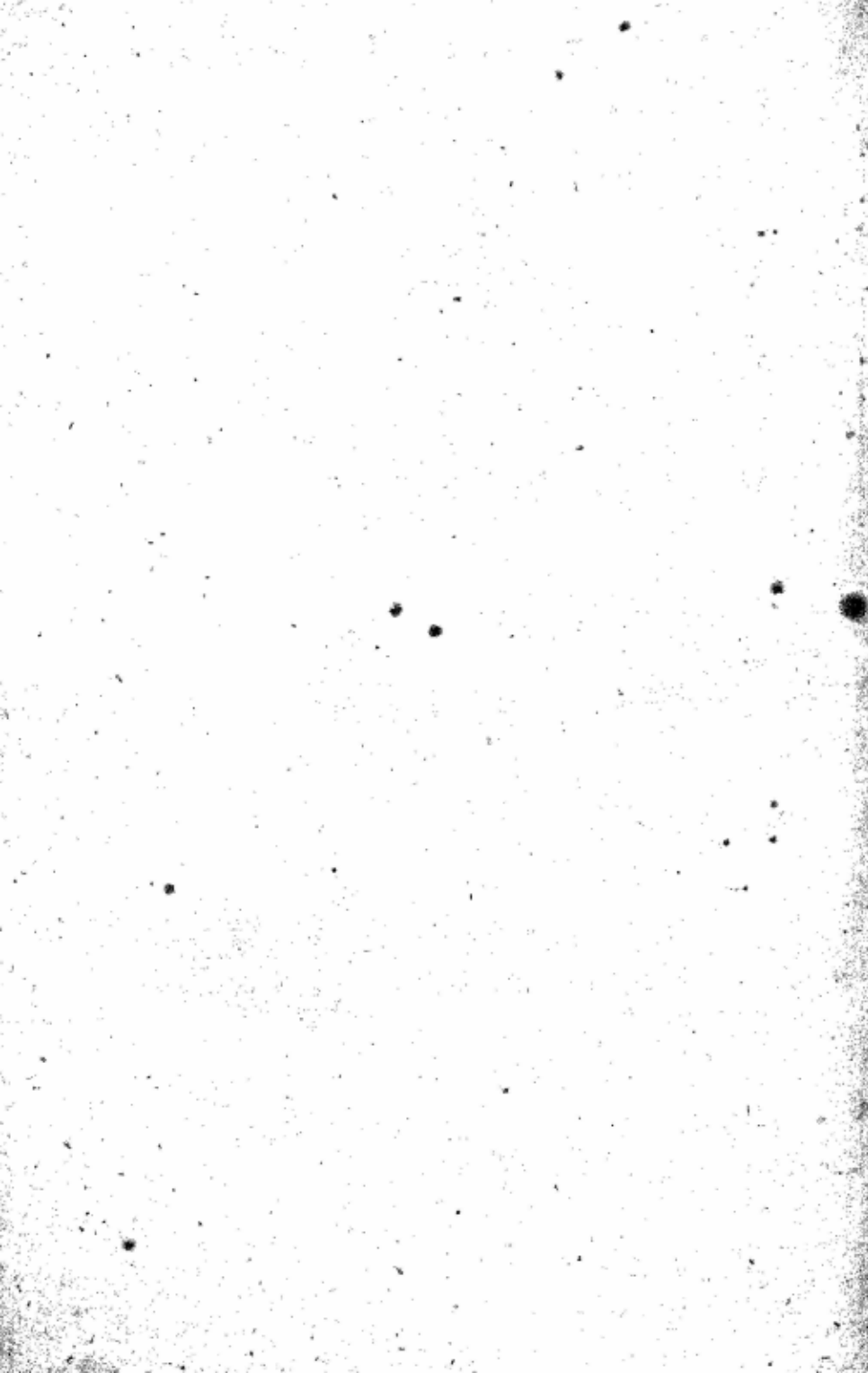
22. Teil deselben
Täty.

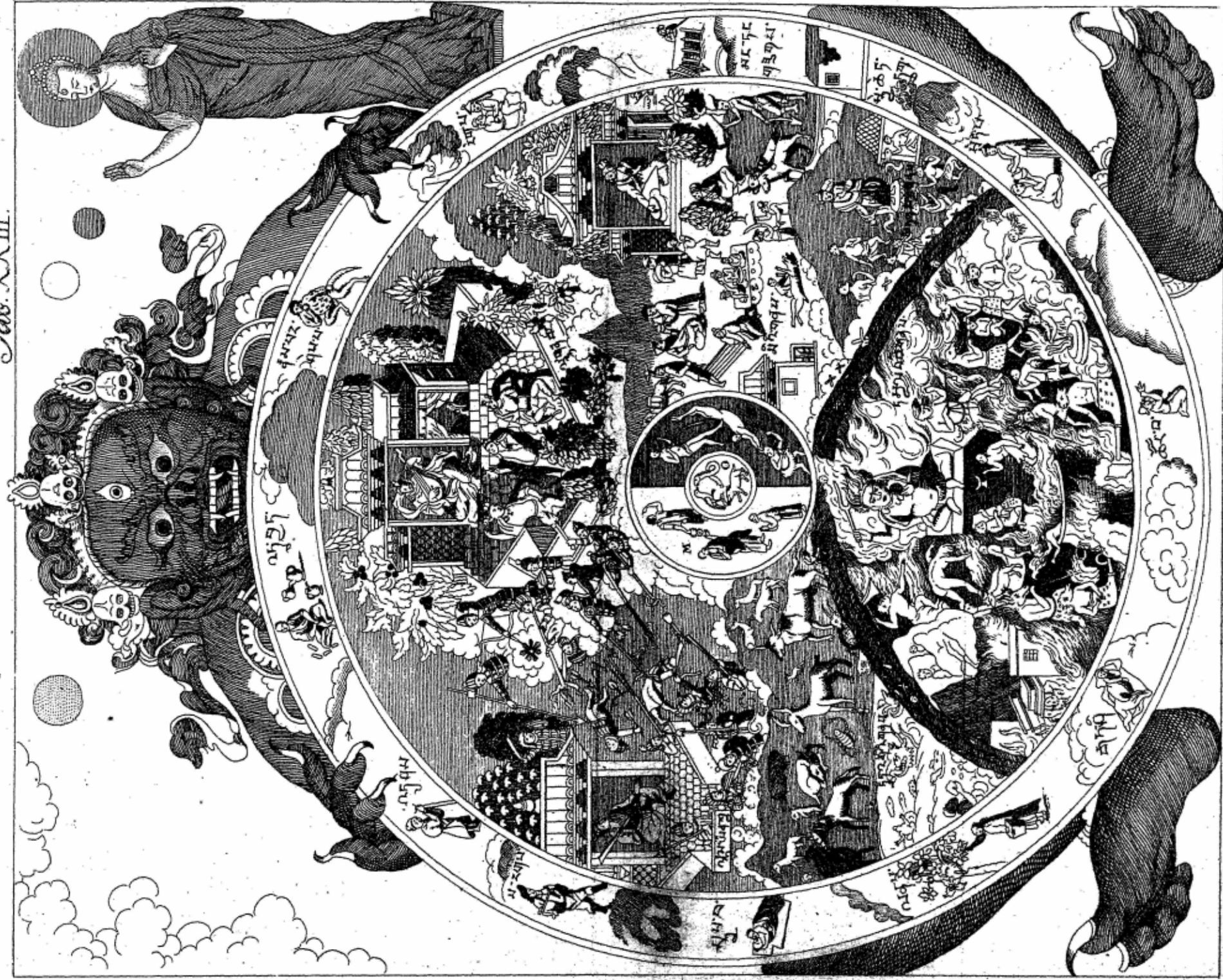


Ganesha
aus dem Holz. Mäve im Mus: Borg.

Ganesha
aus einem ind. Gemahle im Mus: Borg.







TRIBUNAL DES YAMA,
im Mus. Borg.

von einem Tibetänischen Maler Jon-de-la-hu-ri, nach einem heiligt Original in Chapungo Chafon
copiert.

Tab. XXIV.



Indra nach einem ind. Gemahle im
Mus. Borgiano.



Ein indischer tib.

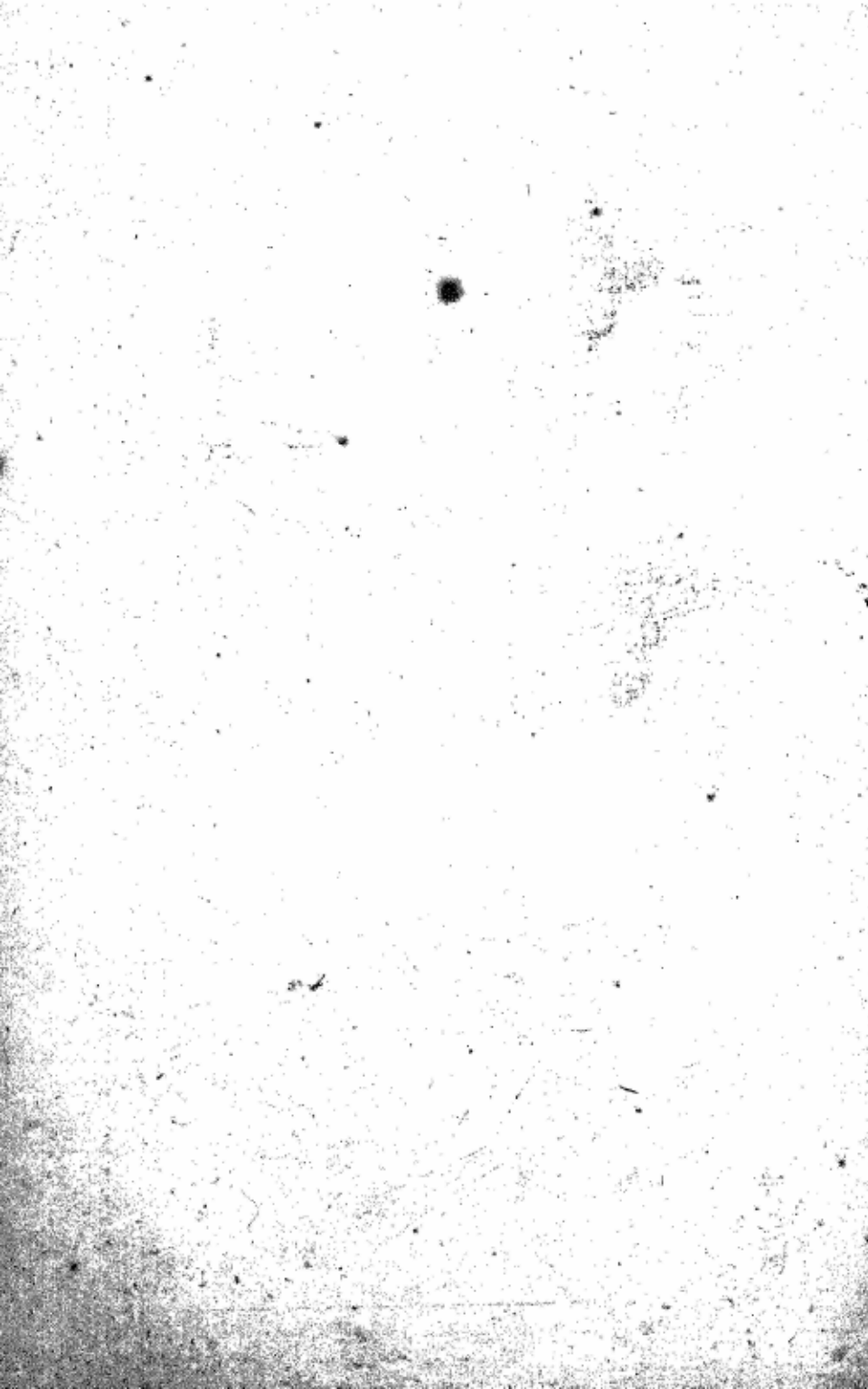
tanischer Talisman aus
weisem Marmor im Museo Borg.



Tab. XXV.



Kamadeva
nach einem Gemahle im Mus. Borg.



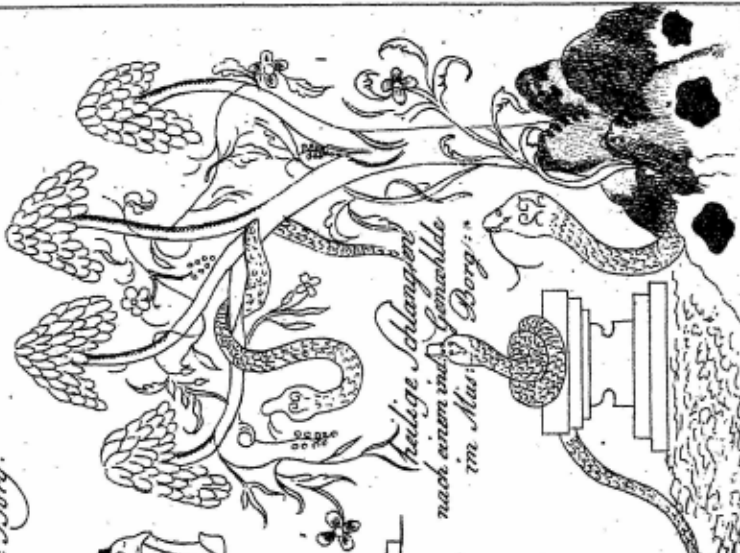
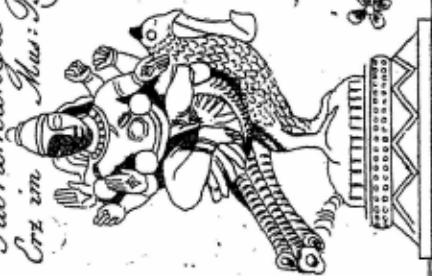
Kopf d. v. Apidus
aus dem Longam
aus C. Bo
rg:

Subramanya
aus C. z. im
Mus: Borg:

Tab. XXXVI. n. XXVII.



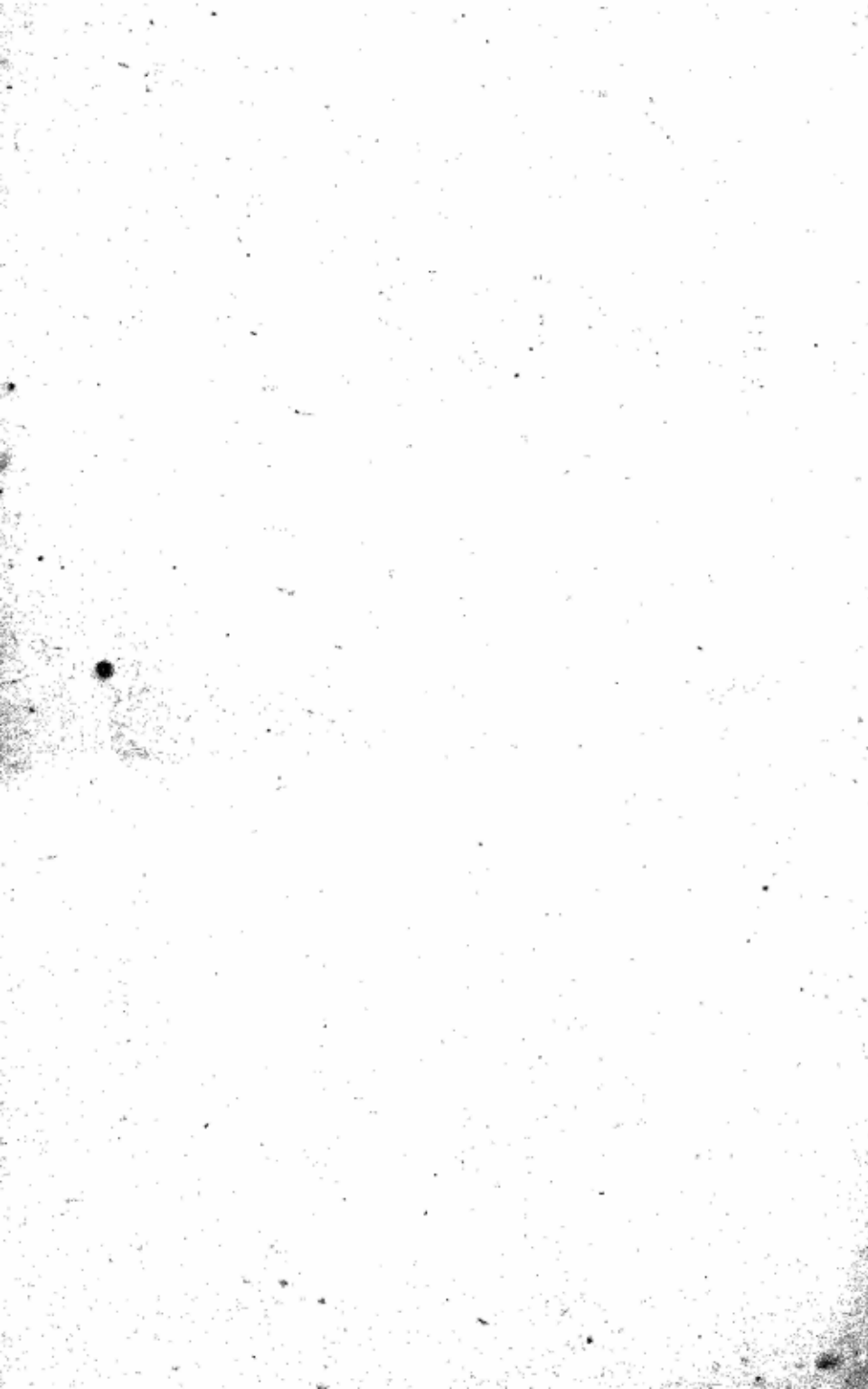
Subramanya
nach einem Gemälde in Mus: Borg:



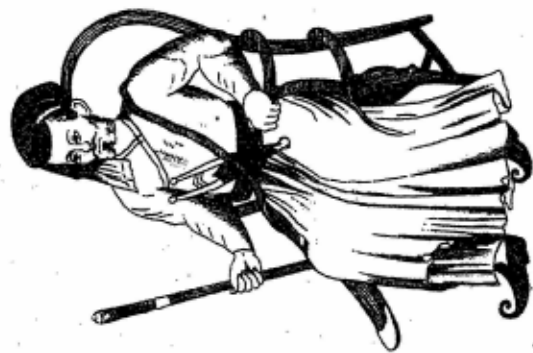
heilige Schlange
nach einem in Mus: Borg:







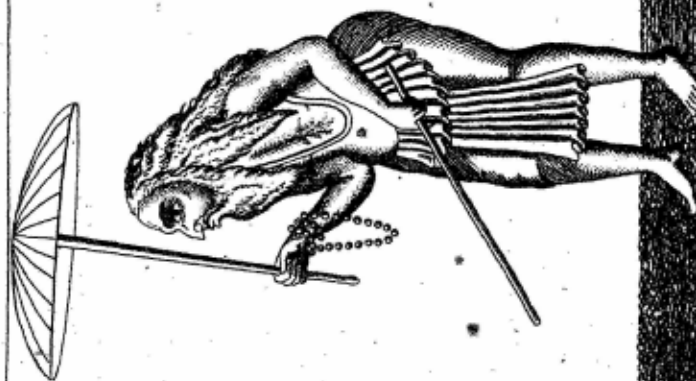
Tab. XXIX. a.



Rama
König von Java.
nach einem ind. Gemählde
van der Meer 1790.
de in Mus. Borg.



Tab. XXIX. b.



König Aracere, Börg.
nach einem ind. Gemählde im Mus. Borg.



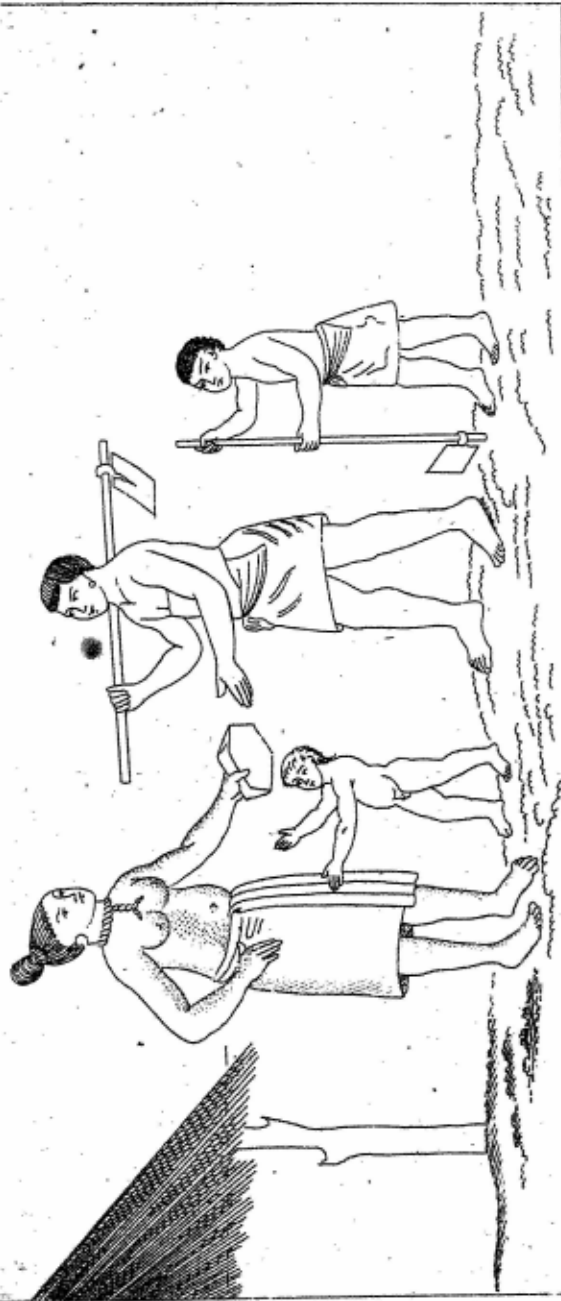
Tab. XXX.



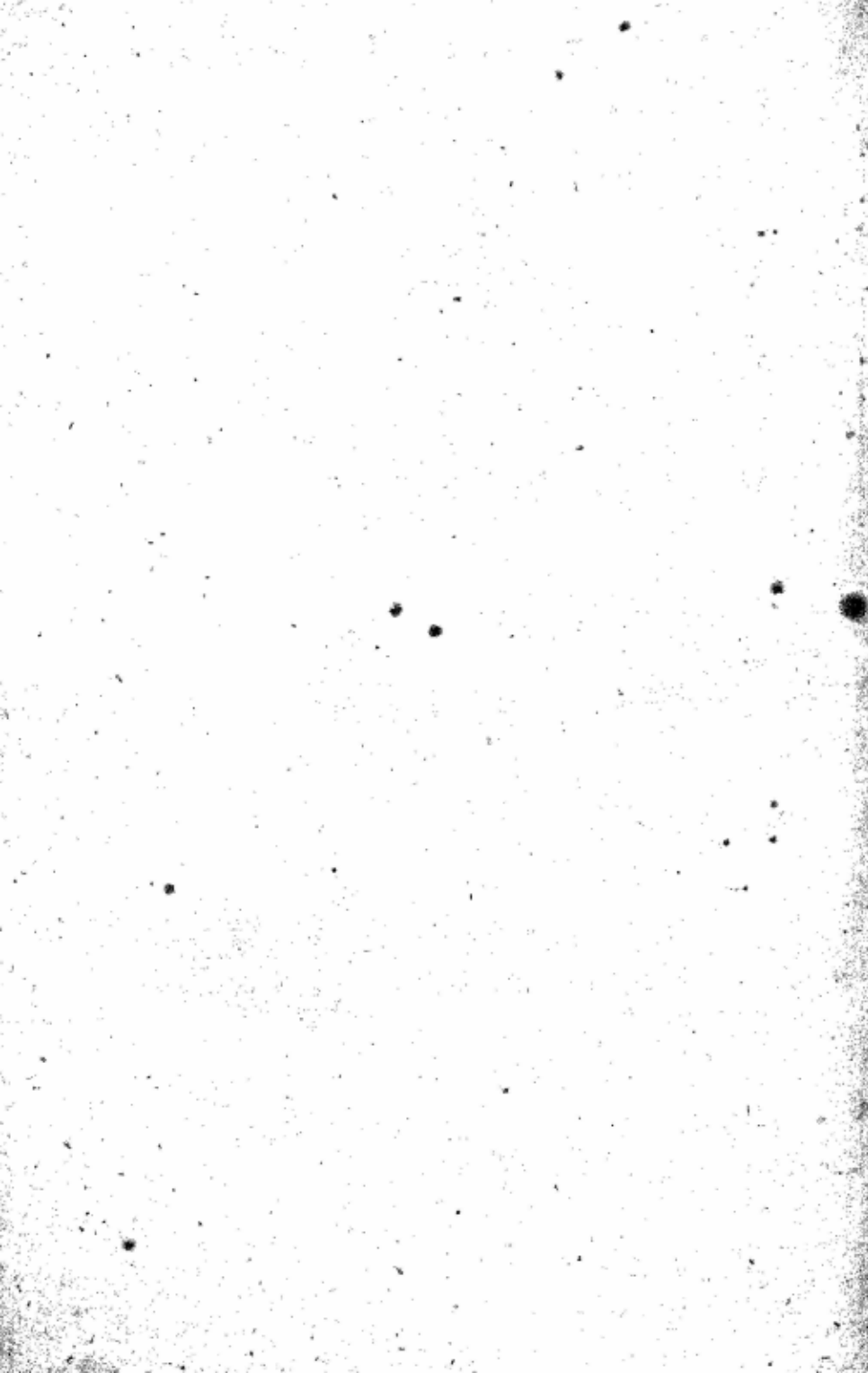
Tab. XXXII.



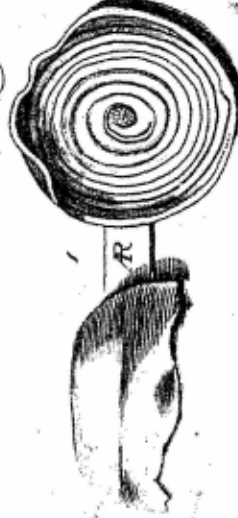




Petera,
nach einem ind. Gemälsde im Mus. Borg.



Indische Münzen im Museo Borgiano.



STANN.
12

NC 5 $\frac{C+}{11111}$

"A book that is shut is but a block"

CENTRAL ARCHAEOLOGICAL LIBRARY

GOVT. OF INDIA
Department of Archaeology
NEW DELHI

Please help us to keep the book
clean and moving.
